Biogr. C.
308 i
Sternberg, A. v.

Berühmte deutsche Frauen.

Zweiter Theil.

Berühmte deutsche Frauen

des

achtzehnten Jahrhunderts.

In Bildnissen zusammengestellt

von

A. v. Sternberg.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß des zweiten Theils.

Seite

Catharina II. 1

Elisabeth Charlotte 147

Maria Therese 223

Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar 281

Gräfin Albani 315

Catharina II.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Catharina II.

Wenn wir es unternehmen, das Bild dieser bedeutenden Fürstin unseren Lesern vorzuführen, so müssen wir nothwendig an unser Vorwort erinnern, in welchem ausgesprochen wurde, in wie weit wir uns mit der historischen Kritik und den biographischen Facten einzulassen willens sind. Besonders bei so weltbekannten und berühmten Erscheinungen, wie diese vorstehende eine bildet, kann nicht scharf genug die Aufgabe festgehalten werden. Es gibt Biographieen der Kaiserin, die einestheils elegant geschrieben, aber unwahr und durch Parteilichkeit entstellt sind, anderntheils solche, die sehr trocken und sehr gelehrt der Sache nützen, der äußern Erscheinung aber, die auch ihr Recht verlangt, schaden. Wir haben aus beiden Auffassungen für unsere Skizze gleichmäßig zu schöpfen gesucht, indem wir versucht, die Fehler beider zu vermeiden. Ohne unserer Darstellung das Inter-

esse eines Romans geben zu wollen, möchten wir ihr doch die lebhaften Farben sichern, die der Gegenstand, unserer Ansicht nach, erfordert, wir möchten aber auch nichts erzählen, was nicht aus glaubwürdiger Quelle geschöpft ist. Unter der Flut wahrer und unwahrer Anekdoten und Charakterzüge ist dies sicherlich nicht leicht zu bewerkstelligen, deshalb haben wir aus der trocknen Schilderung mehr aufgenommen als aus der eleganten, in der Ueberzeugung, daß der Gegenstand selbst schon so glänzend und in die Sinne fallend ist, daß er, wenn unter zwei ihm zustehenden Erfordernissen eins geopfert werden soll, es immerhin die Eleganz, nicht die Treue sein darf. Es kann uns demnach hier wie bei unseren anderen Frauenbildern nur darum zu thun sein, ein in Farbe und Gruppirung frappantes Bild der Zeit aufzustellen, dessen Mittelpunkt die erhabene und prunkvolle Gestalt der Fürstin bildet, von der unser Gemälde den Namen führt. Deshalb werden wir aus ihrem Leben und Wirken nur das hervorheben, was einen lebhaften Eindruck zu machen im Stande ist, durch das wir in wenig Zügen den Prunk, den Glanz und die Frivolität der Zeit zu schildern vermögen, in der unsere Heldin wirkte, und der sie den Stempel ihrer Individualität aufdrückte. Sehr wenig wird es uns dabei kümmern, ob diese oder jene Schlacht, diese oder jene

Unternehmung dabei aufgezählt oder vergessen worden ist; wir überlassen dies den Geschichtsbüchern und deren Registern. Dieser Prunk und dieser Glanz waren nicht blos äußerlich, die Strahlen gingen vom Nimbus des Geistes aus, und eine Schilderung, die diesen Glanz wiedergeben will, hat sich nach seinem Ursprung umzusehen, das heißt, ein gründliches Studium der Geistesströmungen und Meinungen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts muß den Grund bilden, von dem wirkungsvoll die Gestalten sich abheben. Catharina's Bild läßt sich nicht, auch selbst nicht bis zum geringsten Grade von Aehnlichkeit, vollenden, wenn man die Philosophie der Encyklopädisten, die socialen Theorieen Diderots und Rousseaus, kurz den ganzen Apparat der hochmüthigen und frivolen Weisheit des Jahrhunderts, das sich das aufgeklärte nannte, davon hinwegließe. Doch muß man hierbei vorsichtig zu Werke gehn. Zur Beurtheilung Catharina's ist nicht allein diese Geistes- und Meinungsphysiognomie der Zeit festzuhalten, sondern es sind noch zwei Gesichtspunkte unverrückt im Auge zu behalten, davon ist einer, daß man Catharina betrachte als in einer Zeit lebend, in welcher die unbeschränkte Fürstengewalt an der Tagesordnung war, der andere, daß sie sich als Herrscherin eines Reiches fühlte, das, wesentlich verschieden von anderen Völkern

und Reichen, in Gesetzgebung, Volksnatur und Boden seinen Fürsten eine besondere Weise vorschreibt, wie sie herrschen sollen. Die Größe Catharinens bestand darin, daß sie drei Aufgaben und Forderungen ihrer Zeit gleichmäßig zu lösen verstand. Sie nahm die herrschende Bildung an, weil die Zeit sie ihr vorschrieb, sie nutzte die unbeschränkte Fürstengewalt, weil ebenfalls die Zeit diese begünstigte, und endlich hatte sie die Klugheit und Vorsicht, nur so weit in Macht und Bildung zu gehn, als es der ursprüngliche Boden, auf dem sie stand, und die Natur seiner Bewohner zu seinem Heile erforderte. In der weisen Benutzung der Mittel zum Zweck liegt die Weisheit der Regenten; Catharina war weise. In dem Maaßhalten, wenn unbeschränkte Macht Einem gegeben worden, liegt Größe; Catharina war groß.

Hat die Nachwelt über die Größe Catharinens zu entscheiden, so wars die Mitwelt, der über ihre Berühmtheit der Ausspruch zustand. Es gab nicht leicht einen historischen Charakter, der so rasch zur Berühmtheit unter seinen Zeitgenossen gelangte, als Catharina. Hervorgegangen aus der Fürstenschule Friedrich des Zweiten, bereitete sie ihrem großen Meister abwechselnd Ruhm und Schrecken. Ein solcher Zögling fand neben seinem Lehrer keinen Platz zum Wirken; das Geschick, das Deutschlands Frieden nicht auf immer untergraben sehen wollte,

indem es zwei solche Kämpfer neben einander stellte, gab dem Einen Deutschland, dem Andern Rußland. Als deutsche Kaiserin wäre das eminente Talent Catharinens vielleicht Deutschlands Unglück geworden, als russische Herrscherin brachte sie in dieses Reich, das, seitdem das große Heldenbild Peters des Ersten in die Nacht versunken war, keinen energischen Herrscherwillen empfunden hatte, Ruhe, Frieden, Ordnung, Glück und Ruhm.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir nunmehr an unsern Gegenstand gehen.

Von den ersten Jugendjahren Catharinens ist leider sehr wenig bekannt. Sicherlich wäre es von großem Interesse, wenn wir die, die später so groß und allgewaltig wurde, in der Einfachheit und Stille des kleinen Fürstenhauses, in dem ihre Wiege stand, beobachten könnten. Die Markgräfin von Baireuth, die über tausend Dinge plaudert, spricht gerade über diesen nachbarlichen kleinen Hof kein Wort, nur einmal äußert sie bei Gelegenheit der Beschreibung der letzten Lebensaugenblicke des Königs, ihres Vaters, daß der Prinz von Anhalt beim Tode des Königs gegenwärtig gewesen sei. Am 25. April 1729 (nach einer unverbürgten Angabe bei Masson. Notes 20. Tom. I.: 1727) in Stettin geboren, woselbst ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst als Gouverneur und königlich preußischer

Generalfeldmarschall residirte, erhielt sie in der Taufe die Namen Sophie Auguste. Bei einem Feste in Berlin, wo sie mit ihrer Mutter und dem Vater erschienen war, glaubte sich ihr Ehrgeiz gekränkt, und sie sah sich als die jüngste Prinzessin und zugleich als die dem Range nach untergeordnetste, von der königlichen Familie zurückgesetzt. Das junge Mädchen empfand schon damals den Stachel dieser Kränkung lebhaft, und über einige spottende Reden der Prinzessin Amalie in Thränen ausbrechend, warf sie sich in die Arme ihrer Mutter, diese beschwörend, mit ihr sogleich nach Stettin zurückzukehren. Auf diesem selben Feste sollen die zwei Personen, die später ein so verhängnißvolles Geschick vereinigte, sich zum erstenmale gesehen haben: Catharina und der Prinz von Holstein-Gottorp, damals preußischer Lieutenant, später russischer Kaiser, Peter III.

Die Kaiserin Elisabeth, Tochter Peter des Großen, hatte 1741 den Thron bestiegen, und faßte im Jahre darauf den Entschluß, ihren Neffen, den Sohn der Großfürstin Anna, die an den Herzog von Holstein-Gottorp vermählt war, als ihren Nachfolger zu adoptiren. Zur Gemahlin wählte sie für diesen Prinzen die Tochter des Fürsten von Anhalt-Zerbst; es bewog sie zu dieser Wahl nicht die Politik, auch nicht, wie man damals annahm, die Fürsprache Friedrichs des Großen,

der diese Heirath gewünscht haben soll, sondern ein persönliches Motiv, eine dankbare und zärtliche Erinnerung. Elisabeth war dem Prinzen von Holstein-Eutin, dem Bruder der Mutter Catharinens versprochen gewesen und hatte ihren Bräutigam auf das zärtlichste geliebt, sein Tod hatte sie erschüttert und in eine Trauer versenkt, die nie wieder aus ihrem Herzen wich. Als sie daher den Plan faßte, die Nichte des einst so geliebten Mannes zu Macht und Ansehen zu erheben, glaubte sie diese Erhöhung dem Sprößling eines ihr so theuren Fürstenhauses schuldig zu sein. Catharinens Mutter, eine ehrgeizige und mit allerlei chimärischen Hoffnungen sich tragende Dame, wußte von den zärtlichen Erinnerungen Elisabeths den bestmöglichsten Vortheil zu ziehen und beschleunigte ihrerseits die Vollziehung des Heirathplans. Sie erschien mit ihrer Tochter im Jahre 1745 in Petersburg und Elisabeth vermählte die junge Prinzessin Sophie Auguste, die bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche die Namen Catharina Alexiewna annahm, mit ihrem Neffen, dem Prinzen Carl Peter Ulrich, der als russischer Großfürst die Namen Peter Fedorowitsch erhielt. Catharinens Schönheit machte auf den jungen Großfürsten den lebhaftesten Eindruck; dieser Ehebund schien in der That unter dem Schutze der zärtlichsten und achtungsvollsten Neigung geschlossen zu

werden. Auch gab Catharina bald darauf ein Merkmal wahrer und aufrichtiger Gesinnung, eine für eine so junge Prinzessin auffallende Probe von Charakterstärke und Festigkeit. Peter III. wurde von den Blattern angefallen und schlimm zugerichtet; sie sah ihn wieder, entstellt und seiner frühern Schönheit völlig beraubt. Jedermann bei Hofe fürchtete, selbst Catharinens eigne Mutter, die Prinzessin würde sich von dem so unvortheilhaft Veränderten abwenden, doch mit der größten Ergebung, mit dem liebevollsten Wesen forderte die junge Braut durch ihre Liebkosungen den erkrankten Prinzen zu neuem Muth, zu frischen Hoffnungen auf.

Die Zerstörung von Peters äußerer Wohlgestalt bot jedoch nicht den einzigen Grund dar, um Catharinens Neigung für ihn auf die Probe zu stellen, viel gefährlichere Klippen, an denen das Glück der Ehe scheiterte, bildeten die Charakterfehler des Prinzen, Fehler, die ihrer Natur nach gerade am lähmendsten auf das Gemüth Catharinens wirken mußten, weil sie ihrem eignen Wesen so geradezu entgegen waren. Die junge Fürstin war fest, sicher, in ihren Neigungen wie in ihrem Tadel entschieden, Peter dagegen war schwankend, muthlos, eigensinnig, wechselnd. Er liebte seine Gemahlin, aber er liebte an ihr nur die schöne, junge Frau, nicht den eminenten Geist, die Fülle wahren und großen

Gefühls, die sich frühzeitig schon kund gab. Catharina fand sich daher bald an dem kaiserlichen Hofe in eine keineswegs angenehme Stellung versetzt. Die eigne Mutter mißfiel der Kaiserin durch eine ewige ambitiöse Unruhe, die sie entwickelte, durch kleinliche Intriguen, die Elisabeths Unwillen rege machten. An ihr, die zuletzt völlig in Ungnade fiel, konnte daher die Tochter keine Stütze finden, ebensowenig war die Kaiserin willens, sich mit einem Geschick zu beschäftigen, das sie einmal gesichert und angeordnet wähnte, die junge Frau hatte also, als sie die Kälte und das wachsende Mißtrauen ihres Gemahls bemerkte, keine andere Hülfsquelle des Trostes und der Ermuthigung, als die eigne Willenskraft und die ihr früh schon beigegebene Klugheit und Mäßigung. Mit bewundernswürdiger Vorsicht ging sie zu Werke und übte die, für ihren hochstrebenden Geist, schwersten Tugenden der Demuth und Entsagung. Während ihr Gemahl sich oft über sie bei der Kaiserin beschwerte, hörte diese nie Klagen aus dem Munde der Großfürstin. Immer bereit, den Gemahl zu entschuldigen, wurde sie nie dessen Anklägerin, sehr oft seine Vertheidigerin.

Die einzigen Vortheile jedoch, die sie durch ihr kluges Betragen erhielt, bestanden darin, daß die Ehe den Anschein einer zwar kühlen aber achtungsvollen Vereini-

gung gewann. Hiermit waren die Kaiserin Elisabeth und der Hof zufrieden. Nicht so Catharina. Unablässig mühte sie sich, in ihrem Gemahl jene Liebe zu den Wissenschaften und Künsten zu wecken, die ihr selbst inne wohnte, seinen Geist in die Sphären eines höhern Gedankenflugs zu locken, und ihn die Reize der Bildung kennen zu lehren, die allein geeignet ist, selbst auf der höchsten Staffel der gesellschaftlichen Stellung, dem Geist Weihe, der Phantasie Größe, dem Gemüth Frische und Fülle zu verleihen. Peter hatte nur Sinn für sehr secundäre Bestrebungen. An einem kleinen Hofe aufgewachsen, frühe in die große Soldatenschule Friedrich Wilhelm des Ersten versetzt, schwärmte der preußische Lieutenant für den Nimbus, der die Soldateska Preußens umgab, damals schon, als er noch keine Ahnung hatte von der Erhöhung, die ihm zu Theil werden sollte. Als Großfürst von Rußland nahm er Gelegenheit, die Träume seiner Jugend zu verwirklichen. In Oranienbaum, einem Lustschloß in der Nähe Petersburgs, wo er sich gewöhnlich aufhielt, errichtete er nach preußischem Muster ein Corps, das er selbst einexercirte und das er seine holsteinische Garde nannte. Die Zeit, die ihm von diesen kleinlichen, militairischen Bestrebungen übrig blieb, brachte er mit einer Anzahl Günstlinge zu, die mit ihm die Freuden der Tafel theilten, und bereitwillig in das

Lob einstimmten, das er über Friedrich den Großen, den er seinen Lehrer und Meister nannte, ausströmte. Den Russen mißfiel gleichmäßig diese Lebensart und diese Gesinnung. Der Großfürst kümmerte sich nicht über die tadelnden Stimmen, die hierüber laut wurden. Anfangs hatte Catharina, in der Hoffnung günstig auf ihn einzuwirken, von seinen Festen und Gelagen sich nicht geschieden, sie hatte mit großer Aufopferung und Ueberwindung die von stetem Tabaksqualm geschwängerte Luft seiner Gemächer eingeathmet, und die rohen, anstandslosen Tafelgespräche seiner Genossen mit angehört, später, als ihr diese Opfer durch kein nur irgend günstiges Resultat vergolten erschienen, zog sie sich zurück und brachte ihre Zeit hin, indem sie in der Stille beruhigend und ordnend auf das oft irregeleitete und anstößige Benehmen der alternden Kaiserin einwirkte. Sie hatte auch hier große Hindernisse zu besiegen. Die deutsche Prinzessin, in einem Fürstenhause aufgewachsen, in welchem Ordnung, Anstand und herkömmliche Sitte streng herrschten, hatte hier das Beispiel des üppigsten Mißbrauchs einer kolossalen Fürstenmacht vor Augen, zugleich den über alle Gesetze der Sittlichkeit hintaumelnden Uebermuth einer Frau, die keine Ahndung hatte von der Würde und den Pflichten eines Herrschers. Catharina mußte also sich das Vertrauen der Kaiserin

zü erwerben und zu erhalten suchen, und dies konnte einestheils nicht anders geschehen, als indem sie die eigene Würde des Charakters scheinbar verleugnete und der Schwäche huldigte, anderntheils indem sie klug und oft listig den bessern Rathschlag, den sie selbst ersonnen, der müßigen und schwelgenden Kaiserin unterlegte, als einen von dieser gefaßten Entschluß. Diese schwere Prüfungszeit Catharinens, wo sie zu gleicher Zeit mit einem ihr übelgesinnten Gemahl und einer leidenschaftlichen, mißgeleiteten Frau zu verhandeln hatte, berücksichtigt keiner ihrer zahlreichen Biographen genau genug. Sie rühmen Alle die großen Erfolge der Klugheit und des Muthes ihrer späteren Jahre, weil das Glück diese vor aller Welt sichtbar erscheinen ließ, allein Niemand macht auf diese, hier berührten, Verdienste aufmerksam, welche sich die duldende und damals von ihrer Umgebung allgemein verkannte, junge Fürstin erwarb. Die rohen Gesellschafter und Günstlinge Peters, seine Kälte gegen seine Gemahlin gewahrend, glaubten ihm zu dienen, indem sie jene verleumdeten; zu gleicher Zeit machten die eifersüchtigen Höflinge Elisabeths Catharinens Annäherung verdächtig, indem sie ihr ehrsüchtige Motive unterschoben. Elisabeths schwache Urtheilskraft gab willig diesen Verunglimpfungen Platz, und Catharina litt unsäglich durch brüsken Uebermuth von einer und roher

Willkür und gemeinem Spott von der andern Seite. Oft war sie willens, die Kaiserin um Trennung der Ehe zu bitten, und daß ihr vergönnt werde, nach Deutschland zurückzukehren, allein Elisabeth, wenn sie diese verzweifelnde Stimmung der Prinzessin gewahrte, überhäufte nach Weise schwacher Frauen, sie auf kurze Zeit dann wieder mit Liebkosungen und Ehrenbezeugungen aller Art. Catharina blieb und litt.

Die Verleumdungen mehrten sich; die Angriffe wurden immer heftiger. Peter III., der selbst die eheliche Treue nicht wahrte, gab den Zuträgern Gehör, die ihm Catharinens Betragen zu verdächtigen strebten. Ein reichlicher Strom steter Klätschereien, fortgesetzter Anklagen, feiger Beschuldigungen floß nun trennend zwischen den beiden Gatten. Hätte Peter III. in seinem Verdacht, in seiner Verfolgung, in seinem Hasse Consequenz und Urtheil bewiesen, so hätte Catharina doch noch Mittel gefunden, ihre Stellung an seiner Seite ehrenvoll zu behaupten, aber das ewige Schwanken dieses schwachen Mannes, der von äußerster Mißstimmung plötzlich zu Bewunderung, vom Haß und von Verfolgung rasch zu Vertrauen und Achtung überging, machte, daß sie daran verzweifelte, jemals mit ihm einen Weg gehen zu können. Hatte sie ihn heute durch alle Beweise weiblichen Zartsinns und Gefühls überzeugt, daß

er einer falschen Anklage gegen sie Gehör gegeben, morgen stieß er schon wieder die empörendsten Drohungen gegen sie aus, und beschimpfte öffentlich zugleich ihr Ansehen und ihre Person. Hatte er heute eine leidenschaftliche Scene mit ihr, wo er ihr das Herbeste und Beleidigendste vorwarf und ihr mit seiner Rache drohte, so erschien er morgen schon bei der Kaiserin, seiner Tante, um für Catharina zu bitten, und gegen ihre Verleumder den Zorn der Herrscherin wach zu rufen. Dieser Wankelmuth war das Mittel Catharinens Herz auf immer von ihm zu entfernen. Sie sah ein, wie vergeblich die Hoffnung war, sich der Stütze eines so perfiden Charakters einst vertrauen zu können, sie richtete bang und zagend den Blick in eine Zukunft, die ihr schwarz und drohend erschien, mit allen Schrecken angefüllt, die die Phantasie eines leidenden, hülflosen Weibes zu martern im Stande sind. Sie zitterte für die Sicherheit Desjenigen, dem sie die ihrige anvertraut. In dieser unglücklichen Lage befand sie sich, als die Aerzte den nahen Tod der Kaiserin verkündeten, und die ganze Hauptstadt durch diese Nachricht in Aufruhr und in bangende Erwartung versetzt wurde.

Die Geschichtschreiber, die Catharinen einen Antheil an den Bewegungen und Plänen der Mißvergnügten schon in dieser Periode zuschreiben, irren sehr oder wollen

absichtlich auf die Handlungsweise der Fürstin ein trügendes Licht fallen lassen. Wie sollte sie, jung, fremd, ohne Anhang, in einem Lande und an einem Hofe, wo Sitten und Gesinnungen ihr auf gleiche Weise abstoßend und verwirrend entgegentraten, wie sollte sie, die beständig sich mit dem Gedanken einer Rückkehr, ja einer Flucht nach Deutschland beschäftigte, damit umgegangen sein, eine Verschwörung anzuspinnen und zu leiten, die, wenn irgend Hoffnung zum Gelingen da sein sollte, auf die genaueste Kenntniß des Terrains, des Charakters der mitwirkenden Personen, der Verhältnisse bei Hofe und in seiner Umgebung basirt sein mußte? Catharina verschloß mit einer gewissen Scheu ihre Blicke vor dem Gemälde der Roheit und Zerrüttung, das sich vor ihren Augen entrollte, sie suchte — weit entfernt ernste Plane zu fassen und die Anderer zu befördern und zu verstehen, sich durch Zerstreuungen zu betäuben und das Bewußtsein ihrer trostlosen Stellung an diesem unglücklichen Hofe, soweit es nur irgend sich thun ließ, in den Hintergrund zu drängen. Der Plan der Verschwörung, die sich gegen den Großfürsten schon beim Erscheinen dieses Prinzen in Rußland entspann, leitete seinen Ursprung ganz von anderswo her. Der Reichskanzler Bestuscheff, ein ehrgeiziger und intriguanter Mann, hatte sich gleich anfangs dem Entschlusse Elisabeths widersetzt, einen

deutschen Prinzen auf den russischen Thron zu führen; als es doch geschah, und Peter nach Rußland berufen und ihm Catharina zur Gemahlin gegeben wurde, entdeckte der mächtige Minister alsobald, daß er in der Schwäche und in der Unbeliebtheit Peters bei der russischen Nation ein Mittel fände, seinen Plan, diesen Fürsten vom Thron auszuschließen, zu realisiren. Unermüdlich war er nun nach diesem Ziele hin thätig; kein Mittel erschien ihm unwürdig, wenn es dienen konnte, den Weg ihm zu ebnen. Als Gesandter nach Hamburg geschickt, entwendete er dem Herzog von Holstein-Gottorp aus dessen Familienarchive die Documente, die Catharina I. daselbst hatte niederlegen lassen, und die sich auf die Descendenzrechte Peters bezogen. Einmal dieser vermessenen und frechen That sich bewußt, fühlte er wohl, daß Peter, wenn er Kaiser würde, sie ihm nie würde verzeihen können, er mußte daher rasch diesem verbrecherischen Schritte andere noch verbrecherische folgen lassen. Er fing nunmehr damit an, die Umgebung, in welcher sich der Großfürst befand, gegen ihn einzunehmen und zum Treubruch und Verrath zu verleiten. Es gelang ihm, durch Künste der Schlauheit und der Ueberredung. Eine nicht geringe Anzahl wurde angeworben; unter diesen verschworen sich gerade die von Peter am meisten Begünstigten und ihm scheinbar am treuesten

Ergebenen, ihm die Krone zu rauben. Es war hierbei nicht bestimmt ausgemacht, wem sie zunächst zufallen sollte. Bestuscheff, der bei all seiner Verderbtheit, seiner Perfidie und seinem maaßlosen Ehrgeiz, doch einen Blick für Größe und geistige Ueberlegenheit hatte, sah in Catharinen den selbständigen, freien und kühnen Geist, der bestimmt war, eine wichtige Rolle durchzuführen, er gab also seine Entscheidung dahin, daß man ihr die Krone antrüge, die Andern wählten statt Catharinen den jungen Großfürsten Paul (geboren den 1. October 1754) und wollten der Mutter die Regentschaft übertragen, wieder Andere gedachten den Prinzen Iwan, den Elisabeth vom Thron entfernt und in eine Festung eingeschlossen hatte, zum Kaiser auszurufen.

Die Verschworenen, den baldigen Tod Elisabeths voraussehend, beschäftigten sich zunächst, die Kaiserin gegen ihren Neffen und Thronfolger einzunehmen. Es konnte ihnen dies nicht schwer fallen. Die Neigung der schwachen Kaiserin für den von ihr anfangs so begünstigten Neffen hatte sich schnell verloren. Die Scenen des Zerwürfnisses mit seiner Gemahlin, die ihr stets von allen Seiten klagend zugetragen wurden, das wilde und schwelgerische Leben des Prinzen, welches von den mißgestimmten Hofleuten und Verleumdern noch schlimmer ihr dargestellt wurde, als es in der That war, und

endlich das Gerücht von seiner Unpopularität, das Bestuscheff und die Seinigen nicht zögerten ihr zu Ohren zu bringen, ließen Elisabeth den Entschluß fassen, den, den sie selbst berufen hatte, nunmehr von der Nachfolge auszuschließen. Sie ließ das junge Fürstenpaar nicht mehr vor sich, sie deklarirte einmal Angesichts ihrer Garden, und den kleinen Großfürsten Paul auf dem Arme haltend, daß sie wünsche, diesem möchte die Liebe zu Theil werden, die man ihr bewiesen. Solche Schritte, unklug begonnen und schwankend ausgeführt, machten die Menge stutzig, ohne irgendwie günstig auf den Stand der Dinge einzuwirken. Die Verschwornen hatten dabei günstiges Spiel. Die Sicherheit, die sie gewonnen, führte sie jedoch zu weit. Der Reichskanzler, der sich immer mehr für Catharina entschied, that sein Möglichstes, dieser Prinzessin, für die er durch ihre persönliche Liebenswürdigkeit nicht minder, wie durch die Plane seiner Politik gewonnen wurde, zu dienen. Er diente ihr jedoch, wie unüberlegte, allzu leidenschaftliche Freunde zu dienen pflegen, das heißt, seine Dienste schlugen zum Nachtheil seines Schützlings aus. An einem verderbten Hofe glaubt man nicht an Tugend; der alte Wüstling und Intriguant hegte am wenigsten diesen Glauben, und er eilte daher, das natürliche Wohlwollen, die offenen und lebhaften Aeußerungen eines regen Geistes,

eines unbefangenen Gemüths für Merkmale einer Neigung zu nehmen, und Catharinen in einem Einverständniß mit dem jungen Polen Poniatoffsky, der kürzlich an den Hof gekommen war, zu wähnen. Diesem Irrthum folgend suchte er, soviel in seinen Kräften stand, die Annäherungen jener Beiden zu begünstigen und dadurch schadete er Catharinens Ruf, und wurde ihr feindlich statt ihr zu dienen. Die Klagen, die Verleumdungen, die Gerüchte, die eine Zeit geruht hatten, erwachten nun mit erneueter Macht, und die Feinde Bestuscheffs und der Großfürstin benutzten die Gelegenheit, mit einem Streich die Eine wie den Andern zu verderben. Catharina wurde des strafbaren Umgangs mit Poniatoffsky bezüchtigt und Bestuscheff als Beförderer der ehrgeizigen und verbrecherischen Plane der Großfürstin angeklagt. Peter selbst machte den Ankläger, und es gelang ihm, Elisabeth's Zorn in einem so hohen Grade gegen ihren ehemaligen Günstling und gegen die Prinzessin rege zu machen, daß das Verderben beider beschlossen ward. Dies war das unwürdige Betragen eines Mannes, der statt seine verfolgte Gemahlin zur Rede zu stellen und ihre Vertheidigung zu hören, es vorzog, sie hinter dem Rücken böslich zu verklagen und ihren Untergang herbeizuführen. Catharinen rettete auch hier wieder die Energie des eignen Geistes, ihr Muth, ihre

Festigkeit. Obgleich in die tiefste Ungnade gestürzt, von aller Welt verlassen, gemieden von der Schaar der Höflinge, angeklagt selbst von ihren Freunden, suchte sie sich in diesem fürchterlichsten Moment ihres Lebens durch scheinbares Nachgeben, durch Klugheit und vorsichtiges Ausweichen zu retten. Der Reichskanzler wurde auf Tod und Leben angeklagt; Elisabeth milderte sein Schicksal, indem sie ihn nach Sibirien schickte. Ueber Catharina sollte noch die Strafe ausgesprochen werden, als die zunehmende Schwäche der Kaiserin, die steten Einflüsterungen der sich untereinander bekämpfenden Parteien, die Gedanken der Sterbenden anderswohin lenkten. Man hatte sie auf Iwan aufmerksam gemacht und Elisabeth schwankte, ob sie nicht ihren Neffen zusammt seiner Gemahlin aus dem Reiche verbannen sollte, um jenen Prinzen, für den sie immerdar eine Neigung an den Tag gelegt hatte, auf den Thron zu heben. Catharina war in ihren Gemächern eingeschlossen als die Kaiserin mit dem Tode kämpfte; sie hatte wiederholt gebeten, vorgelassen zu werden, doch Elisabeth wollte sie nicht sehen. Nur Priester und heulende Weiber umgaben das Sterbelager, auf dem sich die Sterbende unter unsäglichen Schmerzen wand.

Bei diesen Stürmen, unter denen ebenso Hof wie Hauptstadt litten, kam nun der letzte Augenblick der

Kaiserin herbei. Catharina hatte kurz vorher noch einen Versuch gemacht, sich mit der Zürnenden auszusöhnen, allein er war mißlungen. Man hatte ihr unter der Bedingung Gnade und Verzeihung zugesichert, daß sie sich zu einer demüthigen Abbitte bei ihrem Gemahl, und zu einem Schuldbekenntniß in Rücksicht jenes ihr zur Last gelegten, sträflichen Umgangs mit Poniatoffsky verstände. Die junge, stolze und beleidigte Fürstin verweigerte standhaft, ein so entwürdigendes Bekenntniß abzulegen. Sie bat nochmals, man möchte ihr erlauben, nach Deutschland heimzukehren, allein im Auftrag der Kaiserin hieß man sie bleiben. Kaum hatte die Kaiserin ausgeathmet, als der Kampf der Parteien aufs hartnäckigste begann. Es zeigte sich jetzt, daß Catharina doch noch Freunde hatte. In die Stelle des verwiesenen Bestuscheff war der Graf Iwan Schuwaloff getreten, ein roher und tollkühner Wüstling zwar, doch geschickt, in unruhigen Zeiten zu einem Parteioberhaupte zu dienen. Er war es, der Catharinens Namen wieder öffentlich zur Geltung brachte. Ihm gegenüber stand als Parteigänger für den Großfürsten der Senator Woronzoff, Bruder des neuen Reichskanzlers. Die Tochter dieses letztern war Peters erklärte Maitresse, und der ehrlose Vater und die nicht minder ehrlose Tochter beherrschten den schwachen Fürsten in dem Maaße, daß sie

von ihm ein Versprechen sich eroberten, demzufolge die Tochter den Thron besteigen und der Vater allmächtiger Minister werden sollte. Es wäre zum Ausbruch der wildesten Feindseligkeiten gekommen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein weiser Vermittler aufgetreten wäre, dem es gelang, beide Parteien halbwegs zu einigen und sie, wenn auch nur scheinbar, zu einem Zwecke hinzuleiten. Dieser Retter in Gefahr war der Graf Nikita Panin, ein für Rußland theurer Name, ein Mann, zwar von keiner illüstern Herkunft, doch immer noch von besserer Abstammung, als es alle jene Günstlinge waren, die am Hofe einer Fürstin, wie Elisabeth, eine Rolle gespielt hatten. Dieser rechtschaffene Mann, den Elisabeth zum Erzieher des jungen Großfürsten Paul ernannt, war der Einzige, der in einem Reiche wie Rußland, über loyale Staatseinrichtungen und rechtlich begründete Regierungsformen nachgedacht und sich ein Bild von den nöthigen Eigenschaften eines gleichmäßig auf Völker- wie auf Fürstenrechte gegründeten Staates entworfen hatte. Seine Studien in dieser Beziehung hatte er im Auslande, besonders in Schweden, wo er lange Zeit als russischer Botschafter sich aufhielt, gemacht. Am Hofe Elisabeths war Niemand, der auch nur dem Namen nach die Gesetze kannte, nach denen die civilisirte Welt die gesellschaftliche Ordnung begründet

hat. Graf Panin, den eine feine geistige Begabung zu Theil geworden war, der durch Reisen und Lecture sein ursprüngliches Talent ausgebildet hatte, der in einem Lande, wo Alles nur militairisch herrscht, die Macht des Gedankens zu predigen unternahm, ergriff diese Mission, die wahrlich, der Natur der Sache nach, eine sehr dornenvolle sein mußte. Aber er ging seinen Weg mit Festigkeit. Unter die rohen, tumultuirenden Soldaten trat er hin und sprach von der Nothwendigkeit, dem Senat eine Stimme bei der neuen Kaiserwahl zu geben. Vorher hatte er Peter selbst für seine neue Lehre gewonnen. Wenn Panin jedoch nichts mehr als ein rechtlicher Mann, ein tiefer Denker, ein gebildeter und muthiger Reformator gewesen wäre, so hätte er dennoch nicht auf dem Boden, auf welchem er stand, siegen können; allein er war auch ein feiner Intriguant, ein unendlich feinerer als die Schuwaloffs und Woronzoffs, mit denen er es zu thun hatte. Er erkannte, wie Bestuscheff, in Catharinen den eminenten Geist, und auch er that das Gelübde, sich bei allen seinen Unternehmungen dieser Fürstin als Bundesgenossin zu versichern. Allein er war vorsichtiger als Bestuscheff, er ließ Niemand vor der Zeit die Ehrfurcht und die Bewunderung merken, die er für Catharinen empfand, er wollte nur fürs Erste ihre Zukunft gesichert sehen, und dieses glaubte er zu bewerk-

stelligen, indem er Peter bewog, sich durch den Senat, also durch eine richterliche Instanz zum Kaiser ausrufen und seine Rechte, sowie die seiner Gemahlin und seines Sohnes feierlichst proclamiren zu lassen. So diente er Catharinen indirekt, indem er zugleich die Parteien zum Frieden zwang, und dem Reiche Gesetz und Ordnung, der Thronfolge das Ansehen rechtskräftiger Begründung gab. Seine Absichten waren die allerrechtlichsten, und er handelte an einem durch und durch corrumpirten Hofe als ein Ehrenmann, der er war. Catharina erkannte dies, bis in sein spätes Alter hat sie ihm ihre Achtung, ihre Gunst ungeschmälert erhalten.

Nun wurde der Senat plötzlich ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und erhielt ein Ansehen und einen Glanz, von dem er früher wahrlich nie geträumt hatte. Bisher war er wenig mehr gewesen, als was die Akademie der Wissenschaften noch war, eine sonderbare, ausländische Grille, ein unnützer und unverständlicher Gerichtshof, der über nutzloses Formenwesen zu Gerichte saß, und nach dessen Entscheidungen Niemand fragte. Jetzt plötzlich hieß es, daß der neue Kaiser zu diesem unbekannten Senatspallast zuerst seinen Weg nehmen werde, um aus den Händen der Herren, die daselbst thronten, seine Krone zu empfangen. Dieses richterliche Tribunal, das seit Peter des Großen Tode nichts mehr

zu richten gehabt hatte, sollte jetzt auf ein Mal über die höchste Angelegenheit, über die Thronwahl sein entscheidendes Urtheil abgeben. Panin wollte es so und man folgte ihm. Peter III. hielt vor dem versammelten Senat eine lange Rede, in welcher er diesem sagte, daß die Blicke der ganzen civilisirten Welt auf ihn und die Senatoren gerichtet seien. Die Ceremonie wurde mit Pomp beendet und zum erstenmal spielten die Garden, die sonst immer nur allein entscheidend bei jeder Kaiserwahl aufgetreten waren, eine Nebenrolle. So bestieg Peter III. den Thron. Eine blutige Revolution war vermieden durch die Klugheit eines Mannes, und dieser Mann war zum Glück ein Ehrenmann.

Die ersten Regierungswochen Peters III. waren in der That durch Handlungen bezeichnet, die an Größe, ja selbst an Erhabenheit streiften. Die Fülle von Glanz und Macht, die ihm zugefallen war, nahm seinem Geiste auf wenige Augenblicke die Enge und die Zaghaftigkeit. Aber es ist einer Seele, die ohne Anwartschaft auf Größe geboren ist, nicht gegeben, auf die Länge die Welt über ihr eigentliches Wesen zu täuschen, am wenigsten da, wo eine erhabne und gefährliche Stellung sie den Blicken der Menge unverhüllt preis gibt. Zu den Handlungen, die eine edle Aufwallung ihn begehen hieß, gehörte die Zurückberufung der unter Elisabeths

Regierung Exilirten. Da kamen denn die alten Männer mit dem grauen Haar und den von tausend Furchen gezeichneten Gesichtern, mit den mißtrauischen Blicken und dem schleichenden Gange, die alten gemißhandelten Lieblinge früheren Glückes, die verschwiegenen Zeugen von Fürstenlaune und Fürstenwillkür, da kamen sie nun in ganzen Schaaren wieder und füllten die Säle des kaiserlichen Pallastes, dessen Marmorwände unterdessen die Gestalten anderer Günstlinge zurückgespiegelt hatten, die jetzt zitterten, indem sie über ihre Häupter das Verbannungsurtheil schon ausgesprochen wähnten. Aber Peter verbannte Niemanden, er vergab Allen, selbst denen, die ihm bei seiner Tante üble Dienste geleistet hatten, er war scheinbar mit aller Welt ausgesöhnt, er war die Milde, die Liebenswürdigkeit, die Großmuth selbst. Aber dem scharfen Blicke entging nicht, daß diese Eigenschaften auf einem sehr schwankenden Grunde, nämlich auf Charakterschwäche ruhten. Peter war nicht grausam, nicht böswillig, nicht tückisch — aber er war schwach.

Unter den zurückkehrenden Verbannten war auch der alte Feldmarschall Münnich, der mit einem ganzen Schwarm Enkel und Urenkel in die Hauptstadt zurückkehrte. Der Mann, der in den Einöden Sibiriens zwanzig Jahre fern dem Hofe, fern den Geschäften, ja

fast fern der civilisirten Welt, fast wie die Anachoreten der ersten christlichen Jahrhunderte, gelebt hatte, stand jetzt plötzlich mit allen Orden geschmückt, kräftig und muthig wieder an der Seite des Throns, seine erste, seine festeste Stütze. Rußland ist das Reich, wo noch der Psycholog überraschende Resultate sammelt, wo Größe und Verfall so rasch und blendend wechseln wie in den Geschichten der tausend und einen Nacht. Dieser alte Feldmarschall war ein Beispiel dieser Art. Peter empfing ihn äußerst gütig, und Münnich vergalt ihm dies später in der Stunde der Gefahr.

Es ist nicht hier am Ort, um Peters kurze Regierung mit ihren Einrichtungen und Beschlüssen näher zu untersuchen; es sei nur bemerkt, daß er ein für den russischen Adel sehr vortheilhaftes Gesetz gab, ein Gesetz, das eine russische Aristokratie hätte begründen können, wenn es den Nachfolgern Peters gefallen hätte, auf dem Boden dieses Gesetzes weiter fortzubauen. Der Friede mit Preußen war ebenfalls ein wichtiges Merkmal dieser ephemeren Regierung. Wie hätte Peter, der sich noch immer den Obrist Friedrichs nannte, der von diesem seinem Chef, sich einen höhern Dienstgrad auf das submisseste erbat, und ihn gnädig auch erhielt, wie hätte ein solcher unterwürfiger Bewunderer des preußischen Heros gegen diesen seine Armeen schicken können.

Wir müssen jetzt unsere Blicke ausschließlich auf Catharina lenken. Ein großer Kampf ging in ihrer Seele vor. Sie war nicht mehr die junge, unerfahrene, bald wirkliche Gefahren verkennende, bald vor gemachten Schreckbildern zaghaft zurückbebende Frau. Die Jahre der Prüfung waren nicht fruchtlos über ihrem Haupte dahingezogen. Die furchtbaren letzten Lebensmomente Elisabeths hatten dieser jungen Prinzessin eindringliche und erschütternde Lehren gegeben. Sie sah eine Frau, die ein verlorenes Leben gelebt, die eine großartige Sendung unwürdig verfehlt, einer glänzenden Berufung nicht entsprochen hatte, mit den Qualen eines zerstörten Körpers, eines verwundeten Gewissens ringen. Sie sah eine unruhige Hauptstadt, eine zügellose Armee, eine räuberische Günstlingsschaar sich um die Beute der Macht drängen, die den sterbenden Händen entschlüpfte. Welche Empfindungen mußte ein solches Gemälde in der Seele der Beschauerin zurücklassen, die einen feurigen Geist und eine junge, aufstrebende Natur mitbrachte. Catharina war für keinen der Fingerzeige, die das Geschick ihr gab, unempfindlich. Es mußte ihr nothwendig der Gedanke vorschweben, wie würdest du handeln, wenn dir die Macht gegeben wäre, die jene Frau besaß und so schmählich mißbrauchte? Wie natürlich ist eine solche Betrachtung, die sich dem Ehrgeize nicht allein, die sich

auch der aufopfernden Menschenliebe aufdrängt. Ein Geschick, das da gestattet Segnungen über unermeßliche Länderstrecken zu verbreiten, wird immer eines sein, das eine feurige, edle Seele sich vom Himmel erbittet. Catharina, am Sarge Elisabeths stehend, mußte Gefühle so durchdringender Natur, Gedanken so erhabener Art hegen. Kann man einer großen Seele verbieten groß zu fühlen, mächtig zu empfinden, gewaltig zu streben? Sehr viele Beurtheiler Catharinens haben bei der gefährlichen Katastrophe, die im Leben dieser Frau jetzt eintrat, ihre Mitwissenschaft, ihr Mitwirken leugnen wollen, und zwar in der Meinung ihr dadurch zu dienen; allein es ist dies ein schlimmer Dienst, den man ihr erweiset. Wir sind der Ansicht, daß Catharina sehr selbständig handelte, daß sie wußte, wornach sie strebte und daß sie, weit entfernt ein Werkzeug in den Händen weniger roher Empörer zu sein, diese brauchte, um rasch zu ihrem Ziele zu gelangen. Friedrich der Große in seinem vertrauten Gespräch mit Ségur gibt einen Standpunkt an, der wenn man ihn als richtig gelten ließe, Catharinens Charakter als den einer Frau hinstellte, die jung, leichtsinnig, übereilt, gedankenlos sich der ersten, der besten Gelegenheit in den Arm warf, die sie aus einer peinvollen Lage zu retten verspricht. Nach Friedrichs Ansicht haben die Orloff's Catharinen auf den Thron

geführt, und sie ist willenlos, zitternd, widerstrebend ihnen gefolgt. Ist dies aber denkbar? Wird eine Frau, die die Segenspenderin über ganze Reiche wurde, die das mächtige Werk Peters des Großen, die Civilisirung Rußlands, fortbaute, die mit fester Hand zahllose Empörungen niederhielt und einen Thron, den vor ihr wenige Inhaber zu behaupten verstanden hatten, siegreich behauptete, ihn während fünfunddreißig Jahren durch glänzende Thaten schmückte, würde eine solche Frau auf so ohnmächtige Weise, ohne alle Selbständigkeit sich zu ihrem Ziele haben hintreiben lassen? Catharina wußte um die Verschwörung, sie leitete sie, sie bestieg den Thron selbständig und festen Schrittes.

Wir wollen die allbekannten Thatsachen nur kurz berühren. Peter III., von den momentanen Anstrengungen von Muth, Energie und Thätigkeit schnell wieder zu seinem gewohnten müßigen und regellosen Leben übergehend, fügte zu seinen früheren Unklugheiten noch die hinzu, daß er die Geistlichkeit beleidigte, ihr einen Theil ihrer Güter entzog und einen mächtigen Priester, den Erzbischof von Nowgorod, verbannte, der sich einigen Neuerungen widersetzt hatte. Der Exilirte mußte alsbald wieder zurückberufen werden, die Neuerungen konnten nicht durchgeführt werden, die entzogenen Güter mußten unter, für die Macht demüthigenden Zugeständ-

nissen, wieder herausgegeben werden — alles dieses waren Schritte, die vom Ziele ablenkten und Peters Feinden, deren Zahl rasch wuchs, Stoff zu den gehässigsten Angriffen und Denunciationen gaben. Bald war der sämmtliche Klerus gegen den Fürsten gestimmt und verleitete die Armee zur Widersetzlichkeit. Von Woche zu Woche, fast von Tage zu Tage wurden die Verhältnisse schwieriger. Wer den Boden kannte, auf dem Peter stand, wußte, daß er unterminirt war, und daß die nächste Stunde den unvermeidlichen Einsturz bringen konnte. Catharina mit ihrem scharfen Blicke sah dies am deutlichsten. Sie liebte ihren Gemahl nicht, sie empfing täglich von ihm Beweise seiner Nichtachtung, seiner Kälte, seiner bis zur Grausamkeit getriebenen Verfolgung; aber wie sie früher geduldet hatte, so hätte sie auch jetzt geduldet, wenn nur ihre Gefühle als Weib, ihr Ansehen als Fürstin wären verletzt worden, allein Peter verletzte in ihr den selbständigen Geist, er verletzte in ihr Rußlands Zukunft, das Glück und den Segen der Völker; nicht Catharina das Weib und die Fürstin, sondern Catharina, Rußlands Genius, wurde von den rohen, ungeschickten Händen des schwachen Mannes höhnend hinweggestoßen. Eine Beleidigung unserer Person können wir verzeihen, nicht eine Beleidigung unserer Mission, denn diese hat ein höherer Geist uns aufgelegt,

der der Gesetzgeber unserer ganzen Existenz ist. So wie Catharina fühlte, daß Peter nicht mit ihr herrschen wolle und könne, so war der Entschluß fest in ihrer Seele, ohne ihn zu herrschen.

Die Verschworenen bestanden noch dem größern Theile nach aus jenen Mißvergnügten, die schon unter der Regierung Elisabeths Petern von der Thronfolge hatten ausschließen wollen.

Der Graf Panin hatte unterdessen zwar nicht seine Grundsätze, doch seine Ansichten über die Verhältnisse und Personen geändert. Er war dahin gelangt, einzusehen, wie in der Theorie Manches vortrefflich sein kann, was in der Praxis sich als ein Versehen und als ein Verderb ausweist. So waren ihm die Reformen, die er in Betreff des Senats eingeführt, die diesem Staatskörper zuzutheilende Wirksamkeit, später selbst als unstatthaft erschienen. Ehe dieses administrative Tribunal eine so hohe Stellung einzunehmen im Stande sein konnte, mußte der Geist der Nation zuvörderst auf eine weit höhere Stufe selbständiger Ausbildung gehoben werden. Es mußten Vorarbeiten gemacht werden, deren Mangel sich jetzt fühlbar machte. Panin erkannte, daß von dem Werke, das er schaffen wollen, fürs Erste nichts als der Titel, eine schöne Vorrede und ein Anfangskapitel vorhanden waren, daß aber das Buch selbst noch

nicht geschrieben war. Ein Gesetzgeber, der zu dieser Ansicht gelangt, ist leicht zum andern Extrem umgestimmt, nämlich das ganze Werk aufzugeben, es einer fernen Zukunft zuzuschieben; Panin hätte auch den Muth verloren, wenn Catharina ihm nicht zur Seite gestanden hätte. Auf Catharina setzte er Rußlands und seine eigne Hoffnung. Er wurde nicht getäuscht. Schon längst hatte er Catharinen sich immer näher angeschlossen; er theilte ihr seine Studien, seine Erfahrungen, seine Entschlüsse mit; seine Achtung, seine Neigung für die Fürstin ging in Bewunderung, ja fast in Anbetung über. Er sah sie leiden, das Unwürdigste, das Kränkendste leiden, er hörte von den Verschwörern täglich die Pläne und Absichten, die Peter hegte, und zu deren Ausführung die Partei der Woronzoffs ihn anspornte; er war zugegen, wie Catharina eines Tages öffentlich beleidigt wurde, bei einem Feste ihren Platz der Gräfin Woronzoff abtreten mußte; er erfuhr auf das bestimmteste, wie der Kaiser beabsichtige sie und seinen Sohn zu verstoßen; er wußte um die Gefahr, in der sie schwebte, und der ergraute, alte Staatsmann wurde im Gefühl der Empörung über so grausame Unbill zum Jünglinge. Er strengte seine Kräfte an, er arbeitete unablässig um Catharinen gegen ihre Feinde zu schützen. Rußland, für dessen Erhöhung und Vervollkommnung er schwärmte,

die Frau, die er für berufen hielt, dem Lande jene Würde und jene Macht zu schenken, die er ihm um jeden Preis verliehen zu sehen wünschte — beide theuren Gegenstände verbanden sich in seinem Geiste in einen, und er sah nur Rettung und Hülfe durch die Entfernung Peters vom Throne. Er gesellte sich dem Bunde zu, der im Geheimen schon längst eifrig wirkte, und in welchem die vorzüglichsten Mitglieder der Hetman der Kosaken, Cyrill Rasumoffsky, ein junger Fürst Wolkonsky, Neffe des ehemaligen Reichskanzlers Bestuscheff, die junge Fürstin Daschkoff, Schwester jener Geliebten Peters, der Gräfin Woronzoff, ein Piemonteser Odart, und die Brüder Gregor und Alexei Orloff waren, die eine so traurige Berühmtheit erlangt haben. Diese Verschworenen hatten in Folge mannigfacher Intriguen sich zu einander gefunden; anfangs hatte Keiner von den Plänen des Andern gewußt, bis sie sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit Geständnisse machten, und ihre Interessen, die zum Theil auf den niedrigsten Motiven des Ehrgeizes und der Habgier gebaut waren, vereinigten. Die junge Fürstin Daschkoff fügte zu dem Beweggrunde des Ehrgeizes noch den hinzu, ihre Schwester, die allgewaltige Maitresse, demüthigen zu wollen.

Den Verschworenen war ein Mann wie Panin äußerst willkommen; die allgemeine Achtung in der er

stand, mußte ihnen natürlich von größtem Nutzen sein. Man schmeichelte dem Grafen auf alle Weise. Schon daß er der Erzieher des jungen Großfürsten war, machte seinen Beitritt wichtig, ja selbst unentbehrlich. Der vertriebene und dann wieder eingesetzte Erzbischof von Nowgorod war ebenfalls unter den Verbündeten. Auch er war wichtig, denn er sollte der erzürnten Geistlichkeit zum Organ dienen.

Catharina besuchte mit großer Vorsicht die geheimen Versammlungen, sie war mit den Plänen vertraut, die man daselbst entwarf. Sicher und fest wußte sie die Kräfte zu schätzen, die Verhältnisse zu übersehen, die Mittel zu berechnen. Scheinbar sich entfernt haltend, war sie doch unausgesetzt inmitten der Verbündeten. Sie stimmte in den Plan ein, den Panin entwarf, Peter durch eine Entsagungsakte vom Throne zu entfernen, sie, als Regentin und Vormünderin ihres Sohnes, sollte dann auf demselben Platz nehmen. Dieses war das festgesetzte Ziel, dahinaus sollten nun die Schritte gelenkt werden. Als Moment der Ausführung bezeichnete man die Zeit, wo Peter einen vom ganzen Reiche gemißbilligten Kriegszug gegen Dänemark unternehmen würde. Er sollte den Boden nicht wieder betreten, den er unklugerweise in einem so kritischen Momente verließ. Aber die Verschworenen waren hier nicht einerlei Mei-

nung. Panin, der nicht dulden wollte, daß der Unternehmung der Charakter einer rechtlichen, vor aller Welt offen darstellbaren Handlung geraubt werde, verschmähte jeden heimlichen Ueberfall, jede nächtliche List, jeden Entführungsplan; die Officiere überstimmten ihn, indem sie sich bereit erklärten, den Kaiser, während er einem Feste in Peterhoff beiwohnte, mitten aus seinem Hofe zu entführen. Catharina erfuhr von diesen letzten, tumultuarischen Sitzungen nichts, sie befand sich in Peterhoff, anscheinend ruhig den Kaiser erwartend, und Vorbereitungen zu dem Feste treffend.

So kam die für Rußland ewig denkwürdige Nacht des neunten Julius 1762 heran. Peter erhielt von vielen Seiten her Warnungen, ja selbst Anzeigen von dem Dasein der Verschwörung, man nannte ihm Namen und bezeichnete Verhältnisse, doch kümmerte ihn dies wenig. Als diese Anzeigen und Aufforderungen allzu dringend wurden, gab er Befehl, daß nach dem Feste die gehörigen Maßregeln getroffen werden sollten. Natürlich warteten die Verschworenen dies nicht ab. Auch noch ein anderes Ungefähr trieb zur Eile. Einer der Verschworenen, Passek, hatte sich verrathen, und der Officier der Garde, zu der er gehörte, verhaftete ihn. Nun war rasches Handeln Gesetz; wenn man nicht noch dieselbe Nacht zur Ausführung schritt, waren Alle verloren.

Alexei Orloff wurde erwählt, um Catharinen aus Peterhoff abzuholen. Er fand sie schlafend; ein Zeichen, wie wenig sie diesen ungestümen und gewaltsamen Ausbruch des Unternehmens erwartete. Als sie von Orloff die näheren Umstände erfuhr, zögerte sie keinen Augenblick ihm zu folgen. Wankelmuth und weibliche Schwäche lag nicht in Catharinens Charakter. Von ihrer Kammerfrau, Johanna Iwanowna begleitet, durchflog sie den Park von Peterhoff und erreichte den einsamen Ort, wo Orloff ihrer mit einem Reisewagen wartete. Er bestieg selbst den Kutschersitz und lenkte die Pferde; es ging rasch vorwärts. Auf der Mitte des Weges erlahmten die Pferde, und man sah sich genöthigt zu halten. Dieser Verzug war gefahrbringend, denn Catharinens Erscheinen in der Hauptstadt war auf die Minute von den Verschworenen berechnet. In dieser peinvollen Lage sehen die Flüchtlinge einen schwerbepackten Wagen, den ein Bauer lenkt, der mit Früchten zur Stadt will. Rasch überfällt ihn Orloff, spannt die Pferde aus und vor den Wagen der Kaiserin. Kaum ist man jetzt mit erneueten Kräften eine kleine Strecke gefahren, als eine Postchaise des Weges in Eile daher kommt. Die Fliehenden erschrecken; es konnte Jemand aus dem Gefolge des Kaisers sein, dessen Ankunft jeden Augenblick in Peterhoff erwartet wurde, und der diesen Weg kommen

mußte. Unmöglich ist's abzulenken; schon hat der Herankommende den Reisewagen bemerkt. Man muß der Gefahr entgegengehen. Orloff ergreift die Zügel und spornt seine Pferde an, da hört er die Stimme seines Bruders, und jetzt athmet er wieder auf. Gregor ist von Petersburg abgesendet worden, weil die Verschworenen, unruhig über das lange Ausbleiben Catharinens, Nachricht aus Peterhoff sich verschaffen wollen. Man verständigt sich mit ein paar Worten, und Gregor schließt sich dem Wagen der Kaiserin an; der kleine Zug fliegt rasch vorwärts. Dicht vor der Stadt kommt ihnen ein Diener der Kaiserin, den sie mit Wohlthaten überschüttet hat, ein Franzose von Geburt, entgegen. Er erkennt seine Gebieterin, und glaubend sie sei gefangen und werde vom Kaiser in die Verbannung geschickt, erhebt er ein lautes Klagegeschrei. Catharina selbst besänftigt ihn und gebietet ihm ihr zu folgen. So zieht sie in der Hauptstadt ein. Das ist die dürftige und bescheidene Begleitung, die der Frau beigegeben ist, die wenige Tage darauf über unermeßliche Streitkräfte zu gebieten hat, und deren Armeen in der Folgezeit ganze Staaten zittern machen, und Völkern Gesetze vorschreiben. So unscheinbar ist der Beginn einer so großen Laufbahn. Aus so dunkler Hülle hervorbrechend, geht der leuchtendste Stern des Jahrhunderts seine Bahn. Catharina,

nur zwei kecke Soldaten und eine zaghafte Dienerin zur Seite, bangt nicht den gefährlichen Weg anzutreten, den ihr ihr Geschick vorgezeichnet. Die starke Seele hält sie aufrecht und gibt ihr Muth, wo selbst entschlossene Männer zittern. Sie weiß nicht, bringt der nächste Morgen ihr den Tod, bringt er ihr die Krone — sie folgt blindlings dem Ruf, der an sie ergangen. Mit Allem, was die Schönheit Blendendes, das Vertrauen Rührendes, der Muth Großes hat, ist die kühne Unternehmung umgeben. Diese nächtliche Reise Catharinens ist allen Wundern der Geschichte beizuzählen und hat zugleich das Ueberraschende und Geheimnißvolle aus dem Reich der Fabel an sich. Wir glauben die alten märchenhaften Perserreiche vor uns zu sehen, deren glänzende Throne auch Herrscher besteigen, die von helfenden Genien aus Nacht und Dunkel zu strahlender Höhe emporgeführt werden.

Als Catharina in der Hauptstadt anlangte, war es früh Morgens zwischen 7 und 8 Uhr, die Prinzessin Daschkoff, Panin und Cyrill Rasumoffsky empfingen sie im Pallast der Prinzessin. Kaum behielt die Kaiserin Zeit ihr Kostüm zu ändern, sich in Uniform zu kleiden, und ein Pferd zu besteigen, um den Orloffs zu folgen, die sie zu den Kasernen des Regiments Ismaïloff führten. Die Soldaten waren bereits gewonnen. Sie stürzten

mit wildem Geschrei hervor und fielen Catharinens Pferd in die Zügel. Dieser tumultuarische Auftritt erschreckte die Begleiter der Kaiserin, sie wichen zurück, sie selbst jedoch blieb ruhig. Sie sprach die Soldaten an, rief sie zu Hülfe gegen die Gefahr, in der sie schwebe, und kaum hatte sie diese Worte geendet, als ein tausendstimmiger Beifallsruf die Luft erschütterte. Alexis Orloff stellte die Regimenter in Ordnung, und als Catharina an den Reihen hinabsprengte, wiederholte sich der Ruf: Es lebe Catharina! Es lebe unsere Kaiserin! Es fehlte nicht an einzelnen Abtheilungen, besonders der Preobraschensky'schen Garde, deren Officiere die Soldaten zurückzuhalten strebten, indem sie Peters Namen nannten, doch sie wurden überstimmt, gefangen genommen, und ihr Anhang zerstreut. Immer mächtiger schwoll der Volkshaufe an, der Catharinen umgab. Die Soldaten erklärten sich überall für sie, und sie zog, wenige Stunden schon nach ihrer Ankunft, siegreich durch die Straßen. Als sie vor der Kirche der Kasan'schen Mutter Gottes anlangte, war der Zug, der sie einschloß, unabsehbar. Die Prinzessin Daschkoff und die Orloffs, die ihr zur Seite waren, haranguirten beständig das Volk, Catharina thronte schweigend, aber ruhig und heiter auf ihrem Pferde. Nie hatte man sie schöner, nie von Anmuth und Würde strahlender gesehen, als an diesem Tage des

Aufruhrs, des Schreckens, der Gefahr. Ein Sturm wehte Staubwolken empor, in diese eingehüllt verschwand momentan die glänzende Erscheinung, und man sah nur die blitzenden Lichter der Waffen, die Büsche auf den Helmen und die Adler auf den Fahnen die Dunkelheit durchbrechen. Als Catharina sich der Kirche näherte, wich die Menge zurück, denn auf den Stufen des Eingangs zeigte sich im goldbrokatnen Talar, umgeben von einer Schaar von Priestern, der Erzbischof nnd hielt in hochgehobener Rechten das Kreuz den Ankommenden entgegen. Catharina stieg rasch vom Pferde und fiel ihm, dem Erzbischof, zu Füßen. Er ließ sie Angesichts der Menge das Kreuz küssen. Dann, auf einen Augenblick verschwanden beide im Innern der Kirche. Hier fand noch eine eilige und leidenschaftliche Berathung statt. Der Erzbischof bestand darauf, Catharinen nur als Regentin und Vormünderin des Großfürsten Paul auszurufen, die Orloffs und die Prinzessin drängten Catharinen, sich als Selbstherrscherin dem Volke zu verkünden. Panin rieth zu dem erstern. Der Moment drängte. Während man noch in der Kirche stritt, ließen die Orloffs und ihre Verbündeten laut Catharinen als Kaiserin proclamiren. Als die Thüren der Kathedrale dem Volke geöffnet wurden, sah es Catharinen vor dem Altar knieen und den Priester beschäftigt, die heilige Handlung

an ihr zu vollziehen. Ein tausendstimmiges Hurrah! zerriß die Lüfte. Die ganze Hauptstadt hatte sich auf dem Platz versammelt, und die neue Selbstherrscherin wurde unter dem Donner des Geschützes, dem Beifallrufen eines unübersehbaren Volks, dem Salutiren des Militairs, verkündet. Wenige Augenblicke darauf, denn alles ging im Sturm und in wildester Leidenschaftlichkeit, setzte sich der Zug wieder in Bewegung und eilte in jene Stadtviertel, wo noch widerstrebende Elemente zu besiegen waren. Nach einer kolossalen Anstrengung von sechs Stunden war Catharina so weit, daß sie sich im Winterpallast bei offenen Balkonthüren zu Tafel setzen konnte, um einen Moment Ruhe und Erquickung zu genießen. Sie war einer Ohnmacht nahe, als sie in ihren Sessel sank. Dennoch ergriff sie das Weinglas, erhob sich und trank auf das Wohl des Volkes.

Um 10 Uhr Morgens war die Revolution beendet, und Catharina II. auf dem Throne Rußlands.

Es ist keine dankbare Aufgabe, die Verzichtleistung und die letzten Augenblicke Peter III. zu schildern. Ein natürliches Gefühl, das dem Menschenbusen eingepflanzt ist, und das da heischt für das Unglück, sei es auch noch so sehr selbst verschuldet, ein versöhnendes Mitgefühl zu hegen, macht es dem unparteiischen Beobachter und Erzähler schwer, für eine kalte aber gerechte Wür-

digung der Thatsachen ein willkommenes Ohr zu finden. Peter III. hatte vollkommen sein Schicksal verdient, er hatte die Entscheidung desselben kommen sehen und war ihm nicht ausgewichen, dennoch als das Unvermeidliche ihn traf, nahm er die Theilnahme selbst seiner erbittertsten Feinde für sich in Anspruch. Catharina mußte ihre ganze Klugheit und Vorsicht zu Hülfe nehmen, um die ersten Schritte, die sie auf ihrer neuen Bahn that, so einzurichten, daß der Schatten des machtlosen Kaisers nicht allzuverdunkelnd auf den Glanz ihrer noch jungen Krone fiel.

Am Morgen der Nacht, in der Catharina sich aus Peterhoff entfernt hatte, kam Peter aus Oranienburg, um den Festlichkeiten, wie er jährlich zu thun pflegte, beizuwohnen. Er erschien, nichts ahnend, in einem langen Zuge von leichtfertigen Weibern und lärmenden, jungen Wüstlingen umgeben. Als er vor das Portal des Schlosses anlangt, sieht er die Dienerschaft bestürzt ihm entgegeneilen, und der Ruf: „die Kaiserin ist verschwunden!“ trifft mit unheilkündendem Laut sein Ohr. Er steigt aus, durcheilt selbst alle Gemächer des Schlosses, er sendet Boten überall hin, die Frauen stehen unterdessen bestürzt und betäubt im Schloßhof; Niemand weiß Rath. Jetzt kommen, schnell sich einander drängend, die Nachrichten aus der Hauptstadt: Catharina ist

in Petersburg angelangt, Catharina hat sich als Regentin proclamiren lassen, Catharina ist Kaiserin! Peter steht erstarrt und unschlüssig; da naht sich ihm jener greise Verbannte, der Gunst und Ungunst des Geschicks so reichlich an seiner eignen Person erfahren, der alte Feldmarschall Münnich, und er ist's, der die ersten tröstenden und ermuthigenden Worte zu dem niedergebeugten Kaiser spricht: „Sire," ruft er ihm mit dem strengen Ernst des alten Kriegers zu, „es ist noch nichts verloren. Sie haben fünftausend Mann auserwählter Truppen in Ihrer Nähe, stellen Sie Sich an die Spitze dieser Getreuen und ziehen Sie den Aufrührern entgegen. Sie werden siegen, Sie werden das Feld behalten." Peter zögert. Unterdessen hat man in Petersburg rasche Maaßregeln getroffen: schon ist die Brücke mit Militair besetzt, die die Verbindung auf dem Wege von Petersburg nach Peterhoff bildet, kaum gelingt es einem treuen Diener, sich mit Gefahr des Lebens durchzuschleichen, um Petern Nachricht von der Hauptstadt und dem Theile der Truppen zu bringen, die ihm noch treu geblieben. Münnich fällt seinem Herrn zu Füßen und fleht ihn an zu eilen. Umsonst, Peter schließt sich in einem Zimmer ein, und setzt einen demüthig bittenden Brief an seine Gemahlin auf, in welchem er ihr verspricht, der Krone zu entsagen, und sie ersucht, ihm zu erlauben nach Deutsch-

land zurückzukehren, wo er sich mit dem Titel eines Herzogs von Holstein begnügen will. Catharina antwortet auf dieses Schreiben nicht. Jetzt hört Peter III., daß die Kaiserin gegen ihn heranziehe. Welch ein Moment für den zagenden, schwachen Fürsten! er eilt, nochmals einen Brief an sie abzusenden. Catharina empfängt dieses zweite Schreiben schon auf dem Wege nach Peterhoff, wohin sie an der Spitze von zwanzigtausend Mann ihrer Garden aufgebrochen ist, um ihren Gemahl gefangen zu nehmen. Auch auf den zweiten Brief erhält Peter keine Antwort. Seine Lage ist entsetzenerregend. Münnich gibt ihm einen letzten Rath, sich zu retten und die Krone sich zu erhalten, er soll nach Kronstadt eilen; die Flotte wäre noch sein; an der Spitze dieses Geschwaders würde es ihm ein Leichtes sein, der aufrührerischen Hauptstadt sich entgegenzustellen, allenfalls aus Schweden Hülfe zu reclamiren. Diesem Rathe folgt Peter. Eine Yacht nimmt ihn und seine Getreuen auf, die Gräfin Woronzoff läßt sich nicht ausschließen, obgleich Münnich, dem es in diesem angstvollen Momente nur um die Rettung des Herrn zu thun, ihr in soldatisch grober Weise zuruft, zu bleiben. Durch die Nebel der Morgendämmerung schwankt die Yacht, die den entthronten Zaar in ihrem Schooße führt, über die stillen Gewässer des Meerbusens. Das Fahrzeug nähert sich

der Hafenbrücke und verlangt Einlaß. Die Wache fragt wer es sei; man antwortet: „der Kaiser!“ „Wir haben keinen mehr! tönt die Antwort herüber; Catharina II. ist Kaiserin!“ Bei diesen Worten zeigt sich Peter auf dem Verdeck, er wirft seinen Mantel von den Schultern, und gibt sich zu erkennen. Vergeblich; eine Viertelstunde früher hätte er ohne Schwierigkeit gelandet, denn die Verschworenen, mit der Riesenarbeit in der Stadt vollauf beschäftigt, hatten den Hafen und die Besatzung von Kronstadt völlig vergessen; erst spät — aber wie wir sehen, doch immer noch zeitig genug, um Petern die letzte Zufluchtstätte zu versperren — war es einem der Verschworenen eingefallen, den Hafen für die Kaiserin in Besitz zu nehmen.

Es ist ein erschütterndes Bild, wie die Yacht jetzt von dem Landungsplatze sich wieder entfernt, wie man den greisen Münnich sitzen sieht, tief gebeugt, das Haupt in die Hand gestützt, das Geschick des Fürsten bedenkend, der von Thron und Land verstoßen, jetzt dem unvermeidlichen Elend entgegen geht. „Wohin soll ich steuern lassen?“ fragt ihn Peter. „Sire, es ist völlig gleich,“ entgegnet ihm entmuthigt der treue Rathgeber, „wohin wir auch gelangen, wir dürfen nicht hoffen, einen glückbringenden Boden zu betreten.“ Peter begibt sich in die Cajüte und tröstet hier die Gräfin Woronzoff,

deren Thränen unversiegbar fließen. „Sie hätten es wagen sollen," ruft ihm diese zu, „Sie hätten landen sollen; Niemand hätte sich erkühnt, die Drohung auszuführen und auf Sie zu schießen! Wir wären Alle gerettet gewesen!" —

Bei seiner Zurückkunft nach Peterhoff hoffte Peter auf die Großmuth der Frau, die er so schwer beleidigt, die er, besonders in der letzten Zeit, durch ein geflissentlich rohes und tyrannisches Wesen auf das empfindlichste gedemüthigt hatte, er hoffte auf die Großmuth der Frau, die er ungehört und ohne Urtheil hatte vom Throne stoßen, und deren Sohn er der entehrenden Schmach hatte preis geben wollen. Es war kühn, daß er diese Hoffnung hegte, ohne Zweifel wußte er, mit welchem großen, heroischen Charakter er es zu thun hatte. Catharina zeigte sich auch willig, seinen Hoffnungen zu entsprechen, allein ihre Umgebung, die in diesen furchtbaren Tagen tyrannisch über sie herrschte, legte ihr blinden Gehorsam auf. Die Stimme der Pietät in ihrem Herzen mußte schweigen. Alles was sie thun konnte war, daß sie den mildesten und gerechtesten Mann ihrer Umgebung hinsandte, um mit dem Kaiser zu unterhandeln. Der Graf Panin begab sich zu Peter III. Der Kaiser stellte die Entsagungsakte aus, in der er erklärte, daß er sich unfähig fühle, das Reich zu beherrschen, und daß

er von der Gnade der Kaiserin die Erlaubniß erbitte, nach Deutschland zurückzukehren, woselbst er sich mit dem Titel eines Herzogs von Holstein begnügen wolle. Münnich war in Verzweiflung, als er diesen unwürdigen, feigen Schritt, der jede Hoffnung abschnitt, erfuhr. „Sire,“ rief er dem Kaiser zu, „sie machen uns Alle elend, jedoch wage ichs zu behaupten, Keiner ihrer Getreuen denkt an sein eignes Geschick in diesem Augenblicke; uns Allen schwebt nur Ihre Rettung vor. Was ist aber jetzt noch zu hoffen?“ — „Alles von der Huld der Kaiserin,“ entgegnete Peter. „Sie wird jetzt, da ich die ersten Schritte zur Versöhnung gethan, mir bereitwillig entgegenkommen.“ Seine Erwartungen wurden getäuscht; man brachte ihn, die Gräfin Woronzoff und den Günstling Gudowitsch, Jeden in abgesonderten Gewahrsam. Der Kaiser erhielt seinen Aufenthalt auf dem Lustschloß Ropscha. An diesem Orte starb auch der Kaiser bald nach seiner Gefangennehmung.

Während der Verhandlungen in Peterhoff schwebte die Hauptstadt in Unruhe und Aufregung. Man wußte nichts über das Schicksal Catharinens, die an der Spitze ihrer zwanzigtausend Mann Garden ausgerückt war, man wußte nicht, ob Peter III. ihr Streitkräfte entgegengestellt habe, ob es zu einem entscheidenden Treffen gekommen sei. Endlich, gegen 8 Uhr Abends, verkündete

Kanonendonner die Ankunft der triumphirenden Kaiserin. Sie zog ein in ihre Hauptstadt, indem ein wogendes Meer von Volk, Garden und Linientruppen sie umgab. Nie hatte die Menge, die doch schon an solche Scenen gewöhnt war, ein so imposantes Schauspiel gesehen; sie umgab das Pferd Catharinens, sie hielt es auf und küßte die Füße, die Hände der Kaiserin.

Ehe wir dieses Anfangscapitel in der Geschichte Catharinens schließen, ist es nöthig, auf einige Personen, die in den Tagen des Kampfes und Sieges ihr nahe standen, den Blick etwas schärfer zu richten. Wir wollen nur vier Personen herausheben. Gregor und Alexis Orloff, die Prinzessin Daschkoff und Graf Rasumoffsky.

Einem Manne, den ein kleines Besitzthum, das er in der Nähe Moskaus inne hatte, zum Edelmann machte, war es gelungen, Peter I. einige Dienste zu erweisen, die dieser durch einen militairischen Grad belohnte, und durch die Versorgung der Söhne. Dieser Mann war Gregor Orloff, der Vater, der im sechzigsten Jahre noch heirathete und neun Söhne zeugte. Von diesen starben vier und fünf spielten mehr oder weniger eine bedeutende Rolle unter der Regierung Catharinens, Gregor und Alexis jedoch die bedeutendste. Beide wurden frühzeitig Officiere in der Garde, beide machten Schulden, beide hatten Duelle, beide zogen durch ihre tollen Unterneh-

mungen und muthwilligen Streiche die Blicke der Höflinge auf sich. Die drei anderen Brüder eiferten den älteren nach, und die fünf Orloffs wurden sprichwörtlich, wo es darauf ankam kecke Raufbolde, wilde Wüstlinge zu bezeichnen. Gregor Orloff, in den sich die Maitresse seines Chefs verliebt hatte, war nahe daran, auf Veranlassung des Erzürnten nach Sibirien exilirt zu werden, als die mächtige Hand einer Beschützerin, die sich nicht zu erkennen gab, das von Elisabeth schon bestätigte Verbannungsurtheil vernichtete. Orloff erkannte später in dieser rettenden Göttin Catharinen, und er blieb ihr von diesem Moment an dankbar ergeben, ja er verehrte und liebte sie mit so schwärmerischem Feuer, daß diese Leidenschaft seine rohe Natur mäßigte, ihn geistig erhob, und ihn fähig machte die Plane zu verwirklichen, die die Verschworenen ihm zuertheilten. Klugheit war ihm nicht gegeben, dagegen Alles besiegender Muth, Kühnheit und unbeugsamer, männlicher Stolz. Sein Bruder Alexis war eine Natur, die der Größe nicht fähig war, und die in dem ihr zugetheilten Elemente rohen, soldatischen Muthes beharrte.

Die Prinzessin Daschkoff bietet eine jener Erscheinungen, wie sie nur an einem despotischen Hofe voll Eitelkeit und Macht entstehen kann; eine schöne Frau, die laut scherzt und spottet, wo die beherztesten Männer

zittern. Die Prinzessin fing damit an, daß sie gleich erklärte, für sie gäbe es kein Blutgerüst und keine Verbannung; und in der That, die kalte, mißtrauische, bigotte Elisabeth hatte sich an diese kleine, bunte Schlange nie herangewagt. Schon oft hatte das Schwert nur an einem Haare über dem Haupte der Prinzessin geschwebt, und immer wieder war sie der Gefahr entschlüpft. Sie zeichnete Skizzen, sie machte Epigramme auf Elisabeth, sie imitirte in Gang und Geberde die herrschenden Günstlinge derselben — es wurde geduldet. Als Catharina am Hofe von Petersburg erschien, flog die Prinzessin ihr entgegen, fiel vor ihr aufs Knie, und bat mit der leidenschaftlichen Pantomime eines Liebhabers sich ewig ihr weihen zu dürfen. Von diesem Augenblicke an trug sie eine Locke des Haars der Großfürstin in einer Kapsel auf ihrem Herzen. Ein so bewegliches Geschöpf, voll Geist und Leben mußte Catharinen, die von einer kalten, fremden Höflingsschaar sich eingeschlossen fand, willkommen sein, sie nahm die Prinzessin, die damals noch unvermählt als Fräulein Woronzoff am Hofe lebte, zu ihrer Vertrauten auf. Beide führten von nun an einen intimen Briefwechsel miteinander, in welchem sie sich über die neuesten Erscheinungen in der französischen und englischen Literatur ihre Urtheile mittheilten. Doch nicht allein über Literatur wurde geschrieben, brieflich geplau-

dert, sondern man berührte auch die höchsten Interessen, man schrieb sich seine Ansichten über Freundschaft, Liebe, Anbetung, Tod, Unsterblichkeit und über tausend Schwärmereien und Gefühlsausbrüche, wie sie in jungen Herzen, die tumultuarisch der Welt entgegenklopfen, sich zu regen pflegen. Zuletzt schreiben sich die Freundinnen auch über Politik; und da entwickelte Fräulein Woronzoff Catharinen gegenüber ihr ganzes System von Freiheit und Republikanismus, das sie sich seit einiger Zeit zu eigen gemacht. Catharina, die äußerst liebenswürdig in diesen frühen Jugendbriefen erscheint, gibt mit großer Milde, mit graziöser Ironie der feurigen Seele ihrer jungen Freundin einige gute Lehren.

Als Peter III. zur Regierung kam, ging in dem Geschicke des Hauses Woronzoff eine große Aenderung vor sich. Der Feldmarschall Bestuscheff wurde verwiesen, und der Graf Woronzoff, Onkel der Prinzessin, erhielt als Reichskanzler des in Ungnade Gefallenen Stelle. Die Schwester der Prinzessin machte sich als allgewaltige Geliebte des Kaisers geltend, und eine andere Schwester, die Gräfin Buturlin, wurde durch ihre vielen Reisen, durch ihren originellen Luxus, den sie überall entfaltete, und durch ihre Liebschaften in Frankreich, Deutschland und England bekannt. Von den drei Schwestern war ohne Zweifel die Prinzessin die ausgezeichnetste.

Frühe ging ihr Geist seine eigene Bahn. Schon daß sie Catharinens eminente Charaktergröße verstand, sich ihr anschloß, sie leidenschaftlich verehrte und liebte, zeugt für ihr edleres, höher gestelltes Wesen; aber auch die Kühnheit, mit der sie mit ihrer mächtigen Schwester in Opposition sich stellte, erweckt Achtung; am meisten jedoch nimmt für sie ein der rege Sinn, den sie hegte, geistige Entwickelung, freie Ideen zu verbreiten. Hierdurch war sie den Verschworenen äußerst dienlich. Jung und feurig, Gefahren nicht scheuend, war sie zugleich klug und besonnen den Rath weiser Männer in Anwendung zu bringen. Als Mann verkleidet begab sie sich mit den Brüdern Orloff in die Kasernen, schwelgte ganze Nächte durch beim Becher, sang zur Guitarre, tanzte wie eine Bachantin vor den Soldaten, einzig nur, um ihrer erhabenen, erlauchten Freundin Genossen und Freunde zu erwerben. Eine Stunde darauf lag sie mit aufgelösten Locken bei der einsamen Studirlampe über ein Werk Montesquieu's, um daraus die Grundsätze und Lehren über den vollkommenen Staat, über die Vereinigung der Gesellschaft, über die Rechte und Pflichten der Fürsten und Völker zu studiren. Dann schrieb sie entflammte Briefe an Catharinen, in denen sie dieser ihre künftige Größe prophezeite. „Mir, meine theure Schwester,“ so schrieb

sie, „wirst Du alsdann erlauben, zu Deinen Füßen zu ruhen, als ein Wesen, das Dich abwechselnd anbetet und schilt; als ein kleiner Seraphim, der aus Deinem Lichte soviel Liebe aber auch soviel Impertinenz zu saugen verstanden hat, um im Stande zu sein, Dir die süßesten Schmeicheleien, aber auch die empfindlichsten Zurechtweisungen zu geben. Du sollst an mich denken, Cathinka, und wenn Du dereinst nicht mehr in Liebe an mich denken willst, so sollst Du's im Zorn thun. Vergessen darfst Du mich nie. Für alle Ewigkeit gehören wir zusammen."

Diese Drohung wurde leider später wahr, als Catharina sich mit der Prinzessin entzweite und es dieser empfinden ließ.

Die Weise, wie sie sich ihren Mann erwählte, ist ebenfalls charakteristisch. Eines Abends steht sie im Kreise der Hofdamen, als sich ihr der junge Fürst Daschkoff nähert, ein schöner, vornehmer und reicher Mann. Er sagt ihr in lebhafter Weise einige Artigkeiten, sogleich wendet sich die junge Hofdame zu ihrem Vater und sagt laut: „Hier ist Jemand, der mir eine Erklärung macht und meine Hand sich erbittet; werden Sie gestatten, daß ich sie ihm gebe?" Dem Fürsten war es nicht eingefallen, so ernste Absichten zu hegen; er sah sich gefangen und gab nach. Als die Heirath geschlossen

war, fand die Prinzessin Mittel, ihren Mann nach Moskau zu verbannen, um in Petersburg frei leben zu können.

Der vierte Theilnehmer, Cyrill Rasumoffsky, ist durch seinen unbeugsamen Muth und durch seine Anhänglichkeit an Catharina ausgezeichnet. Die Familie kam in Ansehn dadurch, daß die Kaiserin Elisabeth sich einen aus ihrer Mitte zum Günstling, ja sogar, wie einige Nachrichten behaupten, zum heimlich angetrauten Gemahl erwählte. Cyrill war ein roher, kühner Parteigänger, ein Charakter, dem nicht das Gewissen eines rechtlichen Mannes, sondern der Muth eines Soldaten Gesetze vorschrieb; dabei befleckte er jedoch seinen Muth nie durch Perfidie, seine Stärke nie durch Grausamkeit. Catharina wußte ihn geschickt zu brauchen; er war ihr ohne Eigennutz wahrhaft ergeben.

Nachdem der Vorhang niedergefallen war nach den stürmischen Auftritten der Revolution, wo man eine ganze Hauptstadt in Tumult und Aufruhr gesehen hatte, zeigte die Scene, als der Vorhang sich wieder hob, Catharinen ruhig in ihrem Pallaste am Schreibtisch sitzend, und klug und bedächtig weise Verordnungen, treffende Befehle ertheilend, die nachhaltig das große Werk in seinem noch schwankenden Baue befestigen sollten. Die Arbeit der rohen Männer war gethan, jetzt kam die Frauenhand, die geschickt ordnete, still bei Seite schob,

mit kluger Wahl vertheilte; hier sich segnend hob, dort sich zum freundlichen Gruße neigte. Catharina zeigte sich äußerst klug und besonnen in dieser wichtigen Zeit. Wir müssen sie bewundern, wie sie mitten unter den wilden Soldaten, die sie auf den Thron geführt hatten, und die jetzt ihren Lohn brutal, mit der empörenden Willkür einer gesetzlosen Forderung ihr abzunöthigen sich erdreisteten, vorsichtig sich bewegte, sie, die Fremde; wie sie unterhandelte mit den Unbändigen. Das junge, schutzlose Weib legte die entfesselte Hyder der Revolution wieder in Bande. Dabei lebte sie bei fortwährendem Andrang der Außenwelt; ihre Gemächer durfte sie nicht verschließen, zu jeder Stunde mußte sie bereit sein, daß bald Dieser, bald Jener bei ihr eintrat. Oft wurde sie mitten in der Nacht geweckt, sie mußte sich in Eile kleiden, und den Gang nach irgend einer Kirche antreten, lediglich weil es einem Soldaten der Garde eingefallen war zu behaupten, die Kaiserin sei entführt, und befinde sich nicht mehr in Petersburg. Er und seine Kameraden lärmten und schrieen bis Catharina sich gezeigt hatte, dann riefen sie: „Unsre Mutter ist doch da! wir können uns beruhigen!"

Die erste weise Handlung Catharinens, als Selbstherrscherin des Reichs, war, daß sie den übermäßigen Einfluß der Deutschen, wie Peter ihn hatte vorwalten

lassen, überallhin aufhob. Sie ließ die holsteinische Garde, den Russen so verhaßt, und durch die Spielerei mit deutschen Uniformen und militairischen Uebungen so lächerlich, abziehen, und mit ihnen entließ sie auch den Herzog Georg, den Oheim Peter III., der eine klägliche Rolle während der Regierung dieses Fürsten in Petersburg gespielt hatte. Zu gleicher Zeit verhinderte sie, daß ihr eigner Bruder, der Fürst von Anhalt-Zerbst, nach Petersburg kam, auch Poniatoffsky hielt sie an den Grenzen zurück: sie wollte keine Ausländer, am wenigsten ihre Verwandte um sich sehen, um den Russen keinen Grund zu den Vorwürfen zu geben, die so reichlich ihren Gemahl getroffen hatten.

Nachdem die ausländischen Mächte sämmtlich ohne Widerrede sie als Kaiserin anerkannt hatten, trat Catharina ihre Reise nach Moskau an, um sich in dieser alten Hauptstadt des Reichs feierlich krönen zu lassen. Peter III. hatte diese Ceremonie immer, als ihm lästig, bei Seite geschoben, Catharina sah ein, daß sie unumgänglich zur Befestigung der Gewalt des Herrschers in der Meinung des Volkes nöthig war. Ohne Verzug begab sie sich deshalb nach Moskau, obgleich sie wohl wußte, daß ihr Empfang daselbst nicht der beste sein würde, ja daß ihr persönlich sogar Gefahren drohten. Sie hatte Nachrichten empfangen, daß die Bevölkerung

der ehemaligen Hauptstadt bei der Verkündigung des Thronwechsels Zeichen der Mißbilligung gegeben hatte; die Truppen hatten sogar sich geweigert, sie als Kaiserin auszurufen. Nun erschien sie selbst. Mit einem unabsehbaren Gefolge zog sie in Moskau ein; der alte Reichskanzler Bestuscheff mußte sie begleiten, und auf die ehrwürdige Gestalt dieses greisen Kriegers gestützt, erschien sie vor dem Volke. Gregor Orloff durfte sich nur gemäßigt und in der Entfernung zeigen, dagegen trat der junge Großfürst Paul zum erstenmal in wichtiger Stellung, seiner Mutter zur Seite, auf. Der Empfang war lau: Catharina fühlte es, allein sie versteckte klug ihr Mißbehagen; Orden und Reichthümer wurden verschwenderisch ausgetheilt, in der Armee Rangerhöhungen veröffentlicht, die die kühnsten Hoffnungen der alten Krieger, die im siebenjährigen Kriege die Schlachten bei Palzig und Kunnersdorf mitgekämpft, übertrafen. Kirchen und Klöster des bigotten Moskaus wurden reichlich bedacht. So verschwand die segenspendende Fürstin wieder, nachdem sie die Stätte, wo sie geweilt, die Straße, die sie gezogen, mit Geschenken bedeckt hatte. Allein Moskau beharrte bei seiner starren Opposition, Catharina hat nie, so oft sie auch daselbst erschien, eine warme, begeisterte Stimmung für sich, durch alle Künste ihrer fürstlichen Koketterie, erzwingen können.

Ein heftiger Kampf erhob sich mit der Geistlichkeit. Die sanguinischen Hoffnungen der Priester, die Catharina klug genährt, konnten in ihrer ganzen Ausdehnung unmöglich jetzt von der Fürstin, die zu der absoluten Macht gelangt war, erfüllt werden. Die unvorsichtigen Reformen Peters III. waren alle wieder vernichtet worden, allein es konnte Catharinens Meinung nicht sein, verjährte Mißbräuche, tyrannische und rohe Maaßregeln, die die Religion als Deckmantel zu irdischen Zwecken brauchten, zum Nachtheil des Volkes zu begünstigen. Ein Fürst, der an die Gewalt der Kirche die ordnende Hand legt, kann nicht vorsichtig genug zu Werke gehn. Catharina bewies in diesem Streite, wie sehr sie berufen war, ihrem Reiche Größe, Ruhe und Sicherheit zu verleihen, indem sie die schwierigsten Verhältnisse im Innern desselben, zu denen die Rechte der Priesterschaft ganz vorzüglich gehörten, mit weiser Mäßigung, mit consequentem Willen, mit beharrlicher Kraft ordnete. Sie wußte, mit welcher gefährlichen Macht im Staate sie es zu thun hatte, sie kannte den Einfluß, den der Priester auf den Soldaten ausübt, und sie war eine Fremde, und sie war mit Hülfe dieser Soldaten, die in den Händen der Priester waren, auf den Thron gelangt! Wieviel Klugheit war nöthig, um die eigne Sicherheit mit der Regentenpflicht in Einklang zu bringen. Die

Geistlichkeit, die die entzogenen Güter nicht sofort sich zurückerstattet sah, murrte laut und suchte das Volk gegen Catharina zu entflammen, indem sie auf den Prinzen Iwan hinwies, und ein Testament Peter III. zeigte, in welchem dem letzten Sprößling Peter des Großen der Thron Rußlands zugesichert wurde. Peter III. war allerdings damals, als er den heftigsten Widerwillen gegen seine Gemahlin und seinen Sohn hegte, mit dem Plan umgegangen, Iwan, der in dem Gefängniß zu Schlüsselburg schmachtete, die Thronfolge zu sichern, hatte aber bald darauf, wie er denn immer in seinen Entschlüssen wechselnd war, auch diesen wieder aufgegeben, das Testament bestand und konnte, arglistig gebraucht, in den Händen der Feinde Catharinens von mächtiger Wirkung sein. Die entflammten Priester wußten dies, und ließen kein Mittel außer Acht, ihrem Ziele zuzustreben. Allein ihnen wurde energisch entgegengearbeitet. Die Wachsamkeit der ehemaligen Verschworenen, die jetzt mit Titel und Orden geziert den Thron der Kaiserin umstanden, unterdrückte jeden Aufruhr im Keime. Zahllose Verhaftungen, strenge Strafen, Verweisungen fanden statt, und die Priester mußten sich für überwunden erkennen.

Nachdem die anderen Theilnehmer an der Revolution mit Orden und Reichthümern überschüttet worden,

nachdem Gregor Orloff zum Chef der Garde zu Pferde ernannt worden war, sein Bruder Alexei dieselbe Rangstufe bei der Preobrajensky'schen, Feodor Orloff bei der Seméonoff'schen Garde erhalten hatte, war allein die Prinzessin Daschkoff übrig, die von aller Gunstbezeugung ausgeschlossen blieb, und zwar weil sie es selbst wollte. Catharina hatte ihr einige glänzende Belohnungen zugedacht, allein die Prinzessin, eigensinnig und seltsam, war zu der Annahme keiner derselben zu bewegen gewesen; das Einzige, was sie sich erbat, war Gnade für ihre unglückliche Schwester, die Gräfin Woronzoff, und für ihren Vater, den ehemaligen Kanzler. Catharina gewährte beides. Diese Willfährigkeit brachte die Prinzessin dahin, allerlei capriciöse Wünsche auszusprechen; so forderte sie von der Kaiserin, sie solle sie zum Chef eines Husarenregiments machen, und ihr den Rang eines Generallieutenants geben. Catharina weigerte sich, und da die Prinzessin ihre Bitten nicht einstellte, machte die Kaiserin sie zum Präsidenten der Akademie, welche Stelle sie lange bekleidete. Es ist nicht schwer, in dem Betragen Catharinens eine kleine Eifersucht gegen die Prinzessin zu bemerken. Die Schönheit und die Grazie dieser jungen Frau, ihre Popularität bei den Soldaten, da sie fast immer in den Kasernen lebte, machte sie zu einem, für Catharinens Sicherheit gefährlichen, öffentli-

chen Charakter; es war nicht rathsam, in solche Hände militairische Macht zu legen. Die Rolle, die die junge Fürstin bei der Verschwörung gespielt hatte, war eine zu wichtige gewesen, als daß sie nicht hätte auf die Dienste, die sie geleistet, stolz sein und Neigung zeigen sollen, die Kaiserin zu beherrschen. Dies zusammengenommen waren Gründe, die die scheinbare Kälte und den Rückhalt der Herrscherin vollgültig motivirten. Die Prinzessin fand sich gekränkt, verließ ohne Urlaub ihren Präsidentenstuhl in der Akademie, und reiste in Deutschland und Frankreich umher. Catharina fand für gut, Voltaire zu warnen, den Erzählungen und Berichten der Prinzessin Glauben zu schenken. Dies aber bewog gerade Voltaire, die Prinzessin über allerlei Dinge auszuforschen.

Was den Grafen Panin betrifft, so hatte dieser Mann von den rechtlichsten Absichten, ebensoweit entfernt von Eigennutz als von eitler Ruhmsucht, die Verhältnisse sich so gestalten sehn, wie er es nicht gewünscht und auch nicht erwartet hatte. Catharina hatte den Thron bestiegen als Selbstherrscherin, nicht, wie er es gewollt, als Regentin; alsdann war bei dieser Thronbesteigung wiederum die militairische, nicht die legislative und staatsrechtliche Stimme gehört worden, es war dem Ansehen des kaum erst wieder restaurirten Senats ein

Stoß gegeben worden, der leicht sein Todesstoß werden konnte, wenn Catharina Sinn und Ansichten der schwachen Vorgänger auf ihrem Throne theilte. Zum Glück war jedoch dies nicht der Fall, und in dieser Ueberzeugung fand Panin die Stütze seiner Hoffnungen. Es lag ihm nun Alles daran, Catharina auf dem Throne sicher zu stellen, und sich als ihren Vertrauten, ihren Rathgeber in unerschütterliche Gunst zu bringen. Es gelang, ohne daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die natürliche Offenheit im Charakter der Kaiserin, die Treue, die sie übte, und die bei Fürsten einen so großen Werth hat, weil gerade diese verleitet werden, oft mit ihren Rathgebern und Dienern zu wechseln, ließen den rechtschaffenen Mann sein Ziel schnell und sicher erreichen. Die fortwährenden, rasch gedämpften aber rasch wieder neu entstehenden Empörungen, mit denen Catharina in den ersten Jahren ihrer Regierung zu kämpfen hatte, gaben ihm Gelegenheit, die Kaiserin mit seinen ferneren Planen und reformatorischen Ideen bekannt zu machen. Seiner Ansicht nach sollte Catharina freiwillig einen Theil ihrer Macht abtreten, und diese einem gesonderten Reichskörper, einer Art constituirender Ständeversammlung, in der jedoch der Adel präsidirte, übergeben. Aus diesem richterlichen Institut sollte dem Senat eine wesentliche und kräftige

Stütze gebildet werden, indem die gesetzgebende Autorität jener Stände gemeinschaftlich mit der des Senats zu wirken sich vereinbarte. „Hierdurch allein sichern Ihro Majestät," sagte Panin zur Kaiserin, „Ihren Thron bleibend, indem Sie Europa zeigen, daß Sie die Macht der Gesetze, auf der alle Civilisation der Staaten beruht, höher beachtet sehen wollen, als selbst die Ihnen überkommene, und durch die Gewalt der Waffen behauptete Gewalt. Freiwillig geben Sie einen Theil Ihrer autokratischen Macht aus den Händen, um den Stolz zu haben, sagen zu können, daß sie den Theil, der Ihnen bleibt, im Einverständniß mit den Rechtsinstitutionen und dem Rechtsgefühl aller Völker üben." Catharina hätte nicht soviel Geist und nicht soviel guten Willen besitzen müssen, als sie wirklich besaß, um über einen solchen Plan, der ihren eigenen Ideen so analog war, nicht Freude und Anerkennung zu empfinden. Dennoch zögerte sie einen Augenblick, ob sie sich diesen Neuerungen ohne Gefahr hingeben dürfe; es schien ihr, daß die Zeit hierzu noch nicht gekommen sei. Der Blick in die Zukunft fand noch dichte Nebel aufgethürmt. Panins Feinde benutzten dieses Schwanken der Entscheidung der Kaiserin, und es traten nun rasch Männer auf, unter diesen besonders der alte Kanzler Bestuscheff, der eisern festhielt an den alten Formen, die einen ganz

andern Rath ertheilten, eine ganz andere Sprache führten. Ihnen folgend, durfte Catharina sich nicht um einen Schritt entfernen von der militairischen Gewalt, die die Stütze ihres Throns bildete, und vor allen Dingen durfte sie nicht, auch nicht den geringsten Theil ihrer Macht aus den Händen geben; am allerwenigsten jetzt, wo die Zustände noch so schwankend, die Gemüther noch so erregt, das Vertrauen noch so unsicher sei. Hier könne nur Eines retten; die Einheit der Macht und des Willens. „Der Boden, auf dem wir stehen," sagte der alte, erfahrene Krieger mit derbem Freimuth, „gehört uns nur erst halb, wir wollen ihn völlig inne haben, alsdann wird es Zeit sein, ihn mit nützlichen und schönen Pflanzungen zu bedecken." Catharina gab diesem letztern Rath ihre Entscheidung; Panin erhielt jedoch unter dem Siegel des Vertrauens das Versprechen, daß sie an der Verwirklichung seiner Pläne arbeiten wolle. Mehr verlangte der treue Freund, der uneigennützige Fürstendiener nicht.

Das Jahr 1764 zeichnet sich in Catharinens Leben durch ihre Einwirkung auf die Gestaltung Polens und die Wahl Stanislaus-Augusts aus, den sie durch die Gewalt ihrer Waffen gegen die stürmischen Erklärungen des Reichstags zu Warschau auf den Thron führte. Polen spielt eine zu bedeutende Rolle in der Regierungs-

geschichte der Kaiserin, als daß es erlaubt wäre, diese Wahl und die sie begleitenden Kämpfe unerwähnt zu lassen. Durch den Tod des Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen, August III., war der polnische Thron erledigt; August's Sohn machte Ansprüche, in die Rechte seines Vaters zu treten, allein die Polen, müde des sächsischen Jochs und zudem von fremdem Einfluß vielfach angeregt, wendeten sich von ihm ab, und der Reichstag wurde das Spiel stürmischer, ehrgeiziger Launen der Patrioten, die einestheils für eine Republik, anderntheils für ein Königthum, endlich auch für ein Königthum mit republikanischen Regierungsformen vereint stimmten. Catharina richtete ihren Blick auf dies kleine, in sich uneinige, durch innerliche wie äußerliche Unruhen zerrüttete Land. Es schien unmöglich, daß es sich aus seinen Bedrängnissen selbst retten könne, es mußte nothwendig eine der großen Mächte, die es umgaben, zum Schiedsrichter in seinen Streitfragen aufrufen, und demnach fremdem Einfluß anheimfallen. Frankreich und Oestreich erklärten, daß sie sich in die Wahl eines Königs nicht mischen wollten; Friedrich der Große, dem an Catharinens Freundschaft viel gelegen war, schloß mit ihr einen vortheilhaften Allianztraktat, demzufolge beide Mächte sich vereinbarten, zusammen zu wirken; der schwache Churfürst, dessen

erschöpftes Land ihm keine energische Sprache erlaubte, erbat sich Catharinens Schutz, dem sie ihm jedoch zu gewähren nicht willens war. Einem andern Haupte als dem seinen hatte sie die Krone Polens zugedacht. Stolz, Freundschaft und Politik hatten gleichen Einfluß auf ihre Wahl. Es schmeichelte ihrem Stolz, einen einfachen Edelmann ohne Einfluß, ohne mächtige Verbindungen unter seinen Landsleuten, nur durch ihre mächtige Hand geleitet, die Stufen des Throns hinansteigen zu sehen, es war ferner ihrem Freundschaftsgefühl wohlthuend, dem Mann sich dankbar und gütig zu beweisen, der einst in einer schweren Zeit, wo sie unter der Last des Hasses, der Intrigue und der Despotie geseufzt hatte, ihr Aufopferung und Mitgefühl gezeigt, der ihr Vertrauter, ihr Freund geworden. Endlich gesellte sich zu diesen Stimmen auch noch die der Politik. Die Herrscherin, die ihren Thron befestigt, ihren Einfluß ausgebreitet, ihre Stimme gefürchtet wissen wollte, pflegte die Entschlüsse, die ihre persönliche Neigung faßte, nur dann zu unterschreiben, wenn sie mit den Planen der Politik übereinstimmend lauteten. Der eitle und schwache Poniatoffsky glaubte seinen Triumph einzig und allein den Gefühlen von Catharina's Herzen schuldig zu sein; er irrte. Die Folgezeit bewies es. Hätte Catharina überall nur ihrem Herzen folgen, die persönlichen Regungen

ihres weichen, weiblichen Charakters zu Rathe ziehen wollen, so hätte sie manches in ihrem Leben unterlassen, anderes thun müssen, und sicher wäre ihr dann von der obenhin urtheilenden Menge leicht vergänglicher Beifall gezollt worden; allein höher erschienen ihr die Pflichten der Regentin, der Erbauerin und Gründerin der gesetzlichen Institutionen, der Schöpferin der Gesittung eines Staates, als der Ruhm einer gefühlvollen und großmüthigen Frau. Den Thron hoch und erhaben, gefürchtet und bewundert zu machen, den sie bestiegen als eine Fremde, Schutzlose; der Welt zu zeigen, daß sie die ganze Fülle und Macht ihrer Bestimmung begriffen und die große Aufgabe, die ihr geworden, zu lösen sich würdig fühle, dies war der gesetzgebende Gedanke in jeder ihrer Lebensstellungen bei jeglichem Anlaß. In diesem Alles beherrschenden Gedanken bestand ihre Größe. Geister, die dies nicht zu erfassen vermögen, halten sich an die kleinlichen Vorfälle innerhalb ihres Hauses und ihres Hofes, und froh, in der Nähe der Größe Kleinheit zu entdecken, heften sie tausend niedrige Motive an jene bedeutungslosen Einzelheiten, und ziehen Consequenzen aus Zufälligkeiten und Nichtigkeiten, wie sie jedes Leben darbietet, also auch das Leben eines Fürsten.

Nachdem Stanislaus-August erwählt worden, machte Catharina eine Reise nach Liefland, wo sie in Riga mit

dem Könige zusammentraf, und eine kurze Unterredung mit ihm hatte. Während ihrer Abwesenheit aus Petersburg ereignete sich jener beklagenswerthe Tod des Prinzen Iwan. Die französischen Autoren, die das Leben Catharina's geschildert, haben diesen Tod Iwan's zu den gehässigsten Verleumdungen benutzt. Es ist ein Unglück Rußlands, daß stets französische Federn seine Geschichte schrieben, die selten oder nie ein Interesse dabei fanden, der Wahrheit treu zu bleiben. Die gehässigsten Schilderungen Catharinens und ihrer Regierung (Rulhières, Masson, zum Theil auch Castèra) erschienen in der republikanischen Zeit Frankreichs, und Catharina, die bekanntlich den heftigsten Abscheu in Wort und Schrift gegen die Revolution und ihre Consequenzen aussprach, mußte, sehr erklärlich, von diesen Schriftstellern übel behandelt werden. Der Prinz Iwan starb durch das meuchelmörderische Attentat eines Lieutenants Mirowitsch, den man hatte glauben machen, die blutige That werde ihm goldne Früchte tragen. Catharina, entsetzt über diesen Mord, der, wie sie wohl fühlte, von Neuem ihren Feinden Stoff zur böswilligsten Verleumdung geben mußte, bestrafte den Mörder, indem sie die Todesstrafe, die seit lange und schon unter der Regierung Elisabeths abgeschafft war, an ihm vollziehen ließ.

Kaum hatten die Conspirationen und die steten

aufrührerischen Regungen ein wenig nachgelassen, als Catharina, gleichsam Athem schöpfend, sich den Segnungen des Friedens, den Arbeiten der Weisheit und der Vorsorge zuwandte. Ein großes Reich lag vor ihr, beinahe noch barbarisch, wüst, ohne den leisesten Anhauch jener Völker segnenden Bildung, die, wenn sie in einem Staate herrscht, allein im Stande ist, das Loos der Könige zu einem glücklichen, gepriesenen zu machen, ohne welches die Fürsten immer nur Häuptlinge einer mehr oder minder disciplinirten räuberischen Horde sind. Catharina, die aus den Quellen des edelsten Wissens und Forschens ihrer Zeit ihren Geist genährt, empfand dies mehr als irgend einer ihrer fürstlichen Zeitgenossen. Sie begann jetzt unablässig zu arbeiten. Früh am Morgen, selbst sich ihr Zimmer heizend, saß sie am Schreibtisch und fertigte die Vorarbeiten, um, wenn die Minister erschienen, auf ihre Vorträge vorbereitet zu sein. Mit diesen machte sie anhaltend mehre Stunden hindurch die laufenden Geschäfte des Tages ab. Ein frugales Mittagsmahl folgte; der Abend war den Festlichkeiten gewidmet. Schnell aufeinander folgten die Befehle zur Gründung von Hospitälern, Schulen, Lehranstalten mannigfachster Art. Das ungeheure Reich wurde bis in seine entferntesten Theile von dem forschenden Blicke seiner Herrscherin durchsucht; sie las jede Klageschrift,

jedes Memoire, jeden eingelieferten Plan zu neuen Einrichtungen und Bauten. Künste, Gewerbe, Fabriken wurden in ihren Anstalten theils neu gegründet, theils die früheren unterstützt und erweitert. Die Marine, die Armee erhielten zeitgemäße Aenderungen. Das Heer der Mißbräuche wurde, soweit dies selbst der Macht eines Autokraten möglich ist, vermindert; nützliche Institute keimten überall empor und verbreiteten Segen. In Petersburg und in Moskau wurde eine sogenannte Adelsbank gegründet, die den verschuldeten Adel von der Pest des Wuchers, der er anheimgefallen, befreite, und es ihm möglich machte, unter mäßigen Zinsen Anleihen von der Krone zu erheben. Dieses Institut war von unberechenbarem Nutzen. Catharina hob hierdurch den russischen Adel in der Meinung des Volks; allein sie wandte hierzu noch ein anderes Mittel an, das nicht allein diesem, sondern dem Volke selbst zu Gute kam; sie erweckte das Ehrgefühl durch Strafen, die infamirend wirkten. Unter den früheren Regierungen hatten die Russen, selbst die vornehmen, wenig andere Correctionsmittel gekannt, als die directe Anwendung der physischen Gewalt, Catharina war die Erste, die Ehrenstrafen einführte. Eine mächtige Stufe, ein Volk sittlich zu erheben, war hiermit erstiegen. Um dem in den vornehmen Ständen besonders um sich greifenden Uebel einer ebenso gefährlichen

als beschämenden Krankheit zu steuern, errichtete Catharina in der Hauptstadt selbst ein Hospital, das funfzig Frauen zur Zeit aufzunehmen eingerichtet war, und ein Gesetz verbot, sich um den Stand, den Namen oder irgend eine Besonderheit der Aufgenommenen zu kümmern. Selbst auf der Wäsche, die in diesem prachtvoll eingerichteten Hospital verabfolgt wurde, stand das Wort «Discretion» eingewirkt. Auch dieses Institut war äußerst wohlthätig, wenn man bedenkt, wie das ekelhafte Uebel gerade in dieser Hauptstadt, die so empörende Beispiele von Unsittlichkeit geschaut hatte, gewüthet, und ganze Generationen zu vergiften gedroht hatte. Das größte Verdienst Catharinens jedoch für das Wohl der Menschheit im Dienste der Wissenschaft besteht darin, daß sie, als die ganze Hauptstadt bebte, und Alles in Schrecken versetzt war von der neuen und grausenvollen Gefahr, die die Pocken damals über Europa brachten, sich als die Erste entschloß, die Pockenimpfung an sich vornehmen zu lassen. Welch eine Größe, welch eine kühne Selbstüberwindung, welch ein Nichtachten der eignen Gefahr angesichts der leidenden Menschheit! Die Operation ging glücklich von statten, und jetzt erst ließ die Kaiserin an ihrem Sohne die Impfung vollziehen. Ganze Schaaren folgten, und Tausende wurden durch die kühne That der *einen* Frau gerettet. Die Ver-

leumder Catharina's gehen über diese große Handlung eilfertig hinweg; hier aber gerade sollten sie verweilen, wenn es ihnen darum zu thun wäre, ein wahres und treues Bild ihres Gegenstandes zu entwerfen. Eine Fürstin und Mutter, die so handelte, konnte in der That auf die gerechte Bewunderung ihrer Zeitgenossen Anspruch machen.

Mehr um «acheter les trompettes de la renommée,» wie Castéra sich ausdrückt, als daß sie wahre und aufrichtige Bewunderung für diese Geister gefühlt hätte, bewarb sich Catharina um das Lob und die Anerkennung der Encyklopädisten und modernen Philosophen, Diderot's, Holbach's, D'Alembert's, vorzüglich Voltaire's. Mit dem letztern verkehrte sie auf eine freimüthige und geistvolle Weise, und für diesen mächtigen Schöpfer einer neuen Ideen- und Meinungswelt hegte sie auch ungeheuchelte Hochachtung. Der Geist, vor dem sie sich jedoch am tiefsten beugte, war Montesquieu. Seine Schriften zog sie zu Rath, als sie sich mit dem Plan beschäftigte, Rußland ein neues Gesetzbuch zu geben, ein Plan, der den Stolz und die Freude ihres Lebens bildete, und der einige Jahre später zur Ausführung, freilich nicht zu einer solchen, wie die Gesetzgeberin sie beabsichtigte, gedieh. Diderot, der sich in bedrängter Lage befand, kaufte sie seine Bibliothek ab, indem sie ihm

deren Nießbrauch ließ. Der Philosoph kam auf ihre Aufforderung nach Petersburg, aber seine Ideen fanden keinen Eingang bei der Kaiserin; sie erkannte sie als ausschweifend, phantastisch, unpraktisch, aber sie unterhielt sich gern mit ihm. Er saß bei Tafel, besonders bei ihrem Landaufenthalt auf den Lustschlössern, ihr zur Seite. D'Alembert lobte und pries Catharinen gleichfalls, stellte jedoch auf Wunsch Friedrich des Großen plötzlich seine Lobsprüche ein. Friedrich wollte nicht alle seine «trompettes» an Catharina verlieren. Auch eine Stelle als Erzieher beim Großfürsten nebst einem Jahrgehalt von vierundzwanzigtausend Livres schlug er aus, ebenfalls auf Friedrich's Anrathen. Dem berühmten Chirurgen Morand schickte die Kaiserin eine reich versehene Sammlung in Rußland geprägter, goldner und silberner Münzen. Außer diesen eben genannten erhielten fast alle bedeutende Gelehrte, Künstler und selbst Schauspieler Geschenke von ihr, oft mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben begleitet. Der Sachsen-Gothaische Geschäftsträger, Baron Grimm, war von ihr beauftragt, ihr alle und jede Neuigkeit auf literarischem und artistischem Felde sofort mitzutheilen, und die russische Gesandtschaft in Paris hatte ein eigenes Departement, das nur mit derlei Aufträgen belastet war. Es ist zu beklagen, daß die Kaiserin, ebensowenig wie

Friedrich der Große, deutsche Kunst und Literatur, den einzigen Arzt Zimmermann ausgenommen, mit dem sie einen Briefwechsel führte, beachtete, doch ist sie bei diesem Unterlassen weit eher zu entschuldigen als Preußens König, der über deutsche Länder herrschte. Unter den Gelehrten des eignen Landes gab sie dem Akademiker Pallas Aufträge, Rußland in weitester Ausdehnung zu bereisen, und dieses Reisewerk erschien in prächtiger Ausstattung auf kaiserliche Kosten. Der Gelehrte und Bibliothekar Müller beschäftigte sich auf Veranlassung und unterstützt von Catharinen in Moskau mit Ordnung und Vervollständigung der alten Scripturen und einer neu errichteten Bücher- und Dokumentensammlung. Vorzügliche Aerzte und Chirurgen wurden aus dem Auslande berufen und in die verschiedenen Lehranstalten, die zum Theil neu gegründet wurden, vertheilt. Die alte berühmte, gelehrte Schule zu Kasan erhielt eine neue wissenschaftliche Dictatur. Kolonieen wurden angelegt, zum Theil aus Böhmen und Mähren Eingewanderte, denen Catharina bedeutende Vortheile sicherte, und die man nicht zurückhielt, wenn sie mit ihren gewonnenen Reichthümern wieder in ihr Vaterland zurückwandern wollten. Mit diesen arbeitsamen Bewohnern wurden weite, früher todt liegende Länderstrecken bevölkert. Den Jesuiten räumte man die südlichen Provinzen

des Reichs zum Schauplatz einer sehr beschränkten Wirksamkeit ein; in die beiden Hauptstädte durften sie nicht gelangen. Auf diese Weise erlaubte man diesem Orden nützlich zu sein, ohne daß man ihm Gelegenheit gab, irgendwie die Fäden politischer Intriguen anzuknüpfen. Auch der Geistlichkeit und den Klöstern wandte Catharina ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade zu. Weit entfernt, die unkluge Maaßregel zu ergreifen, die Peter dem Dritten die Popularität geraubt, beschränkte sie das Ansehen der mächtigen Priester mit so kluger Vorsicht, und so allmälich, daß das Volk nicht erbittert wurde, sondern nur das Wohlthuende dieser Veränderungen empfand. Wenn Catharina mit der einen Hand nahm, so gab sie mit der Andern. Wurde dem Priester von dem Althergebrachten manches entzogen, so erhielt das Volk wieder reichlich zugestanden, was es an alter Sitte, an liebgewordenen Gebräuchen forderte. Catharina verstand es ganz Russin zu sein, wenn sie es wollte. Sie trat in die Hütte des Landmanns, sie beugte sich vor dem Heiligenbilde, das die Ecke jeder, selbst der ärmlichsten Wohnung ziert, sie war gegenwärtig, wenn die Volksspiele und Volkslustbarkeiten die Menge zusammenbrachten. Heiterkeit und Güte strahlten alsdann an ihrer Stirn; der gemeine Russe nannte sie sein „Mütterchen" und kam, ihr mit der vollen Innigkeit der

herzlichsten Ehrfurcht die Hand zu küssen. Man konnte sie oft drei, ja vier Stunden hintereinander diese Grüße empfangen sehen, und sie verbarg ihre bis zur Ohnmacht gehende Erschöpfung so wohl, daß nicht die kleinste Miene von Ungeduld oder Mißbehagen sichtbar wurde. Es war dies auch kein leeres Schauspiel; Catharina liebte in der That ihr Volk, sie wünschte aus redlichem Herzen, es glücklich und froh zu sehen, es in der Reihe der europäischen Völker geachtet und gebietend zu machen. Die Feste, die sie bei Hofe gab, die Schauspiele, die sie geben ließ, und die sie zum Theil selbst dichtete, hatten alle mehr oder weniger den Charakter russischer Sitte und Auffassungsweise. Der Russe liebt die Pracht; Catharina, die in ihrem Privatleben sich sehr einfach zeigte, stellte großen Luxus zur Schau bei ihren Festen und öffentlichen Audienzen. Die Verschwendung, die man ihr vorwirft, ist in der That keine. Sie pflegte oft zu sagen: „das Geld, das ich auf diese Weise weggebe, sehe ich durch andere Kanäle wieder in meine Kasse zurückströmen." Ein Verdienst, das gerade für Rußland unschätzbar war, erwarb sich Catharina, indem sie die Gehalte der Beamten erhöhete, und ihrer Bestechlichkeit, die oft nur eine Folge der mangelnden oder nicht zureichenden Besoldung war, Schranken setzte. Das Gesetz, das sie hierüber veröffentlichte, schließt mit den

edlen Worten: „Bis jetzt hat die Noth Euch dahin geführt einen Raub zu begehen, jetzt aber, wo der Staat Eure Arbeiten bezahlt, wäre, was früher verzeihlich war, ein Verbrechen.“ Zugleicherzeit bestimmte ein anderes Gesetz die Pensionen der invalid gewordenen Staatsdiener, die Erziehung ihrer Kinder auf Staatskosten. Diese Verfügungen wurden dankbar anerkannt, und erwarben Catharinen nicht sowol den Ruhm im Auslande, denn gerade diese wahrhaft edlen Thaten zeigten sich nicht mit öffentlichem Glanz, als die Liebe ihrer Unterthanen. Anders war es mit dem großartigen Unternehmen Catharinens, ihrem Reiche eine neue Gesetzsammlung zu geben. Diese Schöpfung wurde von Europa mit ungemeinem Beifall aufgenommen, fand in den berühmtesten Gelehrten Lobspender und Verkündiger, während sie für das Reich selbst wenig Früchte trug, und gerade die nicht, die Catharina erwartete. Der Beginn dieser legislativen Eroberung, denn so durfte man das kühne Unternehmen nennen, einem ganzen Reiche, das aus hundert Völkerschaften, die eine der andern oft ganz entgegengesetzte Sitten und Gesetze hatten, ein und dieselbe Verfassung geben zu wollen, zeigte sich als ein strahlendes Phänomen am Horizont von Catharinens Regierung. Deputirte aller Völkerschaften aus Nord und Süd, aus Ost und West wurden nach

Moskau berufen, und während diese buntgemischte Schaar in die alte Hauptstadt des Reichs einzog, machte sich Catharina an der Spitze ihrer Garden, begleitet von ihren Ministern und ihrem Sohne, auf den Weg, um dieser Versammlung zu präsidiren, ihre Bitten und Vorschläge entgegenzunehmen und eine eigenhändig ausgearbeitete Gesetzsammlung publiciren zu lassen. Die Blicke der civilisirten Welt waren in dieser Zeit auf die Kaiserin geheftet, die, eine Schülerin Voltaire's und Montesquieu's, ging ihren Völkern die Segnungen der Toleranz und der auf Milde und Gerechtigkeit gegründeten Herrschergewalt zu verkünden. Aber als die Versammlung vollständig war und es nun ans Berathen ging, bemerkte man bald, daß es am besten gethan sein würde, sie alsobald wieder aufzulösen. Catharina, auf einer geschlossenen Tribune sitzend, hörte und sah was im Saal sich ereignete, ohne selbst gesehen zu werden. Ihr Ohr vernahm mit dem Reize, den das Lob stets für diese ausgezeichnete Frau hatte, die Exclamationen der Deputirten, die die Weisheit, die Großsinnigkeit und Würde der neuen Gesetze priesen, allein sie vernahm zugleich die naiven und demüthigenden Reden, die die Abgesandten einiger halbwilden Völkerschaften, die nicht recht wohl begriffen, um was es sich eigentlich hier handelte, führten. So erklärten die Samojeden, daß sie

keine neuen Gesetze begehrten, daß sie keine zu machen verständen und nicht einmal dabei sein wollten, wenn man neue Gesetze berieth: sie bäten nur, daß ihre mächtigen Nachbarn sie nicht bestehlen, nicht ihre Rennthiere vom Schlitten ausspannen und den Wallfischthran ihnen rauben möchten. Wenn dies hinfort nicht mehr geschähe, so wollten sie ihrerseits ruhig ihre Abgaben zahlen. Es war beschämend für die in ihrer grillirten Loge versteckte Kaiserin, diese liebenswürdige Offenheit eines Theils ihrer Unterthanen mit anzuhören. Wie konnte sie aber auch hoffen, daß die in Thierhäute gewickelten Esquimaux für die Weisheitssprüche Montesquieu's und die politischen Maximen Beccaria's ein Ohr haben würden. Diese armen Wilden waren jedoch in ihrer Opposition nicht gefährlich, ganz anders klang der Widerspruch, den die reichen Großen im Centrum des Reichs erhoben, und die die Grundsätze der Freiheit und Menschenwürde, die Catharina publiciren ließ so verstanden, als sollten sie ihre leibeignen Bauern frei geben, und diesen Rechte zugestehen. Alsobald wendeten sie sich gegen Catharina, und die Gewalt, die diese den versammelten Ständen gegeben hatte, wurde eine gefährliche Waffe nicht für sondern gegen die Selbstherrscherin. Mehre der Deputirten erklärten sich für offene Empörung, wenn man ihnen ihre Rechte und ihr Eigenthum nehmen wolle,

und sie zögerten nicht, diesen Drohungen Thaten beizugesellen. Die Kaiserin, die ohnedies in dem aufrührerischen Moskau sich nicht auf sicherm Boden fühlte, löste rasch die Versammlung auf, und schickte deren Mitglieder wieder nach Hause. Das Manuscript des neuen Code wurde, in einem prachtvollen Kästchen verschlossen, in der Akademie in Petersburg niedergelegt. Die Früchte, die Catharina persönlich erntete, waren die enthusiastischen Lobsprüche von ganz Europa und in ihrem eignen Lande der Titel „die Weise, die Große, die Mutter des Volks.“ Medaillen wurden geprägt, Manifeste erlassen, aber dem durchdringenden Blicke der Kaiserin konnte es nicht entgehen und entging es auch nicht, daß der eigentliche Zweck verfehlt war, weil die Intelligenz des Volkes, die Einheit des Staatskörpers noch nicht weit genug vorgeschritten war, um eine solche Eroberung für die Civilisation fest und nachwirkend zu machen. Sie erfuhr hier im Großen, was Panin mit dem Petersburger Senat im Kleinen erfahren hatte. Allein Catharinens Geist ließ sich nicht beugen. Sie richtete fortan noch angelegentlicher ihren Blick auf die inneren Zustände ihres Reiches, um Mißbräuche abzustellen, neue heilsame Verordnungen zu treffen, und so nach und nach die Gesetze, die bis jetzt auf dem Papier nur standen, und dort eine glänzende aber nutzlose Veröffentlichung gefunden

hatten, dem Sinn und Verständniß, sowie dem unmittelbaren Bedürfniß des Volkes nahezuführen.

Die Vorsorge für die innere Verwaltung hielt mit der Befestigung und Erweiterung der Grenzen nach Außen hin gleichen Schritt. Die Jahre 1767 bis 1773 sind im Leben der Kaiserin durch eine unermüdliche Thätigkeit, eine wahrhaft kolossale Kraft- und Machtentwickelung bemerkbar. Nie hatte ein russischer Herrscher vor ihr, Peter der Große ausgenommen, so gewaltig selbstthätig geschafft und gewirkt. Catharinens Auge, Catharinens Geist war überall. Ihre Verleumder haben ihren Günstlingen eine maaßlose Gewalt, von Catharinen selbst ihnen übergeben, zugeschrieben, allein dem war nicht so. Diese Günstlinge wurden von ihrer Gebieterin, die über sie herrschte, wie der Geist ewig dazu bestimmt ist über die materielle Kraft zu herrschen, gerade so gelenkt, wie es den Absichten der Fürstin förderlich war. Diese zum Theil rohen aber energischen Charaktere glaubten zu herrschen, allein sie dienten. Nur Einen unter ihnen gab es, der an Geist Catharinen nahe kam, und der da fähig war, wenn auch nur in sehr untergeordnetem Grade, die Plane seiner Gebieterin zu begreifen, dies war Potemkin, und diesen ehrte Catharina auch, indem sie ihn fortwährend hielt und gegen seine Feinde schützte; die Andern waren

nur mehr oder weniger willenlose Werkzeuge in ihrer Hand.

Wir haben von Catharinens Feststellung und Erweiterung der Grenzen ihres Reiches nach Außen hin gesprochen, und hier können wir, da eine streng geschichtliche Darstellung nicht unser Zweck ist, nur kurz die Angelegenheiten Polens und der Türkei berühren. Wir haben schon gesehen, daß Polen durch Einwirkung Rußlands einen König erhalten hatte, allein die Unruhen in diesem Reiche waren damit nicht beigelegt. Der mehr und mehr ohnmächtig werdende Reichstag befand sich in fortwährendem Krieg mit den Parteien, und Stanislaus August fühlte sich zu schwach gegen seine eignen Unterthanen, die ihn bekriegten, den Herrn zu spielen. Er rief ohne Aufhör die Hülfe und den Schutz Catharinens an. Diese hatte vollkommen Recht, sich weiterhin mit den Angelegenheiten dieser Republik, die seltsamer Weise zugleich ein Königthum war, zu beschäftigen. Dem Friedensschlusse zu Oliva zu Folge, sollten die nordischen Mächte, denen Oestreich und Preußen sich zugesellten, die Aufrechthaltung der polnischen Verfassung garantiren. Wesentlich zu dieser Verfassung gehörte es auch, daß die Stellen im Staat, die einflußreichen Aemter ohne Unterschied den Katholiken wie den Nichtkatholiken (Dissidenten) sollten verliehen werden. Die mäch-

tige Partei der Katholiken hatte bald Mittel gefunden, ihre Gegner von aller Wirksamkeit, politischer wie religiöser, auszuschließen; zugleich hatte der Reichstag, um es den Unterdrückten unmöglich zu machen Petitionen bei den Schutzmächten einzureichen, jedem Polen es bei Strafe des Hochverraths untersagt, sich an ausländische Regierungen zu wenden. Jede Hülfe war demnach abgeschnitten, und ein wesentlicher Theil des Traktats von Oliva null und nichtig gemacht worden. Catharina folgte nur dem Buchstaben der Beschlüsse jener Vereinbarung, wenn sie mit Preußen und Oestreich sich vereinigte, um den Dissidenten zu ihren Rechten zu verhelfen. Russische Waffen siegten sofort über die Conföderirten, deren Haupt der Großfeldherr Branitzky war, und es kam der unter dem Namen der Toleranz-Akte bekannte Warschauer Vertrag zustande, den 19. Nov. 1767. Auf diesen folgte der Freundschaftsvertrag Rußlands mit Polen den 28. Februar 1768, und hierdurch allerdings waren die Russen gleichsam Herren in Polen, und der russische Gesandte in Warschau spielte eine fast despotische Rolle. Das Ansehn des Reichstags und der Landtage war gestürzt, ebenso das des Königs. Die polnischen Patrioten, die diesen Zustand nicht ertragen konnten, gingen Frankreich um Hülfe an; und die Politik dieses Landes, die eigne, selbständige Schritte nicht

gestattete, begnügte sich, die Türken gegen Rußland zum Schutz der Polen zu bewaffnen. Der Krieg mit der ottomanischen Pforte begann, und da die Kräfte Rußlands anhaltend jetzt nach den Grenzen im Süden zu hingelenkt wurden, erschien es nöthig, vor allen Dingen das gefährliche Polen aus der Liste der Feinde zu streichen. Joseph II. hatte eine Zusammenkunft mit Friedrich, und hier wurde zuerst der Plan der Theilung Polens gefaßt; Catharina hatte bereits Winke fallen lassen, daß sie einer solchen Theilung sich zuneige. Friedrichs Bruder, der Prinz Heinrich, mußte eine Reise nach Schweden zu seiner Schwester zum Vorwand nehmen, um nach Petersburg gehen und mit der Kaiserin den Plan besprechen zu können. Im Winter 1770 langte der Prinz in Petersburg an und blieb mehre Monate. Der Theilungstraktat selbst erschien erst zwei Jahre später und wurde im Monat Februar 1772 in Petersburg unterzeichnet.

Der Zusammenhang, den die polnischen Angelegenheiten mit dem Türkenkriege, der um diese Zeit ebenfalls ausbrach, hatten, liegt sehr offen am Tage. Die flüchtenden Polen, durch die russischen Armeen gedrängt, gelangten in die Moldau und in die tartarischen Fürstenthümer, die der Pforte unterworfen waren und unter der Regierung eines Khans standen, den der Großsultan

ein- und absetzen konnte. Schon im Jahr 1768 flüchtete der Anführer der antirussischen Conföderation, Graf Potocky über den Dniester ins türkische Gebiet, und die Tartaren machten nun mit den Polen gemeinschaftliche Sache. Die Einnahme der kleinen Festung Balta veranlaßte endlich, nachdem die Pforte noch mit ihrer Kriegserklärung gezögert, diese im Juli 1768 zu veröffentlichen. Nun wurden die Halbinsel, die Krimm, und die Landstriche am Pruth zwischen dem Dnieper und Dniester der Schauplatz jenes berüchtigten, blutigen Krieges, in welchem die russischen Feldherrn sich europäischen Ruhm erwarben, und der damit endigte, daß die Linien von Perekop von den russischen Heeren überschritten, die Moldau, Bessarabien und die taurische Halbinsel (Krimm) der Herrschaft Catharinens unterworfen wurden. Der russische Feldherr, der die meisten Lorbern in diesem Kriege pflückte, war der Feldmarschall Rumanzow, der seine Schule im siebenjährigen Kriege gemacht hatte, und der jetzt am Pruth mit einer Armee von zwanzigtausend Mann die sechsmal stärkere des Großveziers angriff und besiegte. Das ganze türkische Lager, Gepäck, unermeßliche Schätze, hundert und achtzig Kanonen, siebentausend Wagen wurden Beute der Sieger. Den 3. März 1771 empfing Catharina in Petersburg eine Deputation der besiegten Tartaren. Die

Bekriegung der Türken gab Veranlassung, die aufrührerischen Polen unter strengerm Joche zu halten, denn durch ihre offene und Frankreichs geheime Anreizung waren die Türken zum Bruch des Friedens getrieben worden.

Jetzt, da diese Feldzüge so glänzend und siegreich geendet hatten, gewann in Catharinens Geiste ein Lieblingsplan die Vorherrschaft. Schon lange hatte die Fürstin mit tiefem Schmerzgefühl jene Länder, aus denen so bewundernswerthe, schöpferische Geister hervorgezogen waren, über deren Boden die angestaunten Vorbilder in Kunst und Wissen gewandelt, in dem Besitz roher Barbaren gesehen. Sie wandte ihren Blick auf Griechenland. Die Kunde, die von diesem unterdrückten Provinzen kam, war völlig geeignet, nicht allein den Stolz des civilisirten Europa, das von dorther seine geistigen Schätze erworben, sondern auch den Muth des Menschenfreundes zu beugen. Es war ein gerechter Ehrgeiz für den Inhaber eines mächtigen Throns, den langgehegten Wünschen der Humanität Gehör zu verschaffen, und zugleich Europas alte Schuld glorreich abzutragen. Catharina besaß das Hochgefühl für diese Mission sich berufen zu fühlen; allein das Geschick, das schon bereits so große Erfolge dieser außerordentlichen Frau beigesellt hatte, verlieh diesem ihrem Lieblingsunternehmen kein

Gelingen. Zwar wurde Ruhm und Glanz geerntet, aber nicht das, was die Kaiserin wünschte und erstrebte, denn sie beabsichtigte in der That nichts geringeres, als die gänzliche Vertreibung der Türken aus Europa und die Erneuerung des griechischen Kaiserthums.

Unermeßliche Summen wurden in Genua, Lucca, Livorno unterhandelt und aufgenommen, und Alexis Orloff erhielt den Oberbefehl der Flotte, die ins ägäische Meer zu segeln bestimmt war. Diese Flotte trat ihren Weg mit einem Glanz und einem Aufwand von Streitkräften an, die ganz Europa in Staunen setzte. Englische Seeofficiere, unter diesen der Admiral Elphinstone, hatten auf den Schiffen die Oberaufsicht; Alexis gab mehr den Namen her, denn er verstand selbst nichts vom Seewesen; es lag ihm mehr daran, einen lustigen Carneval in Venedig zuzubringen, als sich auf seinen Schiffen thätig zu zeigen. Der Kapitain Greigh und der Viceadmiral Elphinstone verfolgten die türkische Flotte bis unter die Kanonen von Napoli di Romania, als sie von hier flüchtete, wurde sie bis nach Chios verfolgt. Hier in der Bucht von Tschesmé fand nun die denkwürdige Verbrennung der osmanischen Schiffe statt, die in Europa so viel Lärm gemacht hat, und einen tumultuarischen Beifall erregte, ähnlich dem, den Bonaparte's erste Siege in Italien erregten. Cathari-

nens Ruhm, im Glanze ihrer siegreichen Waffen, war jetzt ein so lauter und allgemeiner, daß er in den entferntesten Theilen der civilisirten Welt sein Echo fand. Die Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesmé ward ein Gespräch des Tages, und selbst in Göthe's Denkwürdigkeiten finden wir eine Stelle, die da zeigt, wie diese kühnen Thaten bis in die Einzelkreise des bürgerlichen Lebens in Deutschland ihre Wirkung äußerten.

Die beiden Brüder Gregor und Alexis Orloff empfingen hierbei Ehren und Würden. Alexis, der eigentlich nur durch Hülfe der Engländer, die seine Schiffe leiteten, jene Siege errungen hatte, erhielt zum Gedächtniß seiner Thaten eine Säule mit Schiffschnäbeln geziert, bei Zarskoi-Seló errichtet; Gregor, der fast zur selben Zeit in Moskau thätig gewesen war, um dem Umsichgreifen der Pest zu steuern, sah sich durch einen Triumphbogen geehrt, den die Aufschrift zierte: „Dem, der Moskau von der Pest gerettet hat." Catharina erhielt durch einen feierlichen Beschluß des Senats den Beinamen „die Große."

Die Erhöhung der Brüder Orloff wurde jedoch, da ihr Hochmuth maaßlos, ihre Forderungen wahrhaft vermessen wurden, bald von ihrem Sturze gefolgt. Panin, der rechtliche Mann und der bis an sein Lebensende rastlos thätige und ergebene Freund seiner Fürstin,

entfernte diese rohen Soldaten, die ihren Zweck erfüllt hatten, nämlich einen Thron zu stützen, so lange er dieser materiellen Stütze bedurfte. Catharina, die mit Dank jeden Dienst, der ihr geleistet wurde, anerkannte, litt lange Zeit die rohen Anmaßungen von Männern, die ihr zwar, wie sie wußte, treu ergeben waren, und jeden Augenblick bereit ihr Blut für sie zu verspritzen, die aber, wo höhere Regentenpflichten geboten, nicht fördernd, sondern nur störend einzuwirken verstanden. Gregor besonders wüthete, als seine Entfernung ihm angekündigt wurde; er geberdete sich wie ein Wahnsinniger, der er auch zuletzt wurde. Catharina in dem Innern ihres Pallastes selbst war nicht sicher vor ihm; er insultirte seine Freunde, den Hof, die Kaiserin, alle Welt. Zuletzt tobte er wie ein wildes Thier, und man mußte ihn auf einem seiner Schlösser, deren er zahllos besaß, gefangen halten. Sein Ende war so entsetzlich und von so grausenhaften Nebenumständen begleitet, daß man der Kaiserin nichts davon sagen durfte. Sein Bruder Alexis, ebenfalls vom Hofe verbannt, durchreiste lange ganz Europa, durch seine Verschwendung und seine brutalen Launen abwechselnd die Menge in Schrecken und in Bewunderung setzend, endlich erlebte er noch Pauls Thronbesteigung, bei welcher Gelegenheit seine Erscheinung dem Volke ein erschütterndes Schauspiel bereiten mußte.

Das Jahr 1774 ward merkwürdig durch den Entschluß Catharinens, dem Großfürsten, ihrem Sohne, eine Gemahlin zu geben. Die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt war der Gegenstand dieser Wahl. Sie starb jedoch bald und zwar im Wochenbette.

Die kriegerischen Erfolge Catharinens wurden von steten Unruhen im Innern des Reichs begleitet. Es gab in den ersten zwanzig Jahren der Regierung dieser Fürstin kein einziges völlig ruhiges Jahr; ein jedes wurde durch den Ausbruch irgend einer Verschwörung, wenn auch im entferntesten Theile dieses ungeheuren Länderkolosses, bezeichnet. So waren am Don und in den kürzlich eroberten Landtheilen schnell nacheinander drei Betrüger aufgetreten, die sich für Peter III. ausgegeben und die von den Priestern unterstützt, die Menge fanatisirten. Man hatte diese Aufrührer frühzeitig unschädlich gemacht; allein mit einem ihrer Nachfolger gelang dies nicht so rasch. Der Sohn eines Kosaken am Don, Imélian Pugatscheff, kam ebenfalls zu dem Entschluß sich für den Kaiser auszugeben, und seine Landsleute, zu denen er Hülfe suchend floh, leisteten ihm sofort Beistand. Der Lebenslauf und die Schicksale dieses kühnen Abenteuers sind an sich so interessant und haben zugleich eine zu wichtige Rolle in der Regierungsgeschichte Catharinens gespielt, als daß wir hier

nicht etwas ausführlicher von ihnen sprechen sollten. Schon oft und neuerdings wieder sind sie fürs Theater ausgebeutet worden, und in der That, wenn man diesen kecken, jungen Helden, der aus der Niedrigkeit emporsteigend, sich durch Glück und Tapferkeit einen Namen erwirbt, in Gegensatz stellt zu dem Glanz, der Macht und den Schrecken, die den Thron der allgewaltigen Zaarin umgaben, so kann für die dramatische Dichtung kaum ein geeigneterer Stoff gedacht werden. Wir haben es hier nur kurz mit den Thatsachen zu thun. Bei der Belagerung von Bender erscheint Imélian Pugatscheff zuerst auf der Bühne der Oeffentlichkeit. Dort ist es, wo ihm ein russischer Officier erschreckt und erstaunt zuruft: „Beim Himmel! wüßte ich nicht ganz gewiß, daß der Kaiser Peter III. todt ist, ich glaubte ihn vor mir zu sehen, da ich Dich sehe!“ Diese Worte wurden das Motto für Leben und Wirken Pugatscheffs. Verfolgt flüchtete er in die Steppen am Don, dann unter die Sektirer in Klein-Rußland, wo er großen Anhang fand, dann wieder zurück an den Don. Mit einer mächtigen Schaar, deren Haupt er war, zog er gegen Orenburg und nahm die Festung. Es wurde nöthig von Kasan aus Truppen gegen die Aufrührer zu schicken. Eine Anzahl von zehntausend Kalmucken gesellte sich Pugatscheffs Streitkräften bei; immer drohender gestal-

tete sich der Tumult; selbst die Verwiesenen nach Sibirien machten mit den kühnen Eindringlingen gemeinschaftliche Sache. Endlich ward Moskau sogar bedroht. Die Armeen Pugatscheffs erfüllten ganz Rußland mit Schrecken; die Kaiserin war genöthigt ein Manifest zu veröffentlichen, in welchem sie von dem Tode ihres Gemahls spricht und gegen den kühnen Betrüger ihr Volk zu den Waffen ruft. Die Gefahr muß groß gewesen sein, sonst hätte Catharina sich nicht zu dieser Sprache entschlossen, die so völlig gegen ihre gewohnte Ruhe und ihren gemessenen Stolz contrastirte. Das Manifest ist mehre Seiten lang; ihm folgten schnell nacheinander drei Ukasen, die über diesen selben Gegenstand handelten. Pugatscheff seinerseits hatte die Dreistigkeit, ebenfalls Manifeste und Ukasen zu publiciren, die er mit „Peter III." unterzeichnete. Auf seinen Kopf wurde der Preis von hunderttausend Rubel gesetzt. Drei russische Generale nacheinander versuchten ihre Kräfte vergebens an dem kühnen Gegner, er gewann Schlachten, eroberte Festungen und vergrößerte immer von Neuem seinen Anhang, endlich gelang es dem General Panin, Bruder des Ministers, Vortheile über die Empörer zu erlangen bei Tzaritzin. Pugatscheff flüchtete über die Wolga, ward darauf durch Verrath seiner eignen Genossen gefangen genommen und nach Simbirsk gesendet.

Panin ließ ihn in einem eisernen Käfig gesperrt nach Moskau bringen, wo man beabsichtigte ihm den Proceß zu machen. Das Gericht gab den Spruch, daß ihm Hände und Füße abgehauen würden, und daß er alsdann geviertheilt werde, diese Sentenz wurde von Catharina in Verbannung nach Sibirien umgewandelt. Der Aufruhr, den dieser dreiste Betrüger angezettelt, kostete Rußland die Verwüstung mehrer Städte und nahe an zweihundert funfzig Dörfer, abgesehen davon, daß die Bergwerke zu Orenburg während dieser Zeit verlassen standen, und ein ansehnlicher Verlust auch hierdurch veranlaßt wurde.

Der Fall eines kühnen Abenteurers und die Erhebung eines andern grenzten in diesem Jahre (1774) dicht aneinander. Pugatscheff trat von der Bühne ab, Potemkin's Stern erhob sich. Es herrscht in der That manche Aehnlichkeit zwischen diesen zwei wilden und ehrgeizigen Glücksjägern. Der Eine wollte die Staffel des höchsten Ansehens ersteigen, indem er der herrschenden Gewalt entgegentrat und diese zu stürzen suchte, der Andere fügte sich dieser Gewalt, und suchte neben und durch sie dieselbe Höhe der Macht und des Ansehens zu erreichen. Die Talente waren gleich vertheilt; hätte das Schicksal es gefügt, so hätte Einer die Stelle des Andern ganz gut ausfüllen können. Dasselbe Maaß

der Kühnheit bei Einem wie bei dem Andern, dieselbe Roheit und Rücksichtslosigkeit, dieselbe Vorliebe für asiatische Pracht und Ostentation und dieselbe Trägheit und derselbe Indifferentismus neben dem Muth und der Energie in Fällen, wo diese unfehlbar erfordert wurden. Man hat sich Mühe gegeben, Potemkin als Staatsmann, als Politiker und Unterhändler darzustellen, er war nichts weniger als dieses. Catharina, die bei der Wahl der Männer, die ihr zur Seite standen, immer nur auf die imposanten und ihr wichtigen Eigenschaften der Kühnheit, der unbedingten Ergebenheit, des unerschrockenen und vor keinem Hinderniß zurückschreckenden Muthes sah, streute aus der Fülle ihrer eignen Intelligenz stets so viel auf ihre Umgebung aus, daß diese Bevorzugten vor der Welt als geschickt, geistvoll und selbstdenkend erscheinen konnten. Die Kraft des Geistes dieser ungewöhnlichen Frau war so überwiegend, daß ihre Vertrauten und ihre Diener keine andre Function zu vollstrecken hatten, als die eines blind gehorchenden Organs, das dem Willen folgt. Die Gelegenheit, die sich Potemkin bot zum erstenmal die Blicke der Kaiserin auf sich zu ziehen, war eigenthümlicher Art, und gibt Stoff zu einer anmuthigen Anekdote. An jenem Morgen, als Catharina ihren schweren Gang antrat, von dem sie nicht wußte, ob schmachvoller Tod oder siegrei-

ches Gelingen das Ziel desselben sein würde, befand sich, indem sie zu Pferde saß und sich anschickte dem Ruf der Garden zu folgen, der sie an die Spitze der kriegerischen Reihen rief, ein junger Garde-Kornet in ihrer Nähe, der sein widerspenstiges Pferd kaum zu bändigen vermochte, das sich immer in Reih und Glied mit dem der Kaiserin stellen wollte. Catharina bemerkte in diesem Augenblick, daß das Porte-épée an ihrem Degen fehle, sie winkte, es war Niemand in ihrer unmittelbaren Nähe außer jener junge Mann. Die Verlegenheit der Fürstin gewahrend beeilte er sich, indem er sich zugleich der Gefahr aussetzte vom Pferde zu stürzen, sein Porte-épée vom Degen zu lösen und dieses an die Waffe der Kaiserin zu befestigen. Catharina vergaß diesen kleinen, ihr geleisteten Dienst nicht. Der Garde-Kornet mußte ihr seinen Namen nennen, und trotz des Tumults, der Verwirrung dieses merkwürdigen Morgens behielt die Fürstin diesen Namen. Nach ihrer Thronbesteigung schickte Catharina den jungen Potemkin nach Schweden, nachdem sie ihn zum Officier und Kammerherrn gemacht hatte. Dies war die erste, noch niedrige Staffel, die dieser berühmte und berüchtigte Günstling erstieg, der später die höchsten Titel und Würden des Reichs und eine fast unbegrenzte Macht in seiner Person vereinigte. Ein Versuch, den ehrgeizigen jungen Mann im Kriege

zu beschäftigen mißlang; Rumanzoff fand ihn beim Heere so unnütz, daß er ihn nach Petersburg wieder zurückschickte. Hier suchte und erlangte er Streit mit den Brüdern Orloff, wurde von Alexis verwundet und mußte sich auf ein Jahr aus Petersburg entfernen. Die Einsamkeit ertrug der wilde, mit phantastischen Plänen sich tragende Jüngling nicht; er beschwor die Kaiserin, ihm zu erlauben wieder bei Hofe erscheinen zu dürfen, und sie erlaubte es ihm. Von dieser Zeit an arbeitete er darauf hin, die Brüder Orloff immer mehr in der Gunst der Kaiserin zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen. Die Intriguen des Hofes, an denen es nie fehlte, konnten ihn immer nur auf kurze Zeit in Gefahr bringen, er fand an Catharinen seine Beschützerin. Sie ließ sich herab seine Lehrerin zu sein; sie ermüdete nicht, dem Manne, den sie ihres Vertrauens würdig fand, jene unentbehrlichen Künste der Klugheit, der Mäßigung, der Politik zu lehren, ohne die es nicht möglich ist, in der Nähe des Throns überhaupt und insbesondere eines Throns, wie Catharina ihn bestiegen hatte, auszudauern. Der Zögling war seinem Meister dankbar; er widmete ihr eine Treue, eine Anhänglichkeit, die dem sonst so rohen, ungebildeten Charakter einen ganz eignen Zauber, eine Würde und sogar eine gewisse Größe gab. Der ganze Inhalt seines Lebens

war Catharina. Sie zu erhöhen, ihr Glanz und Macht zu sichern, ihre Tage mit Triumphen zu füllen, ihrem oft von Kummer getrübten Auge ein Lächeln, ihrem Munde ein Wort des Dankes zu entlocken, dafür wagte er sein Leben in tausendfacher Gefahr, zu diesem Zwecke opferte er blind seinen Indifferentismus, seine asiatische Bequemlichkeitsliebe. Es war keine Liebe, keine Ehrfurcht, wie wir sie wol öfters einen treuen Diener, einen Höfling seinem Herrn beweisen sehen, es war vielmehr eine Art Cultus in dem Herzen dieses kühnen Mannes. Catharina hätte kein Weib und keine Fürstin sein müssen, wenn sie gegen diese glühende Verehrung, gegen diese Energie des festesten und kräftigsten Willens, der sich ihr ganz zu eigen gab, hätte unempfindlich sein sollen. Hier müssen wir nothwendig eine Bemerkung einschalten: Wenn von Verhältnissen dieser Art die Rede ist, so ist man stets gewohnt, sie im Lichte der Hofintriguen zu betrachten, die abgenutzten Motive der Ehrsucht und der Schmeichelei als beiwirkend zu ungewöhnlichen Erfolgen anzugeben; Niemand denkt daran, Beweggründe reinen und schuldlosen Inhalts in der Nähe des Throns zu suchen, die edle Einfachheit der Geister in der sonst so getrübten Höhe der conventionellsten Verhältnisse für möglich zu halten. Es ist dies aber ein Unrecht, das man dem Genius des rein Mensch-

lichen, das sich nirgends verleugnet, zufügt. Wäre Catharina eine Frau aus dem Privatstande gewesen, Potemkin in vertrauter und geehrter Stellung ihr beigesellt, so würde es die Menge ohne Zweifel eine lobenswerthe und rührende Handlung nennen, wenn sie, die um so viel mehr geistig Erhöhte und Gebildete, den Mann ihrer Wahl zu sich emporhebt, indem sie zugleich dankbar die schönen Eigenschaften der Kraft, des Muths und der Ergebenheit in ihm anerkennt. Catharina ist jedoch Fürstin und somit muß nach dem Maßstab, den eine frivole Welt stets an die Handlungen der Fürsten anlegt, ihre Neigung unwürdige Schwäche, seine Bewunderung, seine Ehrfurcht für sie Schmeichelei und Ehrsucht sein. Es ist fern von uns, Potemkin, der in dem Leben Catharinens eine so wichtige Rolle spielt, von allem und jedem Tadel freizusprechen, wir haben schon bereits einigen über ihn ausgesprochen und müssen noch hinzufügen, daß er sich der Macht, die ihm gegeben wurde, öfters überhob und daß er willkürlich seinen eigensinnigen Launen zum Nachtheil folgte und selbst den Vorwurf, sich auf Kosten des Staats bereichert zu haben, auf sich lud; doch aber bleibt er unter allen einflußreichen Männern, die Catharina ihres nähern Vertrauens würdigte, derjenige, der dieses Vertrauen am wenigsten täuschte, und dessen gute Eigenschaften bei

weitem seine schlimmen überwiegen. Seine Geschichte ist die Geschichte eines Mannes, der selbstbewußt und kühn die Staffel der Macht ersteigt, sich keck in der Höhe zu erhalten weiß, indem er seine eignen Kräfte und die seiner Umgebung mit klugem und geübtem Geiste abwägt und in Wirkung bringt.

Der diesmalige Aufenthalt Catharinens in Moskau (1775) war bestimmt zwei Pflichten, gegenüber der Oeffentlichkeit, zu erfüllen. Die erste war eine Pilgerreise, die sie von Moskau aus nach dem vierzig Werste entlegenen Trinität-Kloster unternahm. Sie ging zu Fuß, gefolgt von ihrem ganzen Hofe. Die zweite bestand in dem Dank, den sie dem Türkenbesieger Rumanzoff aussprach. Aber dieser alte Krieger, durch seinen Charakter störrig und durch seine Wunden übellaunig gemacht, war wenig geeignet, die glänzenden Vorbereitungen der Kaiserin für ihn ins Werk richten zu helfen. So war er durch nichts zu bewegen, durch den prachtvollen Triumphbogen, den man ihm errichtet hatte, im Siegsgepränge zu ziehen. Seinen Freunden gab er als Grund dieser Widersetzlichkeit an, daß er die Kaiserin und ihren neuen Günstling zu beleidigen fürchtete; denn jede Ehre sei doch diesem aufgespart. In einem einfachen Soldatenrock erschien er vor seiner Gebieterin und stattete ihr einen militairischen Rapport ab, der freilich sehr seltsam,

aber auch gerade durch seine Prunklosigkeit überraschend klang. Catharina überreichte ihm einen Feldherrnhut, an den sie einen Lorberzweig von Diamanten von großem Werthe hatte heften lassen. Rumanzoff ließ sich dies gefallen, als er aber nach Hause kam, löste er seine Lorbern ab und verkaufte sie. Diese und ähnliche Kränkungen erlebte Catharina übrigens oft; sie mußte erfahren, daß die Auszeichnungen und Geschenke, die sie sich Mühe gab, stets mit einem für den Empfänger schmeichelhaften Zusatz der Ausschmückung auszustatten, fast unter ihren Augen zu Gelde gemacht wurden. So verkauften die moskauschen Gelehrten die Medaillen, die die Kaiserin ihnen hatte zum Andenken an irgend eine merkwürdige Eroberung im Felde der Wissenschaft geben lassen. Die Officiere verkauften ihre Orden, die Feldherrn die Diamanten an ihren Feldherrnstäben, die Damen die Einfassungen der Portraits der Kaiserin. Dosen und Uhren wanderten zu tausenden in die Kaufladen und von dort in den Schatz der Kaiserin wieder zurück. Catharinens Stolz war gerade diese Art der Demüthigung, so wenig sie sie zu achten sich die Miene gab, gerade eine der empfindlichsten.

Der Plan, den Kreml, den immensen, alten Zarenpalast in Moskau neu zu erbauen, gelangte nicht zur Ausführung, weil die Kosten, die der

Türkenkrieg forderte, die öffentlichen Kassen erschöpft hatten.

In dem folgenden Jahre veranlaßte Catharina den Großfürsten Paul, in Begleitung des Prinzen Heinrich von Preußen, nach Berlin zu reisen, wo die zweite Vermählung des Großfürsten mit einer Prinzessin von Würtemberg eingeleitet wurde. Catharina, die willig auf die Wünsche ihres berühmten Zeitgenossen, ihres Lehrers in der Politik lauschte, befahl dem Feldmarschall Rumanzoff den Prinzen zu begleiten, damit Friedrich, der diesen berühmten Krieger kennen lernen wollte, dieses Verlangen erfüllt sähe. Friedrich empfing in Sanssouci den jungen Großfürsten und den alten Türkenbesieger mit den artigsten Phrasen. Durch die Vermittelung Friedrichs, der sehr gerne Heirathen stiftete, obgleich er darin nicht immer glücklich war, kam die Vermählung des Großfürsten und der jungen Prinzeß von Würtemberg zu Stande. Es waren dabei einige Schwierigkeiten zu besiegen, indem die Prinzessin schon einem Prinzen von Hessen-Darmstadt versprochen war. Dieses Gelöbniß mußte rückgängig gemacht werden; und Friedrich und sein Bruder Heinrich unterhandelten.

Der Schluß des Jahres 1776 sah demnach Catharina von Sieg gekrönt, auf dem befestigten Throne sitzend und beglückt durch dies Ehebündniß, das der

Sohn ihrem Wunsche und seinem eignen Glücke folgend, geknüpft hatte. Die Stimme des Ruhms, die durch alle civilisirten Länder schallte, pries sie glücklich. Aber diese Stimme ist trügerisch, am wenigsten vermag sie dem Genie selbst zu genügen, das immer noch Größeres hofft, Höheres und Gesegneteres zu schaffen sich vornimmt. Catharina fand an sich selbst die strengste Beurtheilerin ihrer Thaten und ihrer Erfolge.

Da unsere Skizze keine historischen Details aufzunehmen bestimmt ist, so können wir füglich die Folge einer ganzen Reihe von Begebenheiten mit wenig Worten nur andeuten. Es sind dies die Einwirkungen von Catharinens mächtiger Politik auf das Schicksal der Nachbarstaaten, besonders auf Schweden, auf Dänemark, nächstdem auf Oestreich und Preußen, in fernerer Beziehung auf England, in nächster und engster auf das ottomanische Reich, dem durch Catharinens Scepter blühende Provinzen entrissen waren und das diesen Verlust nicht verschmerzen konnte. Was Schweden betrifft, so war Gustav III., ehrgeizig und unternehmend, kaum mit einer siegreichen Bekämpfung der aristokratischen Partei in seinem eignen Lande fertig geworden, als er daran dachte, von Rußland die ursprünglich schwedischen Provinzen wieder loszureißen, die diesem Lande durch die Eroberung Peter I. einverleibt worden

waren. Catharina, die ihre Armeen gegen die türkische Grenze rücken ließ, zeigte sich angelegentlich beschäftigt, ihren eroberungssüchtigen Nachbar zur Ruhe zu bringen. Gustav III. kam nach Petersburg und Catharina reiste wieder nach Friedrichsham, die gegenseitigen Besuche hatten zum Zweck, auf dem Wege gütlicher Abmachung einen Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und Schweden zu verhindern. Catharina erreichte ihre Absicht; Gustav erklärte, daß er im Fall des Ausbruchs des türkischen Krieges sich neutral verhalten wolle. Der bairische Erbfolgekrieg ließ die Kaiserin zur Wahrung der Rechte des Hauses Oestreich sich entscheiden, dagegen forderte sie von Joseph II. seine Mitwirkung beim Angriff auf das ottomanische Reich. Eine Zusammenkunft mit Joseph hielt die Kaiserin in Mohileff. Sowol Joseph als Gustav wurden bei ihrem oftmaligen Erscheinen in Rußland von Catharinen mit Beweisen der Auszeichnung und Freundschaft überschüttet. Zwischen England und Holland trat die Kaiserin ebenfalls als Vermittlerin auf, und die Schöpfung der bewaffneten Neutralität war ihr Werk.

Im Jahre 1780 veranlaßte Catharina den Großfürsten und die Großfürstin eine Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland zu machen. Kurz vorher hatte der Thronerbe Preußens sich in Petersburg zum Besuche

eingefunden. Es wurde Mode für die fremden Prinzen, sich am Hofe Catharinens zu zeigen.

Das Jahr 1782 wurde durch die Errichtung des vielbewunderten Standbilds Peter I. merkwürdig, das Catharina durch den Bildhauer Etienne Falconet auf einem der schönsten Plätze Petersburgs, in der Nähe des Admiralitäts-Palastes errichten ließ. Im Sinn der allegorischen Auffassung, wie sie sich damals ebenso in die Sculptur wie in die Malerei eindrängte, hatte man auch hier durch ein kolossales Felsenstück, das man zum Piedestal der Reiterstatue des Kaisers wählte, andeuten wollen, über welch eine rohe Masse der Reformator triumphirend gesiegt. Die Allegorie ist nicht ganz wohl gerathen und die Bildsäule ist es auch nicht. Doch ist dieses Bildwerk bei weitem den mißglückten Figuren vorzuziehen, die den Wilhelmsplatz in Berlin zieren, und die die Generale des siebenjährigen Kriegs darstellen in lächerlich affektirter Stellung und im Kostüm von Operntänzern. Konnten diese Caricaturen in dem gebildeten Berlin aufgestellt werden, so erscheint Falconet's Werk in Petersburg als eine geniale und zu bewundernde Schöpfung in Betracht der Zeit und des Orts ihrer Aufstellung. Es ist hierbei noch einzuschalten, daß Catharina um diese Zeit den St. Wladimir-Orden stiftete, nachdem sie schon früher den St. Georg-

Orden geschaffen hatte, ein Orden, der der Zielpunkt alles Strebens der russischen Generale wurde, weil das Großkreuz desselben nur dem gegeben werden konnte, der eine Schlacht gewonnen hatte. Auch ließ sich Catharina die Insignien des Großmeisters des Bath-Ordens geben, um das Recht haben zu können, selbst Ritter dieses Ordens zu creiren. Die Fürstin, auf jede Art Ruhm begierig, wollte auch als Großmeister eines so alten und berühmten Ordens auftreten, und sie, eine Frau, schlug Männer zu Rittern. Diese Ceremonie war allerdings neu in Rußland. Catharina vollzog sie mit allem dazu gehörigen Pomp, und sie ging so weit, sich sogar im Kostüm eines Bath-Ritters malen zu lassen. James Harris war der Erste, der von ihr zum Ritter geschlagen wurde.

Catharinens Absicht, das griechische Kaiserreich neu zu errichten und in Constantinopel sich krönen zu lassen, war keineswegs aufgegeben. Potemkin, der, was ehrgeizige Pläne betraf, völlig Catharinens Charakter verstand und mit ihm sympathisirte, wußte immer von Neuem den Türkenkrieg als unvermeidlich und dringend nöthig darzustellen. Er selbst sah in der Erneuerung dieser Feindseligkeiten das Mittel seine Macht zu befestigen und sich seiner Gebieterin unentbehrlich zu machen. Schon war der mächtige Günstling zum Reichsfürsten

gemacht und zum Befehlshaber der Land- und Seemacht ernannt worden; schon zierten fast alle russische Orden seine Brust, ausgenommen jener St. Georg-Orden, nach dessen Besitz er trachtete. Oestreich und Frankreich stritten sich unausgesetzt, die eine Macht um die ehrgeizigen Plane des Günstlings zu unterstützen, die andere um sie zu vereiteln. Durch den Frieden zu Kainardschi 1774 hatte die Pforte bereits in die Unabhängigkeit der Krimm eingewilligt, so wie sie die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere Rußland zugestanden hatte. Auf diesen Frieden bauend, gelang es Potemkin 1784 die vollkommene Unterwerfung der Krimm zu Stande zu bringen. Fürs Erste wurden die Feindseligkeiten beigelegt um später, da Preußen und England die Türken von Neuem zum Kriege reizten, wieder aufgenommen zu werden.

Um den einstweiligen Sieg über das ottomanische Reich glänzend zu bezeichnen, entschloß sich Catharina jene merkwürdige Triumphreise zu unternehmen, die so großes Aufsehen in Europa gemacht hat und die allerdings eine eben so anziehende als auffällige Episode in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts bildet. Wir wollen ihr eine besondere Schilderung in diesem biographischen Bilde geben.

Diese merkwürdige Reise wurde im Winter des Jahres 1787 angetreten.

Die Kaiserin beabsichtigte anfangs ihren Enkel, den Großfürsten Constantin, für den, wie man behaupten will, sie den zu erobernden Thron von Constantinopel bestimmt hatte, mitzunehmen; allein eine ausbrechende Krankheit des Prinzen verhinderte die Ausführung des Plans und er blieb in Petersburg zurück. Ihre Begleitung bestand in einer Anzahl Damen und Herren ihres Hofes, unter denen sich auch der Großkanzler Narischkin und der General Tschernitscheff befanden, die Gesandten von Oestreich, England und Frankreich durften sie ebenfalls begleiten und der geistvolle Fürst von Ligne, dieser Liebling aller Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, schloß sich auf Bitten der Kaiserin dem Zuge an, zu dessen geselligen Freuden er sehr viel beitrug.

Man reiste aus Petersburg am 18. Januar bei einer heftigen Kälte in einem Zuge von vierzehn Wagen und hundert und einundzwanzig Schlitten. Der Fürst Potemkin war der Kaiserin vorausgeeilt und erwartete sie in Kiëff, wo man einige Monate rasten wollte, um dann beim Beginn der guten Jahreszeit die Reise auf dem Dnieper in die südlichen Provinzen fortzusetzen. Die Reise ging Tag und Nacht durch; Nachts beleuchteten große Stöße brennenden Fichtenholzes, in kleinen Zwischenräumen am Wege aufgehäuft, die Gegenstände weit hin mit Tageshelle. Der Zug, der sich durch die

unabsehbaren Schneeflächen hinwand, eine feurige Straße entlang, hatte etwas Zauberisches, doch war dies nicht das einzige Wunder, das auf diesem Triumphzuge den Wanderern sich entgegenstellte. Die prachtvollen Erscheinungen dieser Reise sind durch Ségur's phantastische Beschreibung so wohl bekannt bereits, daß wir hier nur Weniges über die Einzelheiten anzuführen für nöthig achten. Potemkin fand in seinem genialen und schöpferischen Geiste das Mittel, seiner Gebieterin die glänzendste und kolossalste Schmeichelei zu bieten, die je ein Höfling seinem Herrscher bereitete. Die neuere Geschichte kennt kein zweites Beispiel der Art, und die Feste, die der Lord Leicester der Königin Elisabeth gab, schrumpfen gegen diese Decorationen aus der tausend und einen Nacht, gegen diese Effekte einer Zauberwelt, die ihre Strahlen aus allen Sonnen, die die Ruhmgierde, die Eitelkeit, die wahre und die scheinbare Größe, die Genußsucht und die Prachtliebe über das Haupt hochgestellter Sterblichen leuchten lassen, in einem Focus gefaßt niederglänzen ließ, zu kleinen, mesquinen Lustbarkeiten in einem Privathause zusammen. Nur die immensen orientalischen Staaten der alten Welt, die Triumphzüge der Götter und Helden, die ungeheuren Feste eines Sardanapal, einer Cleopatra und Semiramis, soviel die Ueberlieferungen davon uns mittheilen, können sich mit

Catharinens Zug in die Krimm messen. Potemkin, der ihr zum Dank für seine Erhebung vom Garde-Kornet zum Reichsfürsten und zum Nächsten am Throne ein Geschenk mit diesem Triumphzuge machte, hatte hiermit vollkommen den Tribut der Erkenntlichkeit abgetragen.

Graf Ségur, ein eitler Franzose, machte die Reise mit, indem er abwechselnd Madrigale und Depeschen schrieb. Dieser Höfling, der in Nordamerika den Republikaner gespielt, in Paris in die Schule der Philosophen gegangen war, kam jetzt an den Hof Catharinens, um in der Nähe der berühmtesten Frau des Jahrhunderts zu leben. Er war nicht wenig stolz, von den Amerikanern den Cincinnatus-Orden erhalten zu haben, und diese fremdartige Zierde erregte damals die Neugierde aller Höfe. Wir sehen ihn mit diesem Orden eine Art Koketterie treiben. Die diplomatischen Geschäfte, denen er sich unterzog, waren nicht bedeutend, um so bedeutender sind seine Aufzeichnungen über jene Reise und die Wahrnehmungen über den Charakter und die Meinungen Catharinens, die er aus ihren Gesprächen zog. Diese Gespräche wurden über die mannigfaltigsten Gegenstände der Kunst und des Wissens geführt und tragen das Gepräge der Offenheit und Wahrheit an sich. Man sieht aus ihnen, wie groß Catharinens persönliche Liebenswürdigkeit war, wie ihre Rede stets inhaltreich,

gewinnend und bedeutend erschien, und wie sie, die von Schmeichelei in jeder Form der Rede und der That umgeben war, dennoch alle ihre Höflinge beschämte, wenn sie es darauf ansetzte, selbst Jemandem eine zarte und bedeutsame Artigkeit zu sagen. Dem Grafen Ségur schmeichelt sie, weil sie in ihm sogleich eine «trompette de la renommée» erkannte, wie sichs denn nachher auch bestätigt hat.

Die Kaiserin, die überall Hof hielt und Versammlungen zusammenberief, unterließ dabei nicht, sich mit den Besonderheiten des Volkes, durch dessen Provinz sie kam, zu beschäftigen. Sie nahm Bittschriften an, hörte und untersuchte Klagen, stellte Mißbräuche ab und arbeitete mit den Ministern jeden Morgen gerade so unverändert, wie sie es in Petersburg gewohnt war. In den Städten empfing sie Deputirte und gab Audienzen.

Als die Reisenden in Kiëff anlangten, fanden sie daselbst eine große Anzahl vornehmer Polen und Fremder aus allen Ländern Europas versammelt. Das Gerücht von dieser wunderbaren Reise hatte Alle dahin gelockt, und Jedermann wollte die nordische Cleopatra sehen und begrüßen. Hier trafen auch Rumanzoff und Potemkin, diese beiden erbitterten Rivalen, zusammen. Der alternde Feldherr, eifersüchtig auf seinen Ruhm, war der Einzige im weiten russischen Reiche, der sich

dem allgewaltigen Günstlinge nicht beugte. Catharina, weit entfernt ihm dieses übel zu nehmen, that durchaus nichts, um Potemkin's Ränke gegen den Nebenbuhler mit ihrem Ansehn zu unterstützen.

Nach der Beschreibung Ségur's hatte die Gesellschaft in Kiëff allerdings etwas Seltsames. In der Stadt selbst hielt die Kaiserin Hof; dort sah man alle Trachten und Uniformen des Reichs in buntester Mischung beisammen. Es herrschte die strengste Etikette und der gemessenste Zwang. In einem Pallaste nächst der Stadt lebten die drei Diplomaten, der französische, englische und östreichische Minister in einer cordialen Ungebundenheit, wenn nicht gerade die gemeinschaftliche Ceremonientafel, an der bald der Eine, bald der Andere präsidirte, um die Einwohner von Kiëff und die vornehmen Fremden zu bewirthen, sie zur Ausübung ihrer diplomatischen Stellung zwang; in dem Kloster Petschersky, eine Meile von der Stadt, residirte Potemkin und lag wie ein Pascha, in orientalischer Ruhe, nachlässig in einen Pelzmantel gehüllt, das Haar ohne Puder, den Hals entblößt, auf einem Divan und empfing mit beleidigendem Hochmuth die Würdenträger des Reichs und die angesehenen Fremden. Ségur erzählt bei dieser Gelegenheit, wie er es durchgesetzt habe, den Fürsten zu mehr Artigkeit und größerer Rücksichtsnahme zu zwingen.

„Ich wußte," sagt er, „daß der Fürst mir persönlich wohl wollte, allein ich konnte die Fremden hiervon nicht überzeugen und wollte und durfte nicht leiden, daß ich, in meiner Eigenschaft als Gesandter, einer so nachlässigen Behandlung ausgesetzt erschien. Ich ging also, da ich wieder bemerkte, daß der Fürst sich nicht vom Platze rührte um mich zu begrüßen, lachend auf ihn zu, faßte seinen Kopf in meine beiden Hände und drückte einen herzhaften Kuß auf seine Wangen; dann nahm ich vertraulich neben ihm auf dem Sopha Platz. Jetzt wußte Jedermann wie wir miteinander standen; und der Fürst unterließ später nie mich zu grüßen, wenn ich erschien, während er nach wie vor seine andere Umgebung auf das entwürdigendste hintansetzte und übersah." Diese Anekdote ist charakteristisch, sowol in Hinsicht Potemkin's wie Ségur's.

Bei der Abreise aus Kiëff theilte die Kaiserin kostbare Geschenke aus. Der Fürst von Ligne bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Die Cleopatra von Kiëff verschluckt keine Perlen, gibt aber viele von sich."

Den ersten Mai schiffte sich der Zug auf dem Dnieper, dem Catharina seinen alten Namen Borysthenes wiedergegeben hatte, ein. Die Flotte bestand aus achtzig Fahrzeugen, auf denen dreitausend Menschen, Dienerschaft und Schiffsleute, sich befanden, sieben Galeeren von

eleganter Form, auf das kostbarste im Innern mit Seide, Sammet und Spiegeln geziert, nahmen die Hofgesellschaft auf. Jede Galeere hatte ihr Musikcorps, und eine Unzahl kleiner Barken und Schaluppen schwärmten zur Seiten des Geschwaders her, die in der Sonne blitzenden Wellen des stolzen Flusses, soweit das Auge reichte, bedeckend. Bunt bewimpelt und im Klang der Lieder und Instrumente glitten diese leichten Fahrzeuge dahin. Alles athmete Leben, Fröhlichkeit, Gesang und Pracht. An den Ufern versammelten sich die Landleute in ihren Volkskostümen und führten Tänze auf, indem ihre munteren Reihen durch Blumengewinde sich hinzogen und um Triumphbögen sich gruppirten, die die Ebene schmückten. Man sah Städte und Dörfer in wunderbarer Perspektive sich in die weiteste Ferne dehnen und mit prächtigen Kuppeln und Pallastdächern endigen. Wenn die ländlichen Gruppen verschwanden, erschienen statt ihrer die kriegerischen. Leichte Kosakenschwärme jagten über die Ebene dahin, und ihre schlanken Gestalten, die kecken Bewegungen, die raschen, militairischen Manöver bereiteten dem Auge einen erfreulichen Anblick. Indeß die Flotte majestätisch den Fluß hinabglitt, im Rauschen der Gesänge, im Tumult der Lieder, hörte man von ferne den Gottesdienst in den Kirchen, die Hymnen der Priester, und sah andächtige Schaaren die Hügel empor

wandern. Immer ein neues Bild, immer ein überraschender Anblick! Die erhabene Zuschauerin sollte nie ermüden. Der Himmel selbst brachte ihr Huldigungen dar, denn es war ein wundervolles Frühjahr und die üppige Natur jener Gegenden zeigte sich in ihrem schönsten Schmuck.

Die drei Diplomaten, als sie diesen Reichthum der Gegenden, die Fülle des neu Erworbenen betrachteten, brachen in enthusiastische Lobsprüche aus. „Es ist wahr,“ entgegnete Catharina, „die russischen Greise müssen einigen Unterschied zwischen ihrer und der jetzigen Zeit finden.“ Einen neuen Glanz verlieh dem Triumphzug der Kaiserin das Erscheinen zweier Monarchen, die da kamen, ihr zu huldigen. Einer dieser Fürsten kam als ein Bittender und sein Erscheinen war mit einer nur zu deutlichen Demüthigung für ihn selbst verknüpft, der Andere kam aus freiem Antrieb, weil ihm Catharinens Größe Achtung und Bewunderung abnöthigte. Der Erste war Stanislaus August, der Andre Joseph II. Catharina empfing Stanislaus mit Kälte. Als er auf der Galeere der Kaiserin speiste, und sie nach der Tafel ihm nach der damaligen Sitte dem Pagen den Hut und die Handschuh des Königs abnahm und sie ihm hinreichte, sagte August mit einem verlegenen Lächeln: „Ach, Madame; einst gaben Sie mir einen weit schönern Hut.“

In Cherson wartete Joseph auf Catharinen, als er ihre nahe Ankunft erfuhr, reiste er ihr entgegen, und beide hohe Häupter trafen sich in dem Häuschen eines Kosaken am Flußufer. Catharina hatte ebenfalls geeilt und Niemand von ihrem Hofstaat mitgenommen. Man war dergestalt in Verlegenheit, daß man sogar Niemand hatte, der das Mittagmahl zu bereiten im Stande gewesen wäre. Der Fürst Potemkin und der Prinz von Nassau begaben sich in die Küche, um für die Befriedigung des augenblicklichen Bedürfnisses zu sorgen. Nie haben vornehmere Köche für vornehmere Gäste gekocht. Catharina und Joseph verzehrten lachend das Mahl.

Die Stadt und Festung Cherson war eines der Wunderwerke Potemkins. Im Zeitraum von zwei Jahren waren Festungswerke, Kirchen, Arsenäle, Brücken, Magazine wie durch einen Zauberschlag aus dem Boden gestiegen. Dabei befanden sich zwei Linienschiffe und eine Fregatte auf der Schiffswerfte, jeden Augenblick bereit, auf einen Wink der Kaiserin in See zu stechen.

Man gelangte jetzt in die Ebenen und Haidestrecken, die sich endlos an den Ufern des Dnieper und Don ausdehnen, und unter dem Namen der Steppe bekannt sind. Hier fand die Kaiserin, als sie ans Ufer stieg, eine ganze Stadt prachtvoller Zelte aufgerichtet, und Tartaren und Kosakenschwärme, die diese Zelte bewachten.

Joseph II., der sich eines Abends in der tiefen Einsamkeit der Haide mit dem Grafen Ségur allein befand, rief verwundert: „Welch sonderbare Reise! Wer hätte geglaubt, man würde mich mit Catharina II. und dem Gesandten von Frankreich in der Tartaren-Wüste herumirren sehen! Das ist ein ganz neues Blatt in der Geschichte!"

„Mir," entgegnete Ségur, „scheint es eher ein Blatt aus tausend und eine Nacht. Ich bin Giafar und gehe mit dem Kalifen Harun-al-Raschid spazieren, der nach seiner Gewohnheit verkleidet ist."

Wie der Zug die Linien von Perekop überschreitet und in die Halbinsel der Krimm eintritt, ist Catharina mit hoher Freude erfüllt. Sie besteigt mit Stolz den Thron der Tartaren, dieses Volkes, von dem die Besiegung und Demüthigung Rußlands einst ausging. Sie, die Fremde, die Fürstentochter eines kleinen deutschen Hauses, hat die Schmach ganzer Generationen gerächt, hat für ein ungeheures Reich die Stunde der Rache und Vergeltung herbeigeführt. Zugleich hat ihr Fuß den alten, klassischen Boden betreten, die Stätte des Triumphs und der Siege so vieler Könige, die Stätte, wo einst der heilige Hain Dianens rauschte, und die elegante Gestalt Iphigeniens trauernd an einem Felsenriff lehnte, die Blicke dem fernen Vaterlande zusendend.

Hier wandelt sie nun, hier weilt sie. Man muß verstehen können, was ein Herz wie Catharinens hierbei empfand. Die Eroberungen, die die Fürsten machen, sind oft so bedeutungslos, so gänzlich ohne Werth und Interesse für den persönlichen Charakter des Eroberers; hier aber sah eine hochsinnige Frau einen Theil der Aufgabe ihres Lebens erfüllt, hier war einem reichen, schöpferischen Geiste gerade die Belohnung geworden, die er sich erstrebt. Nur noch ein Schritt weiter, und Constantinopel öffnete seine Thore der Siegerin! der griechische Kaiserthron war neu errichtet! Catharina stand am Felsengestade Tauriens, eine andere Iphigenie, den Blick nach Griechenland, nach Constantinopel gerichtet. Sie sollte, ungleich jener ersten Iphigenie, das Ziel ihrer Sehnsucht nicht erreichen.

Während die gekrönten Häupter den Festen, die Potemkin anordnete, beiwohnten, machte der Fürst von Ligne, halb in Besorgniß, halb in Scherz die Bemerkung: „Gestehen Sie, lieber Ségur, daß es ein sonderbares Ereigniß wäre und großen Lärm in Europa verursachen würde, wenn die 1200 Tartaren, die uns hier als Ehrenwache umgeben, sich einfallen ließen, uns über Hals und Kopf in einen benachbarten Hafen zu schleppen, sich dort mit der erhabenen Catharina, so wie mit dem mächtigen römischen Kaiser Joseph einzuschiffen

und sie nach Constantinopel zu führen, zur Unterhaltung und zum Vergnügen Seiner Hoheit Abdul-Hamid's, Beherrschers der Gläubigen." Zum Glück kam dieser tolle Streich den Söhnen Mahomeds nicht in den Sinn.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Bakschitsarai begab sich Catharina nach dem neu von ihr gegründeten Sebastopol. In der Nähe manövrirte die Flotte und der Donner aller Kanonen begrüßte die Herrscherin. Auch Sebastopol war wie durch Zauber gegründet. Um die Gegenwart der Gebieterin zu verherrlichen, wechselten Feuerwerke, Gefechte zur See, Schauspiele rasch miteinander ab. Der Pallast und der Harem des vertriebenen Chans diente dem Hofe zum Absteigequartier.

Auf der Rückreise in Pultawa gab Potemkin der Kaiserin das treu ausgeführte Bild jener denkwürdigen Schlacht, die Carl XII. stürzte und Peters I. Stern steigen machte. Mit einem Heer von 50,000 Russen wurden diese großartigen Manöver ausgeführt. „Seltsames Geschick der Könige," rief Catharina, als man sie aufmerksam auf den Fehler machte, den damals das schwedische Heer begangen; „wenn dieser Fehler nicht gewesen, so wären wir Alle jetzt nicht hier."

In Kisirkerman nahm Joseph von Catharinen Abschied. Der Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden veranlaßte seine schleunige Rückreise in seine Staaten.

„Wir beide,“ sagte er spottend zu Ségur, „Catharina und ich haben zusammen eine Stadt gebaut, das heißt sie hat den ersten Stein gelegt, ich den zweiten, dabei wird es wol sein Bewenden haben.“

Dieser Spott Josephs berührte einen Makel, der schon damals, mitten unter dem Glanze und dem blendenden Schimmer selbst unsern Reisenden nicht entgangen war und den man später so ungebührlich scharf hervorgehoben und sarkastisch beleuchtet hat. Die Kaiserin sowol, wie die meisten Personen ihrer Umgebung wußten sehr wohl, daß die schimmernden Gebilde, die man vor ihren Augen entfaltete, nicht in der Wirklichkeit und in dem gewohnten Lauf der Dinge gegründet waren, daß Vieles nur Decoration und äußere Ausstattung war, sie wußten aber auch, daß diese heiteren Schöpfungen das Werk der unermüdlichen Thätigkeit eines Mannes waren, der mit Aufbieten aller seiner Kräfte und Mittel seiner Herrscherin Freude und stolze Erhebung bereiten wollte. Man würde Catharinen einen äußerst kindischen Wunderglauben zumessen, wenn man annehmen wollte, sie hätte in der That geglaubt, diese Palläste und Aquadukte, die in der Ferne sich zeigten, seien wirklich vorhanden, sie hätte geglaubt, das Volk sei unablässig in so rastloser Bewegung, in Tanz und Aufzügen am Ufer versammelt; sie wußte, daß das

Erstere nur theatralischer Schmuck, das Zweite eine absichtlich herbeigeführte Staffage der Landschaft war; allein nichtsdestoweniger erfreute sie sich an diesen lebendigen Gruppen, an den täuschenden Fernsichten, an den fingirten Schlachten und Angriffen. Wo es ihr darauf ankam, eine neue Schöpfung in Wahrheit zu prüfen, da erschien sie selbst und sah, fragte und untersuchte. Oft verhüllte sie mit großer Geschicklichkeit den ungünstigen Eindruck, den sie empfand, wenn sie auf leeren Schein traf, wo sie Wesenheit zu finden gehofft hatte. Sie wollte den Mann, der so grenzenlos für sie thätig war, nicht demüthigen; ihn, da er so Vieles geleistet, ihn für das Wenige, das geleistet zu haben er sich nur den Schein gab, nicht strafen. Die natürliche Charaktergüte Catharinens, ihre ursprüngliche Milde zeigte sich hier in ihrem schönsten Lichte.

Bei ihrer Rückreise feierte sie in Moskau das fünfundzwanzigste Jahr ihrer Regierung. Sie erließ dem Volke einen Theil der Abgaben, und auf ihren Befehl und nach ihrer Angabe wurde eine Medaille geprägt, die auf der Vorseite das Portrait der Kaiserin, auf dem Revers die Karte der Reise in die Krimm zeigte. Die Unterschrift gab an, daß das Jahr der Entstehung der Medaille das fünfundzwanzigste der Regierung der Kaiserin sei.

In der Nähe von Moskau gab der russische Krösus, der Graf Scheremetieff der Kaiserin Feste, bei denen goldne und silberne Gefäße in solcher Menge vorhanden waren, wie man sie noch nie, wie Ségur versichert, im Besitz eines Privatmannes gesehen. Es wurden große Opern und Ballette aufgeführt, bei denen es eine Merkwürdigkeit war, daß Tänzer, Sänger, Schauspieler, Dichter, Componisten sämmtlich leibeigne Bauern des Grafen waren. Der Bediente, der die Oper componirt, und der Dichter, der sie gedichtet, standen beide hinter dem Stuhl der Kaiserin. Catharina wollte ihrerseits im Kreml Feste geben, als sie jedoch erfuhr, daß eine Hungersnoth das Land drücke, bestellte sie die schon getroffenen Anordnungen wieder ab. „Es wäre wenig schicklich für mich,“ sagte sie zum Grafen Ségur, „wenn man mich mitten unter Spielen und Festen sähe, während meine Unterthanen unter einer Plage seufzen, vor der ich sie hätte sicher stellen können, wenn meinen Befehlen zeitig wäre gehorsamt worden.“

Nach ihrer Ankunft in Petersburg beschäftigte sich die Kaiserin mit den nöthigen Maßregeln, um den erneuten Krieg mit den Türken, den sie heimlich wünschte, zu beginnen. Potemkin handelte nach ihrem und seinem eignen Wunsche, indem er den Divan und die diesem unterworfenen Provinzen durch Emissäre, die Egypten

und Persien durchzogen und sich auf die griechischen Inseln vertheilten, heimlich aufzuwiegeln und zur Empörung gegen die Pforte zu reizen versuchte. Es gelang ihm dies so gut, daß der Sultan, wie man es in Petersburg gewünscht, zuerst den Krieg erklärte. Potemkin erhielt den Oberbefehl, und eine ungeheure Streitkraft wurde in der Gegend der Moldau, Wallachei und der Krimm zusammengezogen. Gustav III., der mit dem Schluß jener Verhandlungen in Friedrichshamm nicht zufrieden war und den das stolze und übermüthige Betragen der russischen Minister in Stockholm zum Zorn reizte, benutzte den Umstand, daß die russischen Armeen im Süden beschäftigt waren, um Rußland den Krieg zu erklären. Dies kam Catharinen unerwartet, und obgleich sie ein Manifest erließ, in welchem sie erklärte, daß die Grenzen Finnlands und die Flotte in den baltischen Häfen vollkommen an Zahl und Kraft für die beginnenden Feindseligkeiten gewaffnet seien, konnte sie sich in der That nicht verhehlen, daß ihr Gefahr drohe. Gustav hatte den rechten Zeitpunkt ergriffen, um entscheidende Siege zu erkämpfen, er war auch in den ersten Schlachten glücklich, dann aber verließ ihn sein Heer und revoltirte gegen ihn, durch russisches Gold und Einfluß dazu verleitet. Die Adelspartei in Schweden, die Gustavs unversöhnlicher Feind geworden, befand sich

fast ganz unter russischem Befehl. Dieser Umstand rettete Petersburg, das von Gustav schon bedroht wurde. Catharina schickte sich schon an nach Moskau zu flüchten. Ein Kampf mit der schwedischen Flotte war anfangs ebenfalls für die Russen nicht günstig, später jedoch ging auch hier der Sieg in die Hände der Letzteren über. Der Friede zu Varéla wurde auf die früheren Traktate von Neustadt und Abo gegründet. Für Gustav ergab sich hierbei kein günstiges Resultat; er hatte einen Theil seiner Flotte eingebüßt, das Land erschöpft, die Kassen geleert und die Adelspartei noch erbitterter gegen sich aufgeregt.

Der Türkenkrieg fand seine Erledigung durch vollständige Siege der Russen. Die Belagerung und Einnahme Oczakoff's war wiederum eine jener glänzenden Thaten, die Catharinens Waffenruhm über die ganze gebildete Welt hin mehrten. Bei dem Sturm auf Oczakoff zeichnete sich ein junger Krieger aus, der später den Ruhm der russischen Waffen auch nach anderen Gegenden hin tragen sollte; es war Suwároff. Catharina theilte reiche Belohnungen aus. Potemkin erhielt was er gewünscht hatte, das Großkreuz des St. Georgen-Ordens, einen Commandostab von goldnem Lorberzweig umrankt und mit Diamanten inkrustirt; einen Degen mit Diamanten erhielt der Fürst Repnin. Auch

ein deutscher Fürst, der Prinz von Sachsen-Coburg, erwarb sich bei diesen Kämpfen Ruhm. Der Einnahme Oczakoff's folgte die von Ismaël. Der Friede zu Jassy setzte zum Vortheil Rußlands dem Kriege mit der Pforte ein Ziel. Potemkin erntete die Früchte dieses Friedensschlusses nicht; er starb von einem epidemischen Fieber befallen. Die Fürstin Galitzin, seine Nichte, hielt ihn in ihren Armen, als er auf der Landstraße von Jassy nach Nicolajeff seinen Geist aufgab (1791).

Die folgenden Jahre bis zum Tode Catharinens enthalten Begebenheiten, bei deren Erwähnung wir uns kurz fassen können, da sie nur Anfänge gleichsam von Thaten sind, die ohne Zweifel ruhmvoll fortgeführt und beendet worden wären, wenn der Kaiserin ein längeres Wirken beschieden worden. Dahin können besonders der Traktat mit England und die kriegerischen Rüstungen gegen Frankreich gerechnet werden; die letzteren besonders betrieb sie sehr eifrig, indem sie alle Großmächte Europas dabei sich zu betheiligen aufforderte. In Polen kam die zweite Theilung dieses Reichs zu Stande, nachdem die Unruhen, die die Empörung Koszciusko's angerichtet, wieder gedämpft worden. Als Freund Koszciusko's und als Theilnehmer seiner Pläne zeichnete sich der junge Dichter Niemkewiz aus, der in russische Gefangenschaft gerieth. Von den französischen Emigré's empfing Ca-

tharina eine große Zahl an ihrem Hofe, unter Andern auch den Grafen Artois. Diese aristokratischen Flüchtlinge haben der Gastfreundschaft, der man sie theilhaft werden ließ, nicht immer gut gelohnt; sehr viele und sehr arge Verleumdungen des russischen Hofes und der russischen Regierung gelangten gerade durch diese Organe in die Oeffentlichkeit. Man erzählt, daß Catharina bei der ersten Nachricht von den Gräueln der Revolution und von den blutigen Scenen in Paris die Büste Voltaires mit einem theatralischen Gepränge von der Säule von Porphyr, auf der sie stand, habe stürzen lassen; doch gehört diese Anekdote zu den zahllosen unwahren, die über Catharinens Privatleben in Umlauf gebracht wurden. Wir wollen nicht urtheilen, wie weit gegen das Ende ihres Lebens hin Catharina die Grundsätze über Staatskunst und Moral, über Denkfreiheit und Toleranz noch festhielt, zu denen sie sich am Anfang ihrer Regierung bekannt hatte, wo ihr edles Herz mit dem lebendigsten Feuer der Errettung der Völker aus den Banden jedes schädlichen und lähmenden Vorurtheils entgegenschlug; — wir wollen, wie gesagt, über einen so zarten Punkt, dem Psychologen wie dem Historiker gleich wichtig, nicht entscheidend zu urtheilen wagen; es scheint jedoch festgestellt, daß Catharina, gerade wie ihr erhabner Lehrer und Bundesgenosse Friedrich der Große, mit dem

Bewußtsein der möglichst weit ausgedehnten und unerschütterlichen Fürstengewalt ausgerüstet, jede Regung der Völker, die darauf abzielte, aus anderer Quelle als aus der fürstlichen Einsicht und Machtvollkommenheit sich ihr moralisches und staatliches Bedürfniß zu holen, in Bann that und verfolgte. Die Grundsätze des freien Völker- und Menschenrechts, wie sie die Revolution predigte, konnten absolut monarchischen Naturen, wie Friedrich und Catharina, nicht anders als wie Frevel erscheinen, unter denen die Fürsten und die Völker gleichmäßig litten. Dazu kam, daß der praktische und immer auf die gegebenen Verhältnisse, auf das wirkliche Bedürfniß gerichtete Sinn Catharinens, früher als irgend eine andere Fürstennatur, das Unausführbare und rein Chimärische so vieler philosophischen und moralischen Maximen, die damals allgemeine Geltung fanden, entdecken mußte. Worte, die man sehr oft aus ihrem Munde hörte, waren: „Dies ist sehr gut; allein auf meine kleine Wirthschaft nicht anwendbar.“ Diderot mußte diesen sarkastischen Ausspruch oft als Erwiderung auf seine maaßlosen Verbesserungspläne und populären Philosopheme hinnehmen; an Voltaire schrieb sie Aehnliches. Die Ideen der großen Denker waren demnach die Kost bei ihren geistigen Mahlzeiten, die Confituren und das Eingemachte, das als besondere Delikatesse sie sich vorbehielt.

Auf diese Weise kostete ihr Geist die französische Literatur und sog aus den feinen Essenzen Kraft und Nahrung. Was sie davon zur praktischen Anwendung brauchbar fand, theilte sie willig mit; der Vortheil war oft auf des Volkes Seite. Die aufgeklärten und philosophischen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts bewirkten das Gute, das sie leisteten, nicht dadurch, daß sie als unkluge und unzeitige Missionäre den Saamen einer Lehre verbreiteten, für deren Empfang der Boden noch nicht bereitet war, — Einige freilich waren so unklug — sondern indem sie Aberglauben und Vorurtheile, die finsteren Begleiter der Gewalt im Mittelalter, fern hielten, und einem auf klares Denken, auf persönliche Neigung, auf freie Unterwerfung gegründetes Ansehn der Fürsten die Bahn brachen. Dabei waren aber weder Catharina noch Friedrich willens, selbst den kleinsten Theil ihrer Macht aus den Händen zu geben. Ihr Grundsatz war: je mächtiger, je unumschränkter der Fürst, um desto großartiger, um desto ausgedehnter und kräftiger kann er seine große Aufgabe erfüllen, der Lehrer, der Erzieher, der Beschützer, der Vater seines Volkes zu sein.

Catharina mußte erfahren, was jeder Fürst erfährt, dessen Regierung einen weitgedehnten Zeitraum einnimmt, nämlich den Umschwung der Ideen. Für nichts ist eine fürstliche Constitution empfindlicher, als für eine Ver-

änderung in der Atmosphäre des Jahrhunderts. Sehen wir doch alternde Dichter eine gehässige Kritik üben gegen die spätere Generation auf dem Parnaß, ist nicht jeder Staatsmann und Denker dem Mißbehagen gegen neue Ansichten in seiner Sphäre ausgesetzt, und dürfen wir, vorsichtig urtheilend, dieses Mißbehagen geradezu Ungerechtigkeit nennen? Bei Fürsten muß diese Erscheinung noch auffälliger an den Tag kommen, denn bei ihnen wirkt noch die Ermüdung bei, die sich einer langen und unbeschränkten Ausübung der Gewalt stets lähmend beigesellt. So ist denn wol möglich, daß Catharina im Alter ablehnte, was sie in ihrer Jugend bewunderte; doch verbarg sie äußerlich diese Umwandlung, und Voltaire, Montesquieu, Rousseau blieben bis zu ihrem Tode ihre Lieblingsschriftsteller.

Die letzten Lebensjahre Catharinens waren mit Plänen, die die Sicherstellung der Macht und des Glückes ihres Hauses bezweckten, erfüllt. Hierhin sind die Vermählungen zu zählen, die auf ihren vorsorgenden Rath die heranwachsenden Enkel und Enkeltöchter schlossen. Der Großfürst Alexander erwählte sich eine Prinzessin von Baden; der Großfürst Constantin schloß den Ehebund mit einer Fürstentochter von Sachsen-Coburg. Für die Großfürstin Alexandrina hatte Catharina mit Gustav III., der für seinen Sohn warb, eine gegenseitige

Zusage gewechselt. Als der König durch das Attentat Ankarström's Thron und Leben verlor, suchte der Herzog von Südermannland, als Vormund des jungen Gustav Adolph diesem Versprechen die Erfüllung zu versagen; allein Catharina wußte ihre näheren Anrechte geltend zu machen, und der junge Fürst kam als Brautwerber nach Petersburg. Dennoch erfolgte die Vermählung nicht. Das Reichsgesetz Schwedens, das keine andere als eine protestantische Königin auf dem Throne duldet, und ein anderes Gesetz Rußlands, das den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses verbietet, die griechische Religion zu verlassen, bewirkten den Bruch der schon geschlossenen Verträge. Catharinens Zorn und Unwille wurde über dies Scheitern eines Lieblingsplans im hohen Grade rege.

Es muß hier noch der völligen Einverleibung Curlands in das russische Reich Erwähnung geschehen. Ohne einen Schwertstreich zu thun und ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, machte Catharina diese Eroberung auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen. Der letzte Herzog von Curland, ein Sohn jenes abscheulichen Biron, der als der Günstling der Kaiserin Anna siebenzigtausend Menschen theils morden, theils grausam hatte verstümmeln lassen, kam nach Petersburg zum Besuch, und verlor, während er den Schauspielen und Festen

im Pallaste der Kaiserin beiwohnte, sein Herzogthum. Seine eigenen Stände erklärten ihm in Petersburg, daß er nicht mehr ihr Herzog sei und daß sie Catharinen sich freiwillig unterworfen hätten. Dies war in der That eine wenig angenehme Art aus Haus und Hof auf die Landstraße gesetzt zu werden. Der Herzog Biron lebte hinfort, ebenso wie Stanislaus August, in Petersburg von einer Pension, die die Kaiserin beiden schwachen Männern, die auf dem Theater der Welt eine demüthigende Rolle gespielt hatten, auszahlen ließ.

Noch bis auf ihre letzten Lebenstage beschäftigte sich Catharina mit dem Plan, die Türken aus Europa völlig verschwinden zu machen, und ein erneuerter Feldzug war im Werk, als der Tod einem so mächtigen Wirken ein Ende setzte. Der 17. November 1796 war der Tag ihres Todes. Sie starb an einem rasch sich wiederholenden Schlaganfall. Der Großfürst Paul, seine Gemahlin, die sämmtlichen Enkelkinder waren bei ihrem Tode gegenwärtig.

Der neue Kaiser verordnete ein prachtvolles Leichenbegängniß seiner Mutter und ließ ihren Sarg zunächst dem Sarge Peter III. in der Festungskirche beisetzen.

Dies war der Beginn, der schimmernde Bogen und das Niederfallen eines Gestirns, das als eines der glänzenden, wo nicht geradezu als das glänzendste

am Himmel des achtzehnten Jahrhunderts geleuchtet hatte!

Was das Aeußere Catharinens betrifft, so war sie nicht von sehr hohem Wuchse, doch ihre majestätische Haltung, ihre sorgfältig gewählte Toilette und Künste, die jede Frau, also auch eine Fürstin anwendet, verdeckten den Mangel der nicht ganz schlanken und nicht ganz vollkommenen Körpergröße. Sie gab ihre Audienzen oft in einer theatralischen Attitude, die Rechte auf eine Säule gestützt. So empfing sie unter Andern den Grafen Ségur. Ihr Auge war von schönem Blau und warf sanfte, gewinnende, aber auch strafende und imponirende Strahlen. Die Festigkeit und Ruhe in ihren Gesichtszügen, wenn Gegenstände von Außen erschreckend oder drohend auf sie eindrangen, war bewundernswürdig. Nie sah man sie erbleichen, nie erbeben, und oft erblickte sie Gefahr und Tod dicht in ihrer Nähe. Diese erhabene Ruhe, dieses immer gleich bleibende heitere und stolze Lächeln imponirte dem rohen Sinn selbst der unbändigsten und gefährlichsten Krieger auf eine Weise, daß sie fast wie ein Wunder wirkten. Die blutige Hand des Mordes wagte sich nicht an ihre Person; unangetastet schritt sie durch die Reihen der Empörung so ruhig, als wandelte sie über hingestreute Blumen. Nie wankte ihr Schritt, nie bedurfte sie einer Stütze. Auch das

treffende und kühne Wort war stets bereit auf ihrer Lippe. Sie hielt Reden vom Altan des Pallastes herab, mit so accentuirter Schärfe und einem so vollendeten Ausdruck, daß die Menge auch nicht die kleinste Sylbe verlor und über Sinn und Meinung der Worte nicht zweifelhaft bleiben konnte. Sie liebte die Pracht, doch war das geschmacklose, steife Kostüm einer russischen Kaiserin, wie die Etikette damals ein solches vorschrieb, ihr nicht angenehm und sie trug französische Hofkleidung; oft mit eigner phantastischer Zuthat. Die Krone trug sie mit einer eigenthümlichen Grazie, selbst als Toilettenschmuck. Ihr Hof mußte ihrem Beispiel folgen, und reiche, aber dabei geschmackvolle Kostüme verdrängten die alten Kleidertrachten. In Moskau, wo ein althergebrachter Krönungsornat nicht zu vermeiden war, fühlte sich Catharina, in ihrem goldbrokatenen Panzer eingeschnürt, oft bis zur Erschöpfung, bis zum Ohnmächtigwerden von der Last ihrer Gewänder gedrückt. Dennoch gab sie, ohne sich zu beklagen, in dieser peinvollen Lage stundenlange Audienzen. Bei Gelegenheit einer Versammlung in Kiëff hielt sie einst so lange den schweren Reichsapfel, daß ihr Arm erlahmte und ihre Schulter aufschwoll. In der Krimm bekleidete sie sich mit dem phantastischen Anputz der alten taurischen Beherrscher und litt auch da wieder unsäglich. Wenn sie

sich den Forderungen der Convenienz und der Etikette unterzog, so that sie's, weil sie wußte, daß das russische Volk dies von seinen Herrschern forderte. Aus ebendemselben Grunde ging sie auf einem ihrer Pilgerzüge eine lange Wegstrecke mit nackten Füßen, während ihre Begleitung, weichlicher als sie, zurückblieb, und die Frauen namentlich nicht weiter konnten. Wenn das Volk seine Feste feierte, sah man sie ebenfalls erscheinen, aber dann oft in dem einfachsten Kostüm; einmal sogar als Bäuerin verkleidet, wo sie einer Dorfhochzeit beiwohnte und sich von den Greisen des Dorfes wahrsagen ließ. Bei einem Hoffeste in Peterhoff erschien sie als Hirtin in Gesellschaft der Prinzessin Daschkoff, die Apoll darstellte. Wir haben schon berichtet, daß sie Männerkleidung öfters anlegte, namentlich zu Anfang ihrer Regierung, und daß sie nicht verschmähte sogar im Kostüm eines spanischen Granden, als Ordenscomthur sich ihrem Hofe zu zeigen; in ihren späteren Jahren jedoch behielt sie immer dieselbe mehr einfache als prunkvolle Hoftracht bei, und das gut gemalte Bild in Lebensgröße, das von ihr in einer der Galerien der Eremitage aufgestellt ist, zeigt sie in der Kleidung, die sie stets bei großen Festen anlegte. Dieses Bild ist auch ähnlich, dies behaupten Alle, die die Fürstin gekannt. Der berühmte Lampi hat sie öfters gemalt, doch hat er nur unwahre und schmei-

chelnde Bilder geschaffen. Auf einem derselben ist Catharina halb fliehend, durch Rosengebüsche hineilend, dargestellt im Kostüm einer jungen Nymphe mit Blumen bekränzt, im Hintergrunde sieht man den Park von Zarskoi-Selo, und auf einer Marmorbank ruhen Krone und Scepter. Man fand später, dieses Portrait gleiche nicht der Kaiserin, sondern ihrer Enkelin, der Großfürstin Alexandrina. Ein anderes Bild verschwand bald: es wurde in Moskau gemalt, vielleicht auch von Lampi, und stellte Catharina als Cleopatra dar. Catharina selbst fand einiges Mißfällige daran; der Prinz von Ligne war jedoch von diesem Bilde entzückt, und bat die Kaiserin es ihm zu schenken. Sie gewährte ihm diese Bitte nicht. Man vermuthet, daß ein Genius des Ruhms, der auf diesem Gemälde angebracht war, eine Portraitähnlichkeit der Nachwelt überlieferte, von der die Kaiserin nicht wollte, daß sie bekannt werde.

Catharina liebte nicht Musik, und war nur eine sehr mittelmäßige Kennerin von Gemälden, von denen sie große Sammlungen ankaufte. Ihr Urtheil war durchdringend, klar und scharf, die Phantasie nahm unter ihren Fähigkeiten einen sehr geringen Platz ein; so war es ihr denn auch nicht möglich, für Poesie Ohr und Sinn zu haben. Sie brachte nicht den dürftigsten Vers zu Stande, obgleich sie immer wieder Versuche machte.

Sie hätte gerne wie Friedrich der Große Verse gemacht, wenn auch nur so mittelmäßige, wie er sie machte; allein auch dies wollte nicht gelingen. Ihre kleinen Pieçen, die sie fürs Theater in der Eremitage schrieb, waren frostig componirte proverbes; jedes mit einem moralischen Apendix, wo handgreiflich der Nutzen und der Verdienst irgend einer moralischen Handlung oder patriotischen That aufgedeckt wurde. Ihre Geistesrichtung war so vorherrschend kalt und verständig, daß sie mit einer gewissen Wuth Alles verfolgte, was auch nur den Schimmer des Mysteriösen, der Gefühlsinnigkeit und Schwärmerei an sich trug. So raubte sie der Poesie den lieblichen Psycheschleier, hinter dem sich die Schamhafte verbirgt, und der Religion den geheimnißvollen Kultus der Herzen, aus dessen Tiefe wie aus einem dunkeln Brunnen alle großen Geschicke der Welt wie des einzelnen Individuums aufsteigen. Die Folge dieser Ansicht über Religion war, daß Catharina sehr oft als Vorurtheil, Schwärmerei und Aberglauben verfolgte, was etwas ursprünglich Edles, Eigenthümliches, und der religiösen und sittlichen Ueberzeugung Anhaftendes war.

Ihr Lieblingsstudium war Geschichte. Sie faßte frühzeitig den Plan, gleich Friedrich dem Großen, die Thatsachen unter ihrer Regierung einer sorgfältig geordneten Aufzeichnung zu vertrauen. Da sie nicht das

Vertrauen in ihre eigenen literarischen Kräfte hatte, um dieses Vorhaben selbst ins Werk zu richten, sah sie sich nach einem französischen Gelehrten um, der ihr hülfreiche Hand zu bieten im Stande war; sie fand keinen. Mit dem von Diderot ihr vorgeschlagenen gelehrten Akademiker konnte sie sich nicht einigen. Unter den russischen Gelehrten war Derschavin, ihr Sekretair, dem sie Einiges in die Feder dictirte. Wollte sie französisch schreiben, so fand sie Niemand in ihrer Umgebung, der es so gut verstand wie sie selber. Ihre Briefe an Voltaire sind deshalb das Beste, was ihrer Feder entflossen ist; der Styl ist graziös, leicht, voll Geist und durch einen unbeschreiblich reizenden Anflug von Schmeichelei und zugleich Persifflage gewürzt. Voltaire, obgleich ein Meister im Schmeicheln, kommt ihr nicht gleich, wenn es sich darum handelt, ein mit allem Parfum des graziösesten Muthwillens bestreutes Lob zu spenden. Sie scherzt in diesen Briefen ganze Seiten lang mit den zierlichsten Wendungen bald über sich, bald über den stolzen Philosophen, an den sie schreibt. Es ist in der That ein Verlust für die Literatur, daß keine Sammlung dieser Briefe Catharinens veranstaltet worden. Die kürzlich in London erschienenen Denkwürdigkeiten der Prinzessin Daschkoff tragen leider nicht den Stempel der Aechtheit an sich. Gewiß aber ist es, daß im Besitz der Prinzes-

sin eine reiche Brief- und Manuscriptsammlung von der Hand Catharinens sich befand, nur möchte es schwer sein zu ermitteln, wo diese Schätze hingerathen. Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe und merkwürdiges Material zu einer künftigen Geschichte Catharinens war im Besitz des kürzlich verstorbenen Staatsraths Turkénieff.

Im Fache der Gesetzgebung ist «l'instruction pour le code» Catharinens gefeierte Schöpfung, die ihr europäischen Ruhm erworben hat. Das Original-Manuscript wird, von ihrer Hand geschrieben, in der Akademie zu Petersburg aufbewahrt. Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen des russischen Reichs ließ Catharina selbst anfertigen, mit Zusätzen und Noten versehen, wie sie das Bedürfniß gerade dieses oder jenes Theils des immensen Reiches verlangte. In diesem berühmten «code» huldigt Catharina den Maximen Montesquieu's und Beccaria's, aus deren Schriften sie ganze Passagen heranzieht.

Unter ihren sogenannten Dramen, die sie für die russische Bühne in Petersburg schrieb, wollen wir nur Eines näher detailliren: es heißt Oleg und ist ungefähr, was wir im modernen Sinne ein vaterländisches Schauspiel nennen würden, mit pomphaften Decorationen, Aufzügen, Festspielen und ganz incrustirt mit patriotischen Phrasen, die den Nationalsinn und die National-

sympathien verherrlichen. Catharina, die unbeschränkte Beherrscherin ihres Volks, zeigt sich in dieser Composition, die man durchaus kein Dichterwerk nennen kann, als dessen Dienerin und Schmeichlerin. Sie ist bemüht jeden auch noch so geringfügigen Zug aus der alten barbarischen russischen Geschichte aufzulesen, um ihn, rhetorisch aufgeschmückt, ihren Russen als Reizmittel für ihre Nationaleitelkeit vorzuführen. Die Studien, die sie zu diesem Behuf gemacht hat, müssen in der That äußerst umfangreich gewesen sein, und nie dichtete wol ein dramatischer Autor so eifrig auf den Beifall seines Publikums hin, als hier eine große Kaiserin, die sich an ihrem Schreibtisch niederläßt, um die alten Chroniken zu plündern und monstrose Facta zu niedlichen, kleinen Couplets zu verarbeiten. Zu Anfang des Stückes bringt Catharina sogleich siebenhundert Personen auf die Bühne. Man sieht, daß dieser Theaterdichter, der zugleich Theaterintendant, Decorateur und Regisseur ist, über die Mittel, wie er seine Produktionen in Scene zu setzen habe, nicht verlegen zu sein braucht. Oleg ist ein Prinz russischer Abkunft, der den Grundstein zum Bau von Moskau legt. Der zweite Akt, oder vielmehr das zweite Tableau, zeigt Oleg in Kiëff, wo er sein Mündel, den jungen Igor auf den Thron setzt und ihn mit einer tartarischen Prinzessin verheirathet. Die Ceremonien der

alten Hochzeitgebräuche, die Tänze, die Spiele — sind treu nach den Ueberlieferungen wiedergegeben, und es ist der kaiserlichen Dichterin gelungen, so manchen pikanten und sogar muthwilligen Zug fröhlicher Laune bei dieser Gelegenheit ihren Figuren in den Mund zu legen. Im dritten Zeitbilde unternimmt Oleg einen Zug nach Griechenland; man sieht auf der Bühne ihn und sein Heer sich einschiffen. Die Decorationen sind beweglich und zeigen dem Beschauer die nach und nach am Horizont auftauchenden Inseln mit ihren Tempeln, Gärten und Pallästen. Es sind hierbei antike Tänze eingelegt; man sieht Diana erscheinen, umgeben von Nymphen und mit Aktäon ein pas de deux tanzen, wobei eine prachtvolle Mondscheindecoration das Auge erfreut und die Kunst der Maschinerie bewundern läßt. Im vierten Tableau sehen wir Oleg in Konstantinopel und den Kaiser Leo ihm ein prachtvolles Bankett gebend. Bei der Schlußdecoration öffnet sich die Bühne und eine zweite Bühne im Hintergrunde wird sichtbar, auf der einige Scenen aus einem Trauerspiel von Euripides dem versammelten Hofe des byzantinischen Kaisers vorgeführt werden. Wieder Tänze, wieder Spiele, wieder Lobsprüche auf Oleg und die Russen. Es ist dabei interessant zu beobachten, wie Catharina diese Scene benutzt, um ihre Lieblingspläne als Kaiserin von sich selbst als dramatischer Dich-

terin aussprechen zu lassen. Sie macht nämlich darauf aufmerksam, daß den Russen Konstantinopel gehöre und daß, wenn Oleg es nicht erobere, seine Nachfolger es ohne Zweifel erobern würden. Dieser Wink war sehr deutlich, besonders da man wußte, daß Potemkin an der türkischen Grenze stand, um in Wirklichkeit auszuführen, was seine Gebieterin in Petersburg fürs Erste nur aufs Theater brachte. Eine Armee von sechzigtausend Mann am Ufer des Don klatschte Beifall zu den Tiraden, die auf dem Hoftheater zu Petersburg erklangen.

Dieses dramatische Prunkstück war wahrlich kein Meisterstück, es hatte von dramatischer Kunst und Poesie überhaupt nicht das mindeste Kennzeichen an sich, allein es besaß das große Verdienst, die Russen mit sich selbst zu beschäftigen, es lehrte sie ihr Land, ihre Geschichte, das Haus ihrer Väter, den Pallast ihrer Fürsten ins Auge fassen. Catharina wollte nichts Anderes, und sie erreichte ihren Zweck. Immer mit ihrer großen Aufgabe beschäftigt, nie ihr Ziel aus den Blicken lassend, that und dachte sie Nichts als was Rußlands Wohl, Rußlands Ruhm und somit den ihrigen befördern und festhalten konnte.

Wir bringen zum Schluß noch einige Worte Masson's, der nirgends als ihr Schmeichler erscheint, dessen Buch vielmehr sehr starke Angriffe auf ihre Person und

ihre Regierung enthält, der aber doch sich gedrungen fühlt, wo er von Catharinens Herrschertugenden spricht, ihr ein ruhmvolles Zeugniß zu geben. Er vergleicht sie mit Ludwig XIV. «La générosité de Catherine, l'éclat de son règne, la magnificence de sa cour, ses instituts, ses monumens, ses guerres sont pour la Russie ce que le siècle de Louis XIV. fut pour l'Europe; mais Catherine fut personnellement plus grande que ce prince. Les François firent la gloire de Louis, Catherine fit celle des Russes; elle n'eut pas comme lui l'avantage de régner sur un peuple perfectionné et de naître environnée de grands hommes.» — An einer andern Stelle, wo er von ihrer äußern Erscheinung und ihren persönlichen Eigenschaften spricht, sagt er: «Elle regnoit sur les Russes moins despotiquement que sur elle-même: jamais on la vit ni s'emporter à la colère, ni s'abandonner à la tristesse, ni se livrer à une joie immoderée. Ses caprices, l'humeur, les petitesses n'etoient pour rien dans son caractère et moins encore dans ses actions.» Auch er faßt das Gesammturtheil zusammen in folgenden Ausspruch: «Mais de quel point de vue qu'on voulût l'envisager, elle sera toujours mise en première ligne parmi ceux qui ont captivé l'admiration du monde par leur génie, leur puissance, et surtout leurs succès.» —

Ein Wort Catharinens, das sie einst aussprach, als von ihren Siegen die Rede war, ist merkwürdig; sie sagte: „Es war nöthig, daß ich zu erwerben suchte, was ich nicht mitbrachte. Ich kam arm nach Rußland, — Polen und die Krimm sind meine Mitgift, die ich Rußland hinterlasse.“

Elisabeth Charlotte.

Elisabeth Charlotte.

Unter die originellen Frauen, die selbständig dastehen, gleichviel ob das Schicksal sie auf einen Thron berief, oder ihnen in einer Hütte den Platz anwies, gehört recht eigentlich Elisabeth Charlotte, Tochter Carl Ludwigs, Churfürsten von der Pfalz, und Enkelin jenes unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich, der im dreißigjährigen Kriege sein Leben verlor.

In dem schönen Heidelberg wurde Elisabeth geboren. Das herrliche Weinjahr 1652 war das ihrer Geburt, und es scheint als hätte der feurige Geist der deutschen Traube seine Glut auch in die Adern dieses deutschen Fürstenkindes gegossen, das inmitten eines frivolen und verdorbenen Hofes mit Beständigkeit und Eifer in Gesinnung und That den Sinn ihrem Volke und ihrer Abstammung treu behielt.

Wer die alte Burg zu Heidelberg gesehen, wer in

dem Schatten der prachtvollen Ahorn und Kastanien, die dem Gemäuer entsprossen, geruht, wessen Blick auf den alten Steinbildern gehaftet, die im stillen Mittag, während die Glut ringsum brennt, in ihren kühlen Mauerblenden Wache halten, oder im Mondschein ihre steinernen Stirnen vom Strahl des bläulichen Lichtes küssen lassen, der hat sich wol denken können, wie die Wiege eines so kraftvollen Kindes hier habe stehen, wie dies das Vaterhaus einer so wunderlichen und eigenthümlichen Frau hat sein können. Die Pfalzgrafen zu Heidelberg sind überhaupt ein Fürstengeschlecht besonderer Art. Das herrliche Neckarthal, in dem sie gehaust, die wilde und romantische Natur, von der sie stets umgeben waren, hat sich in ihrem Thun und Denken, in Gestalt und Rede wiedergespiegelt. Der Reichstag zu Worms, die alten Fürstenversammlungen zu Speier, die Hofburg zu Wien und das Reichskammergericht zu Wetzlar sahen in älterer und neuerer Zeit oft trotzige und eigenthümliche Gestalten vor den Schranken ihrer Tribunale erscheinen, gedrungenen Baues, festen Ganges, gerötheten Antlitzes und von derber Sprache und Sitte; fragte man nach, so waren es die Palatine, die Grafen und Fürsten aus dem Neckarthale. Die Ritter in diesen Gauen machten Deutschland von sich sprechen, und mehr als ein Reichstag beschäftigte sich mit den Händeln

die „die Landschaden von Neckar-Steinach,“ ein unverbesserliches Raubrittergeschlecht, über die Städte und Gauen brachten. Noch jetzt sind die kleinen Burgen sichtbar, die auf hoher Felsenspitze wie Vogelnester angeheftet, diesen Landfriedenbrechern zum Asyl dienten, von wo aus sie Flüsse und Straßen unsicher machten. Aber diese Ritter, die so wild und unbändig waren, wenn es galt, gegen die Beschlüsse und Verordnungen des Reichsoberhaupts anzukämpfen, oder das Eigenthum der reichen Städter anzugreifen, gaben oft edelsinnig einem verfolgten Manne das Geleit. So sah man Luther durch Heidelberg fliehen, nachdem der stürmische Reichstag zu Worms gegen ihn die Acht erklärt, und einer von derselben Ritterschaar, und noch dazu der verrufenste und gefürchtetste, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, beschützte den flüchtigen Reformator mit Gefahr des eigenen Lebens.

Wer die Kirchen und Klöster dieses Landes geschaut, findet auch in ihnen einen eigenthümlichen Geist ausgesprochen. Es ist als müsse sich die Andacht mit besonderer Vorliebe in die kühle Tiefe dieser Kapellen und Gotteshäuser versenken, vor deren offenen Thüren grüne Waldschatten flüstern. Wenn den Wanderer ein weiter Weg durchs Gebirge geführt hat, so sieht er plötzlich in Thalesenge ein Kirchlein vor sich stehen, aus dem lieb-

licher Gesang schallt, ähnlich wie süßer Duft aus dem Kelch einer stillen Waldblume. Er geht hinein und sieht den Priester am Altar, von wenigen Gruppen Landvolks umgeben, die uralten Gesänge und Lieder vortragen, an denen Geschlecht auf Geschlecht erstarkt und freudigen Muthes voll geworden ist. Sitte und Religion haben sich wenig geändert seit undenklichen Zeiten. Wie Frankreich in seinen Thälern der Provence, in seinem Quell von Vaucluse und dem Thal, in dem Avignon liegt, einen für alle Zeiten poetischen Garten von der Natur selbst angepflanzt erhalten hat, so ist das schöne Neckarthal, der Wolfsbrunnen und die blüthengesegnete Bergstraße der poetische Garten Deutschlands, und immerdar hat man diese heiteren Flußgestade, diese warmen Ebenen, diese Thäler voll Wunder der Schönheit von den Dichtern aller Jahrhunderte durchwandert gesehen. Göthe trug hierher seine Leier, als er ermüdet und gedrückt durch den Staub und die rastlose Geschäftigkeit seiner Vaterstadt, die Frische und die Stille einer schönen Natur aufsuchte. Hier war es, wo er träumend in den alten Ruinen des Schlosses zu Heidelberg die markigen, von flüssiger Poesie durchströmten Gestalten seines „Götz" schuf, wo ihm in ihrer ganzen Herrlichkeit die Zeit des alten Deutschland aufging, mit dem Tumult seiner Reichstage, dem Siegesgepränge seiner Feste, den Käm-

pfen seiner edlen und freien Männer und dem keuschen Liebreiz seiner Frauen. Hier war es, wo Götz mitsammt seiner Burg, mit seinem Weibe, mit seinem Knappen Georg vor ihm aus dem Boden stieg; hier war es, wo er Weißlingens höfische Falschheit, des Bischofs von Bamberg gelehrten Pedantismus und den wollüstigen Intriguengeist einer Adelheit lebendig seinem Geiste sich vergegenwärtigen fühlte. Und in der That, man kann diesen schönen Boden nicht betreten, ohne dichterische Eingebungen zu empfangen.

Die Pfalz, wie sie nachmals erschien, als die Zeit der Götze vorüber war, zeigte sich zwar nicht in ihrer Natur, wol aber in ihrem äußern Anstrich verändert. Der eitle und prahlerische Hof Carl Theodors rief in diese stillen Thäler, zu diesen ehrwürdigen Stätten alter deutscher Gesittung das ganze schimmernde Gepränge einer Welt, wie sie hier noch nicht geschaut worden. Aus den geöffneten Thüren der Palläste der Fürsten floß ein bunter Strom hervor, eine Schaar koketter Frauen, dicker Abbates, hungriger Spieler, flatternder Tänzerinnen und vornehmer Gauner. Diese neuen Gäste breiteten sich übers ganze Land aus. Während es in dem Saal der neuen Hofburg zu Mannheim vom Getöse der Geigen, vom Klang der Flöten und der Pauken wiederhallte, verirrten sich flüchtige Liebespaare in die

stillen Neckarthäler und trugen in die Schatten dieser keuschen, dämmernden, blüthenwarmen Grotten die Laster und die Melodien des alten Frankreichs. In dem Garten zu Schwetzingen erblühte ein deutsches Versailles, ein deutscher Hirschpark und die ehrwürdige, alte Pfalz wurde gebrannntschatzt und ausgesogen von den entartetsten Kindern des entarteten Jahrhunderts.

Von diesem Wesen verschont, genoß allein die alte Burg zu Heidelberg einer tiefen Ruhe und Stille. Die neue Zeit ging an dieser ehrwürdigen Stätte ohne sie anzutasten vorüber, und daher kommt es, daß wir so glücklich sind, diese schöne Ruine noch völlig mit dem Stempel jenes Jahrhunderts, aus dem unsere Elisabeth Charlotte stammt, geziert zu sehen. Diese arme Prinzessin mußte erleben, daß ihretwegen ihr schönes Vaterland und besonders ihr geliebtes Heidelberg arg verwüstet wurde, und zwar von dem Volke, zu dem sie gezogen war, in dessen Fürstenhaus sie als Mitglied aufgenommen worden. —

Die Geschicke, die Elisabeth in ihrem Vaterhause erlebte, waren keine freudigen. Der Vater lebte in Unfrieden mit der Mutter, von der er sich später scheiden ließ, um die liebenswürdige, sanfte Louise von Degenfeld, die er zu einer Raugräfin von der Pfalz erhob, zu heirathen. Elisabeth wurde, wahrscheinlich um nicht

Zeuge der ärgerlichen Auftritte im väterlichen Hause sein zu dürfen, zu ihrer Tante nach Hannover, jener würdigen Churfürstin Sophie, die eine so bedeutende und versöhnende Rolle in dem zerrütteten Haushalt ihres Stammes übernahm, gesendet. Die Churfürstin nahm sie liebreich auf und flöste dem kindlichen Geiste frühzeitig Liebe und Achtung für Kunst und Wissenschaft ein. Elisabeth wurde keine Gelehrte, sie nahm selbst von der Schulbildung, die man ihr gab, nur ein sehr dürftiges Theil an, allein ihr natürlicher Verstand erhielt durch jene einsichtsvolle Leitung das was ungleich höher zu achten ist, als der Schimmer eines gelehrten Wissens, die Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit des Urtheils über alle Gegenstände des Lebens und des Gedankens; und dieses herrliche, durchweg gesunde Urtheil macht Elisabeth Charlotte gerade zu dem besondern und ausgezeichneten Weibe, das sie ist.

Wir haben bereits aus einem andern Aufsatz in dieser Sammlung gesehen, wie es an dem Hofe von Hannover damals zuging. Eine Schule der guten Sitten war dieser Hof nicht; Elisabeth Charlotte hatte früh Gelegenheit ihr beobachtendes Auge auf Personen und Verhältnisse zu richten, bei denen die Licenz vorherrschte und die Moral zurücktrat. Die ehrliche Pfälzerin nimmt bald soviel Klugheit an, daß sie schweigt,

wo das Reden weder ihr noch Andern Nutzen bringt, aber sie behält nichtsdestoweniger ihre scharf ausgeprägte Ansicht für sich, und da sie schon frühe das Bedürfniß fühlt sich brieflich mitzutheilen, schreibt sie, mit der Tante in einem und demselben Schlosse wohnend, nur einige Zimmer von dieser getrennt, ihr Briefe, und gibt sie einem vertrauten Pagen zur Besorgung ab. Die Churfürstin begünstigt diesen Hang der Nichte mehr als sie sollte, und dadurch wird bei Elisabeth jene Lust an kleinen Heimlichkeiten, an einem unschuldigen Intriguenspiel genährt, das ihr später am französischen Hofe, wo die Intrigue immer gehässig, die Heimlichkeit stets bosartig war, sehr zu ihrem Schaden gereichte. „Aber ich kann es nicht lassen,“ schreibt sie an ihre Schwester, die Raugräfin Louise, „ich muß meine Gedanken allewege aufs Papier bringen, und ob ich gleich weiß, daß man meine Briefe auf der Post öffnet, so hab ich doch mein Recht geübt und meine Lust gebüßt, daß ich den Leuten die Wahrheit gesagt, und daß sie es selbst haben lesen müssen.“

Elisabeth rühmt sich, daß sie in ihrer Jugend stets ehrbar und unangefochten gelebt habe. Es war dies allerdings ehrenwerth, allein das Verdienst dabei nicht sehr groß; denn die Pfälzerin war nichts weniger wie reizend und verlockend. Die Zeit ihrer Blüthe ging an

ihr vorüber, ohne auch nur einen, selbst nicht den dürftigsten Reiz, wie er doch sonst jedem Mädchenfrühling zuertheilt wird, über sie ausgestreut zu haben. „Gott im Himmel! was ist das für ein häßlicher, kleiner Butzen, die pfälzische Prinzeß," schreibt Frau von Traubenberg an die Gräfin Königsmark, „nie in meinem Leben hab ich solch ein kraus, runzelig Affenfratz geschaut; ich beklage die Hartling (Erzieherin Elisabeths in Hannover), daß sie es mit solch Prinzeßken Tausendschön zu thun hat; aber ich muß dabei bemerken, daß Jedermann in Hannover die kleine, dicke Trudel lieb hat, und daß die Churfürstin große Stücke auf sie hält. Es soll mich lüsten zu wissen, wer sie heimführen wird? Welcher von den Prinzen? Man sagt der Duc d'Orleans; allein das hat gute Wege. In Paris weiß man, was schön ist, und wenn eine deutsche Prinzeß nach Frankreich verheirathet werden soll, so ists diese gewiß nicht; eher geht sie nach — ab, wo schon mehr als eine häßliche Krotte zur Heirath gekommen ist."

Trotz dieser Prophezeihung kam Elisabeth doch nach Frankreich. Es war jedoch nicht ihre eigne Wahl. Der Pfalzgraf, ihr Vater, glaubte sein Land durch dieses Ehebündniß gegen Frankreichs Angriffe und Eingriffe sicher zu stellen; er täuschte sich hierin, denn gerade diese Heirath, wie bekannt, gab Ludwig XIV. den Vorwand,

die schöne Pfalz durch seine Kriegsschaaren verwüsten zu lassen. Elisabeth gehorchte dem Befehl des Vaters, bemerkte aber dabei seufzend: „So bin ich denn das politische Lamm, welches für das Land soll geopfert werden.“ Sie war neunzehn Jahr alt, da die Vermählung mit dem Herzog Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwig XIV. statt fand.

Der Freiherr von Pöllnitz, der sie in Paris sah, gibt von ihr folgende Beschreibung: „Sie war sehr gesprächig und redete gut, besonders fand sie ein Vergnügen darin, ihre Muttersprache zu reden, weshalb sie gern deutsche Landsleute um sich sah. Sie schrieb fleißig an die Churfürstin von Hannover und noch viele andere Personen in Deutschland. Es waren dies nicht etwa kurze Briefe, sondern sie füllte oft 20—30 Bogen mit eigner Hand an.“

Diese Briefe dürfen wir also auf keine Weise außer Acht lassen, sie machen einen wesentlichen und unentbehrlichen Theil bei der Biographie dieser Fürstin aus. Man kann gleichsam sagen, ihre Briefe sind ihre Thaten. An dem französischen Hofe zu einer steten Antheilnahmlosigkeit an den politischen Ereignissen verurtheilt, machte sich der Drang der Thätigkeit, der in ihrer starken, energischen Natur vorwaltete, nur in ihren Briefen Luft. Alles was um sie her geschah, beobachtete sie scharf,

sagte nie zu ihrer Umgebung etwas darüber, aber in ihren Briefen ließ sie sich weitläufig über Alles und Jedes aus; ihre Briefe waren ihr Stolz, ihre Arbeit, ihre Erholung; auf ihre Briefe wies sie hin, wenn man ihr den Vorwurf machte, an einem so thätigen, bewegten und intriguenvollen Hofe eine unthätige Rolle gespielt zu haben. So lange ihre geliebte Tante, die Churfürstin Sophie lebte, waren diese Briefe, die wie Pöllnitz sagt 20—30 Bogen füllten, an diese gerichtet, und wöchentlich, gewöhnlich Montags, wurde ein solcher Monstre-Brief abgesendet; als die Churfürstin starb (1714), ging die schreibselige Feder der lieben Frau zu der Raugräfin Louise und deren Schwester Amalie über. Es waren dies die Töchter von Elisabeths Vater mit dem Fräulein Degenfeld. Dann schrieb sie noch an ihre eigne Tochter, an die vermählte Herzogin von Lothringen, dann an ihre Stieftöchter aus der ersten Ehe ihres Gemahls, an die Königin Marie Louise von Spanien (Gemahlin Carls II.), und an die Herzogin Anna Maria (Gemahlin Victor Amadeus'). Endlich schrieb sie auch an die Prinzessin von Wales, Caroline, geborne Prinzessin von Anspach, Gemahlin des nachmaligen Königs Georg II. von England (letztere Briefe wurden durch Herrn Praun im deutschen Originaltext unter dem Titel: Anekdoten von dem französischen Hofe, vorzüglich aus

den Zeiten Ludwig XIV. und des Duc Régent, aus Briefen der Madame d'Orleans, Elisabeth Charlotte, herausgegeben: Straßburg 1793). Außer diesen mehr oder minder gesammelten und bekannt gewordenen Briefen sind noch unzählige andere, von deren Existenz man weiß, die aber nicht ans Licht der Oeffentlichkeit haben gezogen werden können; so die Briefe der Prinzessin an den berühmten Philosophen Leibnitz, dem Freunde der Tante Sophie. Der Verlust gerade dieser Briefe ist jedoch, unserer Ansicht nach, nicht so sehr zu beklagen, denn Philosophiren oder überhaupt das Geistreichthum war unserer Elisabeth Sache nicht. Ihr gesunder Verstand, ihr richtiges, scharfes Urtheil übte und erprobte sich an den wirklichen Dingen um sie her, zu den Gebilden der spekulativen Betrachtung, zu einer philosophischen Disciplin durfte sie sich nicht versteigen. Sie hat also wahrscheinlich dem Philosophen nur banale Phrasen geschrieben, so wie jede Prinzeß sie zu schreiben pflegt, die durch ihre Verhältnisse gezwungen ist, an einen berühmten Professor oder großen Gelehrten für ein übersendetes Buch einige Worte zu richten. Ihre Briefe an die Raugräfin Louise sind ohne Zweifel die, in denen sie sich am offensten über den französischen Hof ausspricht, und von diesen gerade ist eine große Sammlung uns erhalten. Es ist unmöglich, aus diesen Briefen den

Ton der rücksichtlosen Derbheit zu verbannen, der sie charakterisirt und der oft zu einem Grade steigt, daß man sich in eine Dorfschenke oder in eine Reitbahn versetzt zu sehen glaubt. Wenn nicht der Zug von Herzensehrlichkeit und trefflicher, reiner Gesinnung und ächter Tugend und Wahrheitliebe immerdar vorherrschte, so würde Einem die gute Prinzeß manchmal recht zuwider werden, denn die plumpe Roheit in Ausdruck und Auffassung geht oft gar zu weit. Wenn man diese Derbheit geradezu immer „deutsch" nennt und sie als „deutsch" lobt, so ist man im Irrthum. Das deutsche Element schließt nicht die Feinheit, die Grazie und den Anstand aus; wir haben deutsche Fürstentöchter gesehen, die die Tugenden, an denen Elisabeth reich war, mit all der Grazie der so mit Recht hochgerühmten französischen Bildung zu vereinen wußten. Man muß also bei Elisabeth nicht rühmen, was nicht zu rühmen ist, und sie ist nicht deutsch, weil sie derb und bisweilen roh ist, sondern sie ist deutsch, weil sie treu in Glauben und Sitte, rechtlich und beharrlich in Gesinnung und That ist, und weil sie jene rührende Heimatliebe im Herzen trägt, die recht eigentlich ein Vorrecht und Kennzeichen deutscher Naturen ist.

Hier zuerst ein Brief, den sie an ihre Halbschwester, an die Raugräfin Amalie Louise, deren Namen sie

abgekürzt „Amelise“ nennt, schreibt, und in dem von ihren Ansichten über religiösen Kultus die Rede ist. Sie spricht hierin derb und geradhinaus über Fragen, die gerade damals, am Anfang des Jahrhunderts die gelehrte und fromme Welt am Hofe des alternden Ludwigs XIV. sehr in Bewegung setzten.

„Ich habe das gute Werk, die Fasten zu halten, nicht gethan; ich kann das Fischessen nicht vertragen, und bin gar wohl persuadirt, daß man besser Werk thun kann, als seinen Magen verderben mit zu viel Fischessen. — Die Prediger sagen auf den Kanzeln was sie sagen müssen, aber nicht allemal was sie denken oder wissen. Ich gestehe, daß das Zeitliche nicht viel werth ist, aber das Ewige und Himmlische ist schwer zu verstehen, und ich halte es vor eine pure Gnade Gottes, wen der Allmächtige erleuchtet, das Himmlische zu verstehen. Ich glaube, man muß Gott fleißig darum bitten, hernach aber auch sich nicht viel quälen was Andre thun; ein Jeder hat in dieser Welt seine Plage; Gott allein weiß, warum er Alles so geordnet hat, und wie er Jedem seine Zeit und seine Stunden gesetzt hat: dem ergeb ich mich in Allem. — — Seid Ihr denn so einfältig, liebste Amelise, daß Ihr meint, daß die Katholischen keinen rechten Grund des Christenthums haben? Glaubt mir, der Christen Grund ist bei allen christlichen

Religionen derselbe; was den Unterschied anlangt, ist's nur Pfaffen Gezänk, so die ehrlichen Leute nie angeht, aber was uns angeht, ist wohl und christlich zu leben, barmherzig sein, und uns der Charität und Tugend befleißigen. Darauf sollten sich die Herren Prediger befleißigen, dieses den Christen einzuprägen und nicht nachzugrübeln auf alle Punkte, wie sie verstanden werden; aber das würde der Herren Autorität mindern, darum legen sie sich nur auf dieses, und nicht auf das Vornehmste und Nothwendigste." —

Wir lassen jetzt mehre Briefe, und zwar wie der Zufall sie uns aus der reichen Sammlung (Briefe der Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise 1676—1722. Herausgegeben von W. Menzel) in die Hand gibt, folgen. Es werden abwechselnd in denselben die Sitten des damaligen französischen Hofes und die innere Einrichtung des Haushalts der Prinzessin, hier und da auch die öffentlichen Angelegenheiten besprochen. Hier zuerst ein Brief, in dem sie ihre tägliche Lebensweise schildert.

„Meint Ihr, liebe Louise, daß ich allezeit in Freuden und Divertissement lebe? Nein, wahrlich. Ich will Euch sagen wie mein Leben ist. Um 9 stehe ich ordinari auf, gehe wo Ihr wohl rathen könnt, hernach bete ich, nachdem ich gebetet lese ich drei Kapitel in der Bibel,

eines vom alten Testament, einen Psalm und ein Kapitel im neuen Testament. Hernach kleide ich mich. Bei meinem Auffsetzen kommen viel Mannsleute vom Hof zu mir. Um halb eilf gehe ich wieder in mein Kabinet, lese und schreibe, wenn nicht mehr Leute kommen; kommen mehr Leute, so entretenire ich sie bis um zwölf Uhr, wo ich in die Kirch gehe. Wenn ich wieder komme, so esse ich zu Mittag, nämlich um 1 Uhr, bin ordinari $^3/_4$ Stund an Tafel mit großer Langeweile, denn ich finde nichts trauriger als allein essen, und daß Leute um Einen herumstehen und sehen Einem ins Maul. Ob ich schon 43 Jahr hier bin, kann ich mich doch an dies elende Essen nicht gewöhnen. Nach dem Essen gehe ich in mein Kabinet, ruhe ein halb Stündchen aus, hernach lese oder schreibe ich bis daß man zur Tafel geht zum König. Abends legen die Damen ihre Visiten ab, nachmittags kommen meine Damen und spielen bis um 9 Uhr ein hombre oder berlan, ganz nahe bei meiner Tafel, dem sehe ich etlichemal zu, etlichemal kommt Mad. d'Orleans um 9, auch etlichemal die Duchesse de Berry. Nach $^3/_4$ auf 10 kommt mein Sohn, dann gehen wir miteinander zu des Königs Nachtessen, stellen uns an unsern Platz an der Tafel, bis der König kommt. Etlichemal kommt er nicht vor halb 11, da stehen wir denn, oder sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Nach dem

Essen geht man in des Königs Kammer, da bleibt man ein Vaterunser lang stehen, hernach macht der König ein reverentz und geht in sein Kabinet, und wir folgen ihm; ich aber nur seitdem der letzte Dauphin todt, da spricht der König, um halb 12 gibt er uns den Abschied, und ein Jedes geht in seine Kammer. Ich gehe zu Bett, aber Mad. la Duchesse fängt alsdann erst ihr Spiel an, welches die ganze Nacht durch währet bis an den Tag. In den Zeiten, wo man Komödie hat, geh ich um 7 hinunter, und nach der Komödie zu des Königs Nachtessen. Jagt man, so stehe ich um 8 auf und um 11 Uhr in die Kirch, esse um halb 12, um 1 geht man auf die Jagd; nach der Jagd ziehe ich mich wieder an, das währet ein Stündchen, hernach schreibe ich; denn alle Woche habe ich noch zu schreiben, Sonntag, Dienstag und Freitag an meine Tochter, Montag an die Königin von Spanien und Sicilien, Mittwoch an die Herzogin von Hannover. — Wir werden einander wol nicht wieder sehen als in jener Welt, im Thale Josaphat. Was will man thun, man muß sich wol in den Willen Gottes ergeben. Das Hofleben macht die Menschen besser kennen, und wenn man sie besser kennt, hat man mehr Abscheu vor ihnen als Liebe, denn man wird alle Falschheit und Bosheit gewahr, das verleidet alle Lust, und macht die Einsamkeit lieber."

„Herzallerliebste Louise — von Fontainebleau will ich nichts mehr sagen, das ist nun vorbei, allein es ist gewiß, daß ich es vor den angenehmsten Ort von ganz Frankreich halte, und was mir noch daran gefällt, daß er ganz teutsch aussieht. Ich bin auch gar wohl logirt, habe eine raisonnable salle des gardes, eine antichambre, so groß genug ist um drinnen zu essen, eine große Schlafkammer, auch eine kleine mit einem Alkove, worin ich schlief als Monsieur, seliger, noch lebte, und schön Kabinet, wo es im heißen Sommer nie heiß ist, eine kleine Garderobe wo mein, mit Verlaub, Nachtstuhl ist, das hat ein degagement auf den Balkon und Graben. Hernach hab ich noch bei meiner Kammer zwei andere Kabinette, die leihe ich meiner dame datour, Mad. de Chastautier, denn sie ist so abscheulich hoch logirt, daß es gar zu ungemächlich für sie wäre, so oft des Tages auf und abzusteigen. Durch die Fenster in meiner Kammer kann ich Alles sehen, was in dem Hof, so man la Cour de Loval heißt, passiret, und im Kabinet sehe ich Alles, was im Vorhof, so man la Cour des cuisines heißt, vorgeht, und auch im Hof de la conciergerie, wo gar viele Leute logiren; also kann Einem dort die Zeit keinen Augenblick lang fallen. — Vergangenen Freitag ist mir eine possirliche avanture begegnet, so ich Euch doch erzählen muß. Wie wir au rendezvous kommen,

wurde mir abscheulich noth zu p—; ich ließ mich ganz an's andere Eck vom Walde führen, und steige hinter einer der Hecken ab, aber seht wie der Teufel sein Spiel treibt, ich hatte noch nicht sobald angefangen zu p—, so schickt er den Hirsch gerade wo ich war. Da wurde mir so bang, daß die ganze Jagd folgen würde, daß ich geschwind wieder zu der Calesch eilen wollte, allein ein Brombeerstrauch wickelte sich um meinen Fuß und ich platsch hin wie eine Krotte, that mir aber kein Wehe, denn es sind so viele Blätter im Holz, daß man darein wie in ein Federbette fällt. Ich mußte aber um Hülfe rufen, denn ich war so eingewickelt, daß ich nicht allein aufstehen konnte; dann blieb ich bei der Jagd, die noch zwei Stunden dauerte, und gar schön war."

(Marly d. 11. Octr. 1714.)

— „Mittwoch hab ich einen solchen abscheulichen Schrecken gehabt, daß ich noch nicht davon ersetzt bin. Wie ich nach dem Essen in mein Kabinet saß, kam ein Kammerdiener von meinem Sohne dahergelaufen, ist bleich wie ein Tod und ruft: «ah madame, monsieur se trouve si mal qu'il vient d'evanouir sans cognaissance!» Ihr könnt leicht denken, liebe Louise, welch einen abscheulichen Schrecken mir dieses verursacht; ich sprang auf, lief an die steig, wie ich an die steig kam, zittere ich so erschrecklich, daß ich nicht steigen konnte, mußte

porteur erwarten, um mich hinauf tragen zu lassen. Ich war so bleich und alterirt, daß meine Damen meinten, ich würde auch ohnmächtig werden. Was mich so sehr erschreckt hatte war, daß mein Sohn, wie er nur vier Jahr alt war, hatte er einen formellen Schlagfluß gehabt, und wie nun nichts gemeiner ist als Schlagfluß, so hab ich gemeint meinen Sohn todt zu finden. Wie ich in die Kammer kam, sah ich ihm gleich ins Gesicht; er lachte, sahe nicht übel aus, ich sahe übler aus als mein Sohn. Er hatte nichts überzwergs an den Augen, noch den Mund schief, auch die Zunge nicht schwer, redete so nett als ordinairie, daß erweiset wohl, daß es, Gott sei Dank, nur eine Ohnmacht gewesen, welche daher kommen, daß er mit einem abscheulichen Husten und Schnuppen bei seiner Tochter wie ein Wolf gefressen und noch mehr gesoffen, wie es leider immer dort hergeht, darauf ist er gleich in sein Kammer und hat sich bei einem groß Feuer in eine gar warme Kammer gesetzt und ist gleich entschlafen; wie er aber wieder wacker geworden, hat er sich übel befunden, (wie leicht zu glauben,) und ist ohnmächtig geworden."

(Versaille d. 2. December 1714.)

— „Ich bin noch dazu (wie man in der lieben Pfalz sagt) heute gritlich wie eine Wandlaus, und hab es auch recht Ursach, aber ich kann nicht alles sagen. Nur ein

Eschantillon, nämlich, daß der König der Prinzeß des Ursin, die recht strafwürdig ist, meinen Sohn für einen Vergifter zu passiren machen, die recompensirt man und gibt ihr vierzigtausend Franken Pension, die andern zwei Ursachen, die mich so gritlich machen seind nicht besser als diese. Solche Ungerechtigkeiten machen Einem das Leben satt, man muß dazu stillschweigen, und darf nichts sagen." —

(Versaille d. 19. April 1715.)

— „Könnt Ihr Euch, liebe Louise, verwundern, daß ich etlichemal Ursach habe unlustig zu sein, nachdem Ihr meinen großen Brief gelesen, den ich an ma tante Selige unsre liebe Churfürstin durch Monsieur de Werseben geschrieben hatte. Der alte Groll wird nur mit dem Leben enden, und Alles was die Zott*) nur wird erdenken können mir bös office zu leisten, und mich zu chagriniren, das wird sie thun. Es findet sich eine neue Ursach, nämlich weil ich ihre Herzensfreundin, die die jetzige Königin in Spanien weggejagt hatte, nicht habe sehen wollen; die Ursach warum ich dies Weib nicht habe sehen wollen ist, daß mein Sohn mich darum gebeten, denn sie ist seine ärgste Feindin, und hat ihn wollen öffentlich vor einen Vergifter passiren machen.

*) Die Maintenon.

Mein Sohn hat sich nicht contentirt seine Unschuld zu beweisen, sondern er hat alle informationen ins Parlament tragen lassen, daß sie da mögen verwahret werden. Das kann die Andre mir nicht verzeihen, daß ich solch ein Weib nicht sehen will, aber wie das teutsche Sprichwort sagt: Gleich und Gleich gesellt sich gern, sprach der Teufel zum Kohlenbrenner. Ich muß mich auf alles Böse gefaßt machen und Geduld nehmen. Mein Sohn, so mich in dies Labirint geführt, führt mich nicht heraus, aus Furcht seine Tochter in Ungnade bei der dame zu bringen, aber hiermit genug von diesen verdrießlichen Sachen. Es ist ein Elend, wenn die Leute mit welchen man muß zu thun haben, keine raison wollen annehmen. Wenn man durch Trübsal selig wird, habe ich an meiner Seligkeit gar nicht zu zweifeln, denn deren hab ich hier im Lande viel mehr ausgestanden als Lust und Freuden, das weiß Gott! Wenn es ein Zeichen ist, daß man von Gott geliebt ist, wenn man der Welt überdrüssig ist, so hat mich Gott, der Allmächtige, gewiß sehr lieb, denn man kann der Welt nicht überdrüssiger sein als ichs bin.“ —

(Versaille d. 10. Mai 1715.)

— „Wir sind diesen Nachmittag lang in der Kirch gewesen, weil es heute Himmelfahrtstag ist. Mein Gott, wie gehn die Zeiten vorbei: vor zweiundfunfzig Jahren

war ich den Himmelfahrtstag in Cleve auf meiner Rückreise in die liebe Pfalz. Aber an diese glücklichen Zeiten will ich nicht mehr denken. Seid versichert, liebe Louise, daß, wenn es mir möglich ist, fehle ich nicht Euch lange Briefe zu schreiben, aber das mögt Ihr mir wol keinen Dank wissen, denn ich thue es gar gern. Ach liebe Louise, ich habe ja schier Niemand mehr als Euch, so sich in ganz Teutschland für mich interessirt; alles ist mir ja leider abgestorben. Wenn ich's betrachte, finde ich mich oft als wenn ich vom Himmel gefallen wäre. Ich bin Euch sehr verobligirt zu wünschen, daß Alles nach meinem Wunsche gehen möge, aber liebe Louise, das kann von Ausländern uns Fremden hier nie geschehen; muß nur das noch sagen, daß man es hier für eine Ehre hält, keine Verwandte zu lieben; die es thun, sagt man, sind bürgerlich." —

(Marly d. 30. Mai 1715.)

— „Man führte zwei neue Prinzen, zu Paris angekommen bei mir ein, ein Fürst von Anhalt, und einer von Ostfriesland, welche, die Wahrheit zu bekennen, zwei so häßliche Schatzer sein, als ich in meinem Leben gesehen habe. Der Erste ist dürr wie ein Holz, hat eine ganz weiße crepirte peruque und feuerrothe Augen und voll Kinderblattermäler, eine Naht an der andern. Er ist so mager, daß er krumm gebogen ist, und hat

ein abscheulich Maul und gar wüste Zähne; der von Ostfriesland ist dick, den Kopf in den Achseln, und das ganze Gesicht in Fett versunken, die Nas' dick und platt — Summa sie sein beide gar häßlich." —

— „Ich hatte eine von meines Sohnes Töchtern mit mir genommen, die ihr Leben keine Jagd gesehen. Es war die Dritte von den Lebendigen, denn die Erste ist längst todt, sie hat keine drei Jahr gelebt. Man heißt diese Mademoiselle de Valois; es ist ein Mädchen von vierzehn Jahren. Wie sie noch ein Kind war, meinte ich sie würde recht schön werden, aber ich bin sehr in meiner Hoffnung betrogen; es ist ihr eine große Habichtsnas' kommen, die hat alles verderbt. Sie hatte das artigste Näschen von der Welt, so ändern sich die Kinder; ich rathe aber wohl was der Grund ist, man hat ihr erlaubt Schnupftabak zu nehmen, das hat ihr die Nas' so wachsen machen. Hätte man mir geglaubt, so hätte man keines der Kinder ins Kloster gesteckt, aber ihre Frau Mutter denkt anders als ich. Die Zweite will mit aller Gewalt eine Nonne werden; das verdrießt mich und erfreut die Mutter, aber nur Geduld, ich bin gewiß, es wird ihnen Allen gereuen, so zu diesem Handel geholfen haben. Ich habe mir nichts dabei vorzuwerfen, denn ich habe mein Bestes gethan die Sache zu wehren. Zu diesem Allem wäre noch viel zu sagen,

aber es sein keine Sachen, so der post zu vertrauen sind. — Die Gräfin von Wartenberg ist noch zu Paris, und führt ein toll Leben. Ich habe sie nie gesehen, sie kommt nicht mehr an den Hof. Sie hat sich mit einem jungen Minkwitz, einem Sachsen, versprochen, der hat ihr alle ihre Juwelen gestohlen und ist damit durchgegangen. Sie hat darüber geklagt, und hat ihn wieder aus Flandern holen lassen; er hat ihr aber einen offenen Brief geschrieben, worin steht, daß, was er gethan, für keinen Diebstahl passiren könne, weil er erstlich mit ihr versprochen, zum andern hätte sie einen Polen wol fünfzigtausend Francs versprochen, weil er nur einmal die Franzosen von ihr bekommen, nun sei es gewiß, daß es ihm zweimal geschehen, also müßte er jawol doppelt bezahlt werden. Der Kavalier ist losgesprochen worden mit dem Beding, daß er die Juwelen wieder geben sollte; das hat er gethan, und sie hat die Unkosten bezahlen müssen. Keine ehrliche Dame sieht sie mehr: ein schändlicher Leben kann man nicht führen als sie führt, wird von Aller Welt verachtet und verlacht." —

(Marly 1715.)

— „Meines Sohnes Gemahlin hat einen grauen Papagei, der lernt Alles was er hört, und macht alle Menschen nach. Er weiß alle Namen von die Kammerdiener und Kammerknecht, und ruft sie so perfekt wie

ihre Herzogin. Letztemal saß er an einem Orte wo Arbeitsleute beschäftigt waren, die etlichemal nicht gar sauber reden; wie die Herzogin zu ihm kam sagte er: «Madame baise mon cul!» Ihr könnt leicht denken, welch ein Gelächter dies gab. Ich hab auch zwei Papageien, sie seind grün. Einer haßt mich wie der Teufel, kann alle Menschen leiden, mich ausgenommen, und der Andre hat mich allein lieb, und beißt alle Menschen." —

— „Meine Schwiegertochter ist gar nicht meines Humors. Sie will, daß alle ihre Töchter Nonnen werden; sie ist nicht so einfältig, daß sie meint, daß das ihre Töchter eher in den Himmel brächte, es ist nur pure Faulheit, denn sie ist das faulste Mensch von der Welt. Sie fürchtet, wenn sie ihre Töchter bei sich hat, müßte sie für ihre Erziehung sorgen, und die Mühe mag sie sich nicht geben; sie hat dies mir selbst gestanden. — Nichts in der Welt ekelt mich mehr an als der Schnupftabak; er macht häßliche Nasen und durch die Nas' reden, und abscheulich stinken. Ich habe Leute hier gesehen, so den süßesten Athem von der Welt hatten, und nachdem sie sich dem Tabak ergeben, seind sie in sechs Monden stinkend geworden wie die Böcke. Ich finde nichts häßlicher als Tabak nehmen und die Nase zu haben, als wenn sie, mit Verlaub, in Dreck gefallen wäre. —

Ich habe lange nichts von der Gräfin von Wartenberg gehört, aber man meint, daß es nicht richtig mit ihr und ihrem Sohne gehe. Es ist schon ein Junge über funfzehn Jahren, und sie will nicht leiden, daß er anderswo als in ihrem Bette schlafen soll. Man hat sie gewarnt, daß die Leute übel davon reden, aber sie fragt nichts darnach. — Ich weiß Eurem Herrn Schwager recht Dank, daß er noch so gut teutsch ist. Ich kann nicht leiden, wenn die Teutschen anders als teutsch sein wollen, und ihre Nation verachten. Die so sein, taugen ordinari nicht ein Haar. — Wenn Ihr wüßtet, liebe Louise, wie Alles hier ist, Ihr würdet es Euch kein Wunder nehmen, daß ich so einsam lebe. Ich kann und mag nicht spielen, und wer nicht spielt zu dem kommt man nicht gern. Conversation ist gar keine Mode mehr. Alle Menschen sind so scheu und fürchten sich so sehr zu reden, daß Eines den Andern scheut. Ich bin nicht in dem Alter mit jungen Bursch herumzuspringen. Was Leute von meinem Alter seind bei der allmächtigen Damen, (die Maintenon) deren Favoritin ich gar nicht bin, und so muß ich jawol allein bleiben, liebe es, und gebe mir keine Mühe, denn die Gesellschaften seind mir eher verdrießlich als angenehm. Wenn man nicht offenherzig reden kann, und nur vom Wetter oder vom Spielen, oder von Kleidern, das werde ich gleich müde: bin viel

lieber allein. Mit Intriguen kann und will ich nichts zu thun haben." —

(Versaille 1715.)

— „Herzallerliebste Louise, ob ich zwar in einer solchen abscheulichen Betrübniß bin, daß ich nicht weiß was ich thue oder rede, so will ich doch auf Euer liebes Schreiben antworten, muß aber vorher sagen, daß wir gestern das betrübte und touchante spectacle gesehen haben, so man sein Leben sehen wird, nämlich unser lieber König, nachdem er sich zum Tode bereitet, und wie es hier der Brauch ist, seine letzten Sacramenten empfangen, vorgestern um 8 Uhr Abends, und Alles ordiniret wie er es nach seinem Tode will gehalten haben, hat den jungen Dauphin holen lassen, ihm seinen Segen gegeben und zugesprochen; hernach hat er die Duchesse de Berry, mich und alle seine anderen Töchter und Enkel kommen lassen. Er hat mir mit solchen tendren Worten adieu gesagt, daß ich mich noch selbst verwundere, wie ich nicht stracks ohnmächtig worden bin. Er hat mich versichert, daß er mich allezeit geliebt habe, und zwar mehr als ich selber gemeint, daß es ihm leid sei, wenn er mir jemals chagrin gegeben. Er bäte, ich solle mich seiner doch einigemal erinnern, welches er glaubte, daß ich's thun werde, weil er persuadirt sei, daß ich ihn allezeit lieb gehabt. Ich warf mich auf die Knien,

nahm seine Hand und küßte sie. Er ambrasirte mich. Hernach sprach er zu den Andern; er sagte, er recommandire ihnen die Einigkeit; ich meinte er sagte es zu mir, und sagte, daß ich Se. Maj. in diesem und all meinem Leben gehorsamen würde, er drehete sich um, lächelte und sagte: ich sage dies nicht Euch, ich weiß, daß Ihr's nicht von nöthen habt und viel zu raisonnable dazu seid, ich sage es zu den anderen Prinzessinnen. Meinem Sohn hat er Alles anbefohlen, und ihn zum Regenten gemacht mit solcher tendresse, daß es durch die Seele dringt." —

(Versaille d. 27. August 1715.)

— „Ach liebe Louise, mich wundert nicht, daß Euch unsers guten Königs Tod zu Herzen gegangen. Was ich Euch davon geschrieben, ist nicht zu vergleichen mit dem, was wir leider gehört und gesehen haben. Der König war von sich selber gut und gerecht, allein das alte Weib hatte es ihm eingeprägt, daß es Niemand gut mit ihm meint als sie und seine Minister, so daß er Niemand als ihr, seinem Beichtvater und seinen Ministern getrauet, und wie der gute König nicht gelehrt war, also hat der Jesuit und das alte Weib in geistlichen Sachen, und die Minister in weltlichen Sachen dem König alles weiß gemacht, was sie gewollt haben, und die Minister waren meistentheils der alten Zott Creaturen.

Also kann ich mit Wahrheit sagen, daß Alles was Böses geschehen, nicht vom König kommen. Man hat ihm weiß gemacht seine Seligkeit bestehe darauf, und Ihr wißt, liebste Louise, wenn man hiervon persuadirt ist, ist man nicht zu abussiren. — Mein Sohn hat wol andre Sachen zu thun, als an meine Lust und an mein Vergnügen zu gedenken. Er hat's wol vonnöthen, daß man Gott fleißig für ihn bittet; mich deucht er ist sehr resolviret des Königs letzter ordre zu folgen, und friedlich mit seinen Nachbarn zu leben. Ich glaube, daß wenn es allein bei meinem Sohne stände, daß er gerne allen Bedrängten beistehen wollte, aber viel Sachen werden nicht durchaus bei ihm stehen, und um zu zeigen, daß er nicht alles aus seiner eignen fantaisie regieren will, so hat er schon unterschiedliche Räthe gestiftet, einen für die Staatssachen, einen Rath für die geistlichen Sachen, einen für die fremden affairen, einen für Kriegssachen; also kann er nichts thun als was hierin beschlossen wird werden, und es wird schwer zu glauben sein, daß der geistliche Rath, so in Pfaffen bestehen wird, favorable für die Refugirten sein wird. Ich habe mir vorgesetzt, mich in nichts in der Welt zu mischen. Frankreich ist gar zu lange leider (unter uns geredet!) durch Weiber regiert worden, ich will nicht Ursach sein, was mich anlangt, daß man dasselbe von meinem Sohn sagen

mag. Ich will das gute exempel geben, meinem Sohn dadurch die Augen zu öffnen sich von keinem Weibe, welches es auch sein mag, regieren zu lassen.“ —

— „Wenn Ihr alle Partikularitäten von meinem Leben wissen solltet, würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß ich nicht lustig bin, sondern vielmehr wie ich nicht trauriger bin als ich bin. Ich denke oft an das Lutherische Lied, und singe es manchmal:

Soll's ja so sein
Daß Straf' und Pein
Auf Sünden folgen müssen;
So fahre fort,
Und schone dort —
Und laß mich hier wohl büßen.“ —

(Paris d. 15. Octbr. 1715.)

— „Gestern hat mir eine Straßburger Frau eine Schüssel mit Sauerkraut und Speck gegeben und eine Ente drin. Es war nicht schlimm, aber das Kraut war französisch Kraut, welches bei weitem nicht so gut ist als unser teutsch Kraut, hat wenig Geschmack, und ist auch gröber geschnitten, denn man hat hier nicht die Messer, mit denen man es herein schneiden soll. — Die histoire von der dame, die einen Schiffmann geheurathet, ist possirlich, und gemahnt mich an eine, so diesen Sommer vorgegangen. Eine Dame, so Madame de Rosière

heißt, wollte ein Fräulein besuchen, das in der Nachbarschaft wohnt und vom Haus Choiseul war. Man sagt, sie solle hinauf in ihre Kammer gehn, wie sie in die Kammer kommt, findet sie Mademoiselle de Choiseul im Bett mit ihrem Gärtner, der grand Colas heißt. Madame de Rosière erschrickt und sagt: «ah bon Dieu Mademoiselle qu'est ce que mon jardinier fait dans votre lit?» Mademoiselle de Choiseul antwortet, er wäre in ihrem Bette weil er ihr Mann wäre, und sie hätte ihn aus recognaissance geheirathet, weil sie etliche Tage vorher ins Wasser gefallen wäre, und grand Colas allein wäre ihr zu Hülfe gekommen und hätte ihr das Leben gerettet, also hätte sie nicht gewußt wie sie ihm Erkenntlichkeit erweisen sollte, als ihn zu heirathen, welches sie gegen aller ihrer Verwandten Wissen und Willen gethan. Sie hatte ihn durch den Herzog von Lothringen anobilisiren lassen; das ist nicht angegangen, sie hat es darauf bei dem Könige ersucht, das hat auch gefehlt, also ist sie «fière mademoiselle de Choiseul, dame grand Colas» geblieben. — Herr Leibnitz, dem ich etlichemal schreibe, gibt mir die vanitet, daß ich nicht übel teutsch schreibe; das tröstet mich recht, denn ich würde recht betrübt sein, wenn ich es vergessen sollte.“ —

— „Der Graf von Nassau hat zwanzigtausend Francs verspielt mit etlichen Damen hier; ich glaub sie

haben ihn ein wenig beschissen, mit Verlaub, denn sie haben die Reputation wohl spielen zu können.“ —

— „Madame de Bery ißt wenig zu Mittag, aber wie wäre es möglich daß sie recht essen könnte, sie liegt im Bett und frißt einen Haufen Käsekuchen allerhand Gattung, steht nie vor zwölf auf, um zwei geht sie an Tafel, ißt wenig, um drei geht sie von Tafel, thut keinen Schritt; um vier bringt man ihr allerhand zu fressen, Salat, Käsekuchen, Obst; Abends um zehn geht sie zum Nachtessen, frißt bis um zwölf, um ein oder zwei geht sie zu Bett. Um zu verdauen trinkt sie den stärksten Brandwein. — Alle junge Leute, Manns- und Weibspersonen führen ein toll Leben in Frankreich; je unordentlicher, je besser. Das soll artig sein, ich kanns aber gar nicht finden. Sie folgen meinem Exempel nicht, regulirte Stunden zu halten, und ich werde gewiß ihrem Exempel nicht folgen; kommt mir säuisch und wie Schweine vor.“ —

(St. Clou d. 18. Decbr. 1717.)

Den Auszug aus den Briefen, den wir noch um Vieles vermehren könnten, denn die Sammlung, aus der wir zunächst geschöpft, weil diese Briefe die unzweifelhaft ächtesten sind (sie stammen aus dem v. Degenfeld’schen Familienarchiv), ist sehr reichhaltig, wollen wir hiermit dennoch beschließen, indem schon, unserer Ansicht

nach, genug gegeben worden, um den Styl und die eigenthümliche Auffassungsart im Verkehr mit Personen und herrschenden Meinungen der Briefstellerin darzulegen. Was wir jetzt hinzusetzen wollen, ist zwar ebenfalls Briefen und Memoiren, theils der Prinzessin, theils ihrer Zeitgenossen entlehnt, nur in Kürze zusammengezogen, um ein prägnanteres Bild dem Beschauer zu geben.

Als Elisabeth an den Hof kam, fand sie einen Gemahl, der sie gar nicht mochte und Alles that um sie zu bewegen wieder gutwillig zurückzugehen dahin von wo sie gekommen war; allein Elisabeth war nicht die Person, die sich heimschicken ließ. War sie einmal gekommen, so wollte sie bleiben, war sie einmal die ehelich angetraute Frau eines Mannes, so wollte sie ihm treu und ergeben zur Seite stehen. Ludwig XIV. Bruder muß ein Mann von höchst widrigen Eigenschaften gewesen sein. Der König war groß von Wuchs, majestätisch und zugleich anmuthig in Haltung und Geberde, Monsieur war klein, beweglich, hatte schwarzes Haar, dunkle Augen, eine große, gebogene Nase und häßliche Zähne, dabei zeigte er die Manieren einer Frau, er beschäftigte sich mit Stickereien, ordnete den Putz seiner Hofdamen und liebte weder die Jagd noch hatte er irgend eine andere männliche Passion. Die einzige Stütze, aber diese auch freilich eine sehr kräftige, fand Elisabeth

an dem König selbst, der sich ihrer annahm, und ihre erste Präsentation beim versammelten Hofe gleichsam leitete. Er blieb ihr zur Seite als sie im cercle Platz nahm, und berührte sie jedesmal leise in die Seite um ihr ein Zeichen zu geben, daß sie aufstehen solle, indem ein Prinz oder eine Prinzessin von Geblüt in den Saal trat. Elisabeth wußte sich auch besser in die Launen des Königs als in die ihres Gemahls zu schicken; sie fand dort mehr, was mit ihrer eignen Natur sympathisirte; so zum Beispiel das Vergnügen der Jagd, das sie leidenschaftlich liebte, und wo sie, um den König und sich selbst gefällig zu sein, ganze Tage lang im Gehölz zu Marly oder St. Cloud die großen Jagden, zu Pferde sitzend, mitmachte. Bei Tafel sprach der König oft nur allein mit ihr, und sie wußte ihn immer zu lachen zu machen durch ihre derben und originellen Antworten. Die anderen Prinzessinnen saßen stumm da, entweder aus Respekt, oder aus Trägheit, oder aus Mangel an lebhaftem, geselligem Geiste, nichts sprechend. Die königliche Familientafel war deshalb, wenn Elisabeth einmal zufällig wegblieb, sehr langweilig. Aber Elisabeth fehlte selten; sie war immer gesund; wenn die anderen Prinzessinnen des königlichen Hauses an tausend kleinen Uebeln, theils eingebildeten, theils wirklichen, litten, so war die derbe, deutsche Frau immer bei der

Hand, immer gleich heiter, scherzhaft und guter Laune. Man sieht aus den Briefen, welch eine Menge äußerst derber Anekdoten und muthwilliger Geschichtchen sie immer bereit hielt, und da sie zugleich von Herzen gutmüthig war und Niemand verleumdete und anschwärzte, so mochte der König gewiß gerne sie hören, und zog sie oft auch sogar zu Rath, wenn wieder einmal ein Zank im Hause ausbrach, und die tollen Weiber, die sich immer Eine die Andere beim König verklagten, gar nicht mehr zu bändigen waren.

Diese derbe und immer gleiche, aufrichtige, heitere und gesunde Sinnesart war den beiden Frauen, die das Scepter der Intrigue am Hofe in Händen hielten, äußerst zuwider, und hierin ist der Grund zu suchen, weshalb weder die Montespan noch die Maintenon sich mit Elisabeth vertragen konnten. Letztere wurde ihre declarirte Feindin, und that ihr alles nur ersinnliche Leid an. Es ist grausenvoll zu sehen, wie weit der Haß dieser Frau ging. Elisabeth hatte anfangs auch auf ihre gewohnte treuherzige Weise sich das Wohlwollen der Maintenon zu erwerben gesucht, da es ihr aber nicht gelingen wollte, war sie ehrlich genug kein Gefühl zu heucheln, das sie nicht wirklich hegte, und sie nannte die Maintenon in allen ihren Briefen hinfort nur immer „die alte Zott" oder „die Hexe" oder „das alte Weib." Spä-

ter, als Elisabeths Sohn Regent wurde, sprengte die Maintenon aus, er habe den Dauphin, die Dauphine vergiften lassen, und gehe damit um den Knaben Ludwig XV. bei Seite zu schaffen. Eine so empörende Verleumdung mußte wol das Herz einer Mutter auf das empfindlichste kränken und ihr Gefühle der Rache und des Hasses einflößen. Dennoch überwand sie sich und besuchte gleich nach dem Tode Ludwig XIV. die Maintenon, die, von aller Welt verlassen, sich nach St. Cyr zurückgezogen hatte. Als Elisabeth erschien, rief ihr die einst so Allgewaltige in herrschsüchtigem Tone zu: «Madame, que venez vous faire ici?» «Je viens, entgegnet ihr Elisabeth, mêler mes larmes avec celles de la personne que le Roi, que je regrette tant, a le plus aimé. C'est Vous, Madame.» Die Maintenon rief: «Oh pour cela ouï, il m'a beaucoup aimé, mais il Vous aimoit bien aussi!» Elisabeth erwiderte mit Stolz und Ruhe: «Il m'a fait l'honneur de me dire qu'il conservait toujours de l'amitié pour moi, quoiqu'on avait fait tout ce qu'on avait pû pour m'en faire haïe.» Ich habe, setzt sie in ihrem Briefe bei dieser Stelle hinzu, hiermit nur zeigen wollen, daß ich Alles wohl weiß, aber doch, weil ich eine Christin bin, meinen Feinden vergeben könne.

Den größten Kummer mußte es, wenn man Obiges

bedenkt, der armen Mutter machen, daß ihr einziger Sohn sich mit der unehelichen Tochter des Königs, die ihm die Montespan geboren, verlobte, und zwar auf Antrieb der Maintenon, die, um selbst sich in ihrer Stellung zu behaupten, es angemessen fand, die legitimen Abkömmlinge des königlichen Hauses mit dessen illegitimen zu verbinden. Es gelang ihr dies so wohl, daß sie den Sohn der Montespan, den Herzog du Maine, mit einer Prinzessin von Geblüt verheirathete, während sie die Schwester dieses Prinzen Elisabeths Sohne aufzwang. Die deutsche, ehrliche Frau war so erzürnt darüber, daß sie gegen diese Hofintrigue nicht siegreich durchdrang, daß sie sogar ihrem Sohne, um ihn zu zwingen von der Heirath abzustehen, Ohrfeigen gab (wie sie in einem Briefe an die Prinzessin v. Wallis meldete). Dennoch bestimmte der König, daß die Heirath geschlossen werde, und sie wurde geschlossen. Von diesem Augenblick an war Elisabeths Leben am französischen Hofe ein völlig verbittertes; sie mußte in den engen Kreis ihres Hauses und ihrer Familie ein Geschöpf aufnehmen, das alle ihr so verhaßten Untugenden und Laster der vornehmen französischen Damen des Hofes und der Gesellschaft in sich vereinigte. Wir haben in den vorstehenden Briefen einige Aeußerungen der Schwiegermutter über die Schwiegertochter gelesen. Vor allen

war Elisabeths Charakter die schlaffe Genußsucht, der Abscheu gegen die Mutterpflichten zuwider, die der jungen Herzogin von Orleans anhafteten. Nur um nicht auf einem Tabouret sitzen zu müssen, kam sie nicht zur Mutter und speiste nicht mit ihr zusammen, sie lag zu Hause im Bette, kleidete sich nie an, und wenn sie nicht schlief, und wenn sie nicht ihre einfältigen Spaßmacher und Courmacher empfing, so aß sie, und zwar mit einem ungeheuren Appetit. Ihre Kinder langweilten sie und sie ließ sie nie vor sich. Trotz des Hasses gegen diese aufgedrungene Schwiegertochter, setzte sich Elisabeth doch hartnäckig dagegen, als ihr Sohn darauf ausging sich von seiner Gemahlin zu trennen. Da war sie es, die ihn zwang mit ihr auszuharren, da er sie einmal genommen. Ueberall, so auch hier, sieht das strenge Pflichtgefühl der ernsten, derben, nach deutscher keuscher Sitte erzogenen Frau durch.

Von ihrem Gemahl erlangte Elisabeth zuletzt doch, daß er sie mit Achtung und Rücksicht behandelte. Aber, ruft sie, gerade als ich so weit gekommen, starb er mir. Dreißig Jahr hab ich gearbeitet um meinen Herrn zu gewinnen, da ich meinen Zweck erlangte, starb er. Man muß wissen was dreißig Jahre einer unglücklichen Ehe bedeuten, um unserer armen Elisabeth all das ihr zukommende Mitgefühl, und ihrer Tugend und Charakter-

stärke das gebührende Lob zu zollen. Die Albernheiten von Monsieur waren oft gar nicht zu ertragen. Nur um die Mode mitzumachen, hielt er, der die Frauen nicht liebte, sich eine Maitresse, aber, erzählt uns Elisabeth, wenn er ihr liebkoste, „zog er vorher Handschuh an.“ Von seiner Verlegenheit und Ungeschicklichkeit, wenn er bei Hofe den Fremden, die sich ihm vorstellen ließen, Fragen thun mußte, erzählt Elisabeth ebenfalls eine lustige Anekdote. Einst fragt er Jemanden: Vous venez de l'armée? — Non Monsieur, je n'ai jamais été à la guerre. — Vous venez donc de Votre maison de Campagne? fragt der Prinz darauf schon sehr ungeduldig und stammelnd. Non, je n'en ai point. — Ah, Vous demeurez donc avec votre famille à Paris? — Non, Monsieur, je ne suis point marié. — Da wendet sich denn der Prinz, ganz außer sich, um und sieht verzweifelt in die lachenden Gesichter, die ihn rings umstehen. Elisabeth rührt sich nicht vom Platz, obgleich sie wol eine passende Frage an den fremden Kavalier bereit hat; allein würde es sich wol ziemen ihrem „Herrn“ öffentlich mit gutem Rath beizuspringen. Sie schweigt und leidet bei dem Höhnen der Hofleute mehr als er.

Im Verlauf dieser unglücklichen Ehe sehen wir übrigens eine Erscheinung auftreten, die einen interessanten Beitrag zu den Sitten des achtzehnten Jahrhunderts,

besonders zu den deutschen Sitten gibt, und diese Erscheinung ist besonders charakteristisch, weil sie sich ebenso bei der Bäuerin wie bei der Fürstentochter findet; es ist nämlich dies das besonders große Gewicht, das auf das „gemeinschaftliche eheliche Lager" gelegt wird. In dem ersten Theile dieser Schilderungen haben wir gesehen eine simple Bäuerin, die Karschin, sich trostlos geberden, da ihr Mann ihr androht ein gesondertes Lager zu wählen, sie sieht dies für eine Schande und einen Schimpf an, der sie im ganzen Dorfe anrüchig machen werde, in Paris, am königlichen Hofe sehen wir eine deutsche Prinzessin ähnliche Klagen aus ähnlichem Grunde anheben. Der Herzog will in einem besondern Bette schlafen und Elisabeth, die wahrlich nicht aus Lüsternheit seine Nähe suchte, willigt nur dann erst ein, als er gleichsam öffentlich erklärt, es geschähe diese Absonderung nicht aus Widerwillen gegen die Persönlichkeit der Gattin. „Ich bin recht froh gewesen," schreibt sie, „wie mein Herr sel. gleich nach meiner Tochter Geburt lit à part gemacht hat, denn ich habe das Handwerk, Kinder zu bekommen, gar nicht geliebt. Wie mir es der Herzog proponirten, antwortete ich: Oui de bon coeur, Monsieur, jen serai très contente pourvu que Vous ne me haïssiez pas, et que Vous continuez à avoir un peu de bonté pour moi. Das versprach er mir, und

wir waren beide sehr content miteinander. Es war auch sehr verdrießlich bei Monsieur zu schlafen; er konnte nicht leiden, daß man ihn im Schlafe anrührte, mußte mich also so sehr auf den Bord legen, daß ich oft wie ein Sack aus dem Bette gefallen bin, war also herzlich froh, wie Monsieur en bonne amitié und ohne Zorn mir proponirte, daß Jeder in seinem apartement apart schlafen sollte.“ —

Monsieur hatte übrigens auch noch andere seltsame Angewohnheiten. So brachte er eine Menge Medaillen und Heiligenbilder zu sich ins Bette und manövrirte mit diesen auf eine anstößige Weise. Wenn Elisabeth ihn fragte was dies bedeuten solle, erwiderte er mit Verachtung: «Vous, qui avez été Hugenotte, Vous ne savez pas le pouvoir des réliques et des images de la sainte Vierge. Elles garantissent de tout mal les parties qu'on en frotte.»

Daß ihr Gemahl so wenig nach erweiterter Einsicht in wissenschaftlichen und gelehrten Dingen strebte, daß er den Umgang unterrichteter Personen floh und kein Buch in die Hand nahm, war Elisabeth oft ein Gegenstand der Klage, die sie brieflich ihren Freunden in den treuen Busen schüttete. Sie schob hiervon jedoch die Schuld auf Mazarin's schlimme Grundsätze über Prinzenerziehung und Annen's von Oestreich vernachlässigte Mutterpflichten.

Als sie selbst Mutter wurde, lag ihr Alles daran, ihren Kindern eine gute Erziehung zukommen zu lassen, und sie richtete deshalb ihren Blick nach Deutschland, dem Könige den Wunsch aussprechend, daß es ihr erlaubt sein möge, die Kinder am Hofe von Hannover, wo sie selbst so glückliche Jugendjahre verlebt und trefflichen Unterricht genossen, erziehen zu lassen; doch war dies den französischen Gesetzen entgegen. Der König konnte die Gewährung dieser Bitte nicht gestatten und Elisabeth mußte sich fügen, die Kinder in Paris und unter Aufsicht und Leitung französischer Erzieher und Hofmeister zu lassen. Ihre Wahl fiel auf einen Mann, dem Vertrauen geschenkt zu haben sie später oft und schmerzlich bedauert hat, auf den Abbé Dubois, verächtlichen und anrüchigen Andenkens. Dieser Dubois war aber nicht gleich das Ungeheuer, das er später wurde, er besaß angenehme und sogar empfehlende Eigenschaften, und Elisabeth glaubte, weil der Mann häßlich und durchaus nichts für die frivole Pariser Welt Empfehlendes hatte, daß es ihm Ernst sei mit den ascetischen und strengen Grundsätzen, die er predigte, und dem demüthigen und stillen Wesen, das er darlegte. Zum Unglück war Dubois' Hauptlaster das der Heuchelei, und die arglose Elisabeth, die sonst doch so scharf sah, fiel als das erste Opfer derselben.

Ihr erstes Kind, ein Sohn, dem man den Namen Herzog von Valois gegeben, starb früh, das zweite, gleichfalls ein Sohn, 1674 geboren, erhielt den Titel Herzog von Chartres, und dieser ists, der nach dem Tode Ludwigs XIV. Regent von Frankreich wurde, die Freude, der Stolz, aber auch der Schmerz der Mutter, die um ihn litt, was eine Mutter nur leiden kann, denn sie sah ihn in Laster und Thorheit versinken, sie sah den Haß des Volkes auf sein Haupt sich häufen, sie sah die Sturmwolken sich über ihn und den Thron Frankreichs zusammenziehen und es gab eine Zeit, wo sie fast stündlich die Nachricht seiner blutigen Ermordung zu vernehmen gefaßt war. Die Laster des Hofes, die sie so verabscheute, das zügellose Leben, dem ihre Seele so gram war, sollte vor ihren Augen den Gipfelpunkt seiner destruktiven Natur erreichen, und als Großpriester aller dieser Orgien, die das keusche Gemüth erzittern und die Scham auf ewig fliehen machten, sollte die arme deutsche Frau ihren eignen Sohn erblicken. Das war allerdings ein hartes Schicksal. Auf das Haupt des Geliebten die Schande und den Fluch gehäuft zu sehen, und mit den rettenden, schützenden Mutterhänden dieses Haupt doch nicht retten, dieses Herz doch nicht schützen zu können! Aber Elisabeth fand ein Mittel sich zu trösten, das eine Mutter immer zu finden pflegt, die sich

nicht anders zu retten weiß, sie schob nicht die ganze Schuld, aber doch fast die ganze auf die Umgebung ihres Sohnes, auf seine Räthe, Diener und Freunde, und über diese goß sie die ganze Schaale ihres Zorns aus, wenn ihr eine Gelegenheit dazu gegeben wurde.

Das dritte Kind, das sie gebar, war eine Tochter, Elisabeth Charlotte. („Nun ist eine zweite Liselotte in der Welt!" schreibt sie an Frau von Harling nach Hannover.) Der Herzog von Lothringen, Leopold, wurde der Gemahl dieser Tochter, und somit unsere Elisabeth die Ahnfrau des jetzt regierenden östreichischen Kaiserhauses. Diese Tochter war gutgeartet und die Mutter gibt ihr ein schönes Zeugniß, das ihre Tugenden preist. Ihre Ehe war gleichfalls nicht glücklich: der Herzog Leopold vernachlässigte sie und zog ihr eine intriguante Frau vor, die er zu seiner Geliebten machte, und die ihn beherrschte, Frau von Craon mit Namen. Ueber das Aeußere des Sohnes Philipp, nachmaligen Regenten, schreibt die Mutter: „Mein Sohn gleicht weder an Vater noch Mutter. Monsieur selig hatte ein gar lang und schmal Gesicht, aber mein Sohn hat ein viereckt Gesicht; Monsieur hatte gar einen kleinen Mund aber häßliche Zähne, mein Sohn hat ein groß Maul mit hübschen Zähnen, hat dicke Backen und ist gar roth, klein und dick; aber mir deucht er ist doch gar nicht

unangenehm. Wenn er tanzt oder zu Pferde sitzt, hat er gar gute Mienen, aber wenn er ordinair geht, so geht er bitter übel." Ferner sagt sie von ihm: „Ich muß gestehen, daß mein Sohn große Qualitäten besitzt; er hat viel Verstand, weiß viel Sprachen und liest gern, redet wohl und hat wohl studirt, und versteht sich auf allerhand Künste, so schwer sie auch sein mögen. Er ist ein Musikant und componirt nicht übel, er malt artig und weiß alle Chemie auf ein Ende." — (Gerade diese Kenntnisse in der Chemie und das Arbeiten im Laboratorium wurde später von seinen Feinden, namentlich von der Maintenon als Beweisgrund angeführt, daß er Gifte bereite, und durch sie jene ihm aufgebürdeten Morde vollzogen habe.) „Er weiß alle Historien von der Welt, und begreift leicht die schwersten Künste. Alles dieses aber kann nicht hindern, daß ihm nicht alles bald Langeweile macht. Ich habe ihn oft darüber gefilzt, er sagt aber er könne nicht davor, er wolle gern Alles wissen; aber sobald er es weiß, hat er keine Freude mehr daran. Er hat ein gut Gedächtniß, er versteht den Krieg und fürchtet sich vor Nichts in der Welt; aber sein Fehler ist, daß er zu gut ist, und oft Leuten glaubt, die weniger Verstand haben als er, denn böse Leute, so seine Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. Alles was ihm Unglückliches oder

Uebles passirt, kommt von diesem Fehler her. Er ist nicht argwöhnisch genug und ist zu seiner Nation Avantage persuadirt, daß, ob er gleich alle Tage sieht, wie betrügerisch und falsch seine Landsleute sein, glaubt er doch festiglich, daß keine Nation ihnen zu vergleichen. Ich glaube nicht, daß man seines gleichen jemals gesehen, er hat keine Galle im Leibe, ich habe ihn sein Leben Niemand hassen sehen.“ —

Um dieses Urtheil der Mutter mit einem fremden Urtheil zusammenzustellen, stehe hier, was St. Simon über ihn sagt: «Monsieur le duc d'Orleans Régent étoit de taille médiocre un plus fort, plein sans être gros, l'air et le port aisé et fort noble, le visage large, agréable, fort haut en couleur, le poil noir et la perruque de même. Quoiqu'il eût fort mal dansé, et qu'il eut médiocrement réussi à l'académie, il avoit dans le visage, dans le geste, dans toutes ses manières une grâce infinie, et si naturelle qu'elle venoit jusqu'à ses moindres actions et les plus communes avec beaucoup d'aisance, quand rien ne le contraignoit. Il étoit doux, accueillant, ouvert, d'un accès facile et charmant; le ton de sa voix agréable et un son de la parole qui lui étoit tout particulier en quelque genre que ce pût être, avec une facilité et une netteté que rien ne surprenoit et qui surprenoit toujours.

Son éloquence étoit naturelle jusque dans les discours les plus communs et les plus journaliers; dont la justesse étoit égale sur les sciences les plus abstractes qu'il rendoit claires, sur les affaires du gouvernement, de politique, de finance, de justice, de guerre, de Cour, de conversation ordinaire et de toutes sortes d'arts et de mécaniques. Il ne se savoit pas moins utilement des histoires et des mémoires, et connaissoit fort les maisons, les personnages de tous les temps; et leurs vies lui étoient présentes, et les intrigues de l'ancienne Cour comme celles de son temps. A l'entendre on lui auroit cru une vaste lecture. Rien moins. Il parcourroit légèrement, mais sa mémoire étoit si singulière, qu'il n'oublioit ni choses, ni noms, ni dates, qu'il rendoit avec précision.» — Diese Schilderung des red- und schreibseligen Herzogs, die sich noch weiter erstreckt, von der wir jedoch glauben genug gegeben zu haben, um das obige Urtheil Elisabeths über ihren Sohn, den sie so zärtlich liebte, damit in Parallele zu stellen, zeigt, daß der Herzog-Regent von dem deutschen Charakter seiner Mutter das Offene, Gesunde und Derbe angenommen hatte, von dem französischen des Vaters den Leichtsinn, die Anmuth in den Formen der Rede und des Betragens, und die frivole Grundsatzlosigkeit in Sachen der Moral und des höhern Sittengesetzes. Wir

sagen mit Absicht das „höhere," denn seine Debauchen, die freilich arg genug waren, sein Spiel mit den Weibern, von denen immer Eine schlimmer und gemeiner war als die Andere, sein ausschweifender physischer Genuß nach jeder Richtung hin, wollen wir ihm nicht als ein Verbrechen anrechnen, an dem seine edlere Natur und das Geschick Frankreichs scheiterte; sondern das Hohnsprechen aller sittlichen Basis, auf der Thaten, Gesinnungen und Worte eines wahren Mannes von Ehre und eines Fürsten, wie er sein soll, ruhen, das ists, was ihn zu dem verderblichen Geschöpfe stempelt, das über sich und das Land und das Volk das Unglück herbeiführte, von dem die Revolution eine späte aber nicht zurückzuhaltende Folge sein mußte. Wenn die Verachtung aller Heiligthümer der Menschenbrust in Religion und Gesittung sich bei ihm noch mit der Energie und der furchtbaren Thatkraft eines verneinenden Geistes gepaart hätten, so wäre sicherlich der Welt eine Geißel, ein zweiter Nero, erstanden; so aber war ein warmes Herz, eine marklose Willenslosigkeit, ein liebenswerther Leichtsinn dem zerstörenden Elemente als Gegengewicht beigegeben, und darum sehen wir in ihm kein Ungeheuer, zu das man ihn in rigoröser Ansicht hat stempeln wollen, sondern nur einen verbrecherischen Wüstling, zum Glück zu schwach um ein Zerstörer zu sein, aber leider stark

genug noch, um künftigen Zerstörern ihr Werk leicht zu machen.

Gegen seine Mutter war der Regent voll Ehrerbietung und Achtung. Sie vertrugen sich vortrefflich miteinander. Da Elisabeth nicht empfindelnd war und ihm niemals etwas vorklagte, sondern im Gegentheil mit ihrem Sohn, wenn ihr Herz auch über ihn und seine Thaten noch so schwer war, plauderte und lachte, so kam er oft zu ihr, um mit ihr über die Personen des Hofes und der Stadt zu spotten. Sohn und Mutter übertrafen oft Eine den Andern an Witz und derbem Sarkasmus. Die Mutter sprach mit ihm ganz frei über alle Dinge, wo sie sich wohl hütete in der Nähe des Königs nur ein Wort laut werden zu lassen. So über ihre alte Feindin, die Maintenon. Einst, als diese gefährlich krank war, sagte sie zum Sohn: ich wundere mich, daß die Alte nicht stirbt; Zeit wär es. Ohne Zweifel, erwiderte der Sohn lachend, hat Gott seine guten Gründe, sie so lange leben zu lassen. Die Teufel müssen ihre Jahre abdienen, und der, den er in den Leib der Alten gebannt hat, muß gewiß seiner boshaften Natur wegen länger als die anderen am Ort der Strafe ausharren. — Solche Reden belustigten Elisabeth ungemein, und sie verzieh darum dem Sohn manches Herzeleid, das er ihr angethan. Auch die scabrösen

Anekdoten, die er ihr erzählte, hörte sie gerne, denn nach Weise ehrbarer aber derber Frauen, hörte sie anstößige Geschichtchen mit Wohlgefallen und wußte den Humor herauszufinden, ohne dem Urtheil die sittliche Unterlage irgendwie zu rauben. So wußte sie um jeden Skandal am Hofe und erzählte gern davon in ihren Briefen, man hätte sich aber sehr in ihr geirrt, wenn man geglaubt, sie thäte es aus Vergnügen an der Thorheit oder dem Laster; es war das allgemein Menschliche in Zuständen und an Personen, das die gesunde Natur der scharfsehenden Frau auch hier anzog und festhielt. Die lüsternen, verderbten Weiber in ihrer Nähe machten es ganz anders: sie sprachen nie von Debauchen, aber sie übten deren zahllose, und zwar im Geheim. Das war es auch, was Elisabeth ihnen verhaßt machte. „Die große, dicke, deutsche Frau, die so derb immer die Dinge beim Namen nannte," hieß es. Man muß zur Entschuldigung der eleganten Pariserinnen aber auch anführen, daß Elisabeth ihnen gegenüber manchesmal im Unrecht gewesen sein muß. Eine Frau wie sie, die so gar keinen Sinn für die Eleganz der Formen hatte, deren Auge immerdar entging, was Anmuth und Grazie genannt werden kann, die immer nur Frivolität und Laster sah, wo oft nur verzeihliche, den Französinnen aller Stände eigenthümliche Koketterie herrschte, mußte

in ihrem Urtheil ungerecht, in ihrem Betragen anmaßend und unbequem erscheinen. Der Hof und die Gesellschaft der vornehmen Frauen und Männer hatten ihrerseits Grund, sich über diese fremde Prinzessin zu beklagen, die so gar nichts gelten lassen wollte, was nicht ihrer gewohnten Anschauungsweise, ihrer Art zu sehen und zu denken analog war. Man weiß, wie solche Frauen unbequem sein können. Elisabeth beklagt sich oft, daß sie so allein sei, daß Niemand zu ihr komme; sie führt als Grund an, daß die Damen so hochmüthig geworden seien und nicht mehr auf einem Tabouret, wie es die Etikette erforderte, sitzen wollten; aber das eigentliche Motiv war die frostige und lehrmeisternde Miene, die die Herzogin annahm, wenn sie sich von lauter Französinnen, die sie nun einmal alle miteinander für verderbt und lasterhaft hielt, umgeben sah. Wenn man so sehr die deutsche Biederkeit und einfache, ungefälschte Sitte bei dieser Frau lobt, so muß man nur ums Himmelswillen nicht glauben, daß alles deutsch, bieder und einfach sittenrein ist, was sich roh, ungenirt, ohne Anmuth und Rücksicht für Andere zeigt; dies wäre ein beklagenswerther Irrthum. Diese Gattung deutscher Frauen, die darin ihren Stolz suchen, daß sie aller Welt mit Anmaßung die Wahrheit sagen, jede Feinheit in Form und Rede als gekünstelte, aus der Fremde kommende

Unnatur verschreien, sind recht eigentlich diejenigen, die die deutsche Umgangssitte in Verruf gebracht haben. Man hat sie immer überschwänglich gelobt und namentlich sie immer „recht ächt deutsch" genannt, als wenn die deutsche Nation ausschließend dazu bestimmt wäre, ungraziöse Frauen aus ihrem Schooße zu erzeugen. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der sogenannten „Biederkeit" der Männer, die auch immer „ächt deutsch" genannt wird, und deren vorherrschende Eigenschaft auch ein entschiedenes Ablehnen aller feinen, rücksichtvollen Anmuth in Wort und That im Verkehr mit der Gesellschaft ist. Wir müssen uns deshalb verwahren, als wenn wir Elisabeth deshalb so hoch stellten, weil sie die obigen sogenannten „ächt deutschen" Eigenschaften besaß, im Gegentheil, wir finden hierin einen Tadel, nur ist dieser Fehler so innig mit ihren guten und großen Charakterelementen verschmolzen, daß er dem oberflächlich urtheilenden Blicke fast auch wie etwas Lobenswerthes erscheint. Die deutsche Nationaleigenthümlichkeit thut sich in zwei übers Ziel hinausschweifenden Richtungen kund: die eine ist eine blinde Verehrung und eine gläubige Anbetung alles Fremden, lediglich weil es fremd ist, die andere zeigt eine ebenso abnorme Wuth, eine blinde und urtheilsunfähige Anfeindung alles Fremden, auch nur weil es fremd ist. Die Franzosen sind

der Zielpunkt beider Richtungen gewesen. Man hat in Deutschland Zeiten erlebt, wo Alles, was über den Rhein herüber kam, sei es in Sitte, Wort, Maxime und Literatur, als ein Evangelium aufgenommen wurde, von dem nicht das geringste Partikelchen hinwegzulassen oder zu ändern sei, und wieder andere Zeiten, wo ebenso willkürlich jede an unsern Nachbar erinnernde Lebens- und Schriftäußerung wie Sünde und Tod gehaßt und verfolgt wurde. Kann es denn eine Nation irgendwie in ihrer Würde beeinträchtigen, wenn sie gesteht, daß sie in einzelnen Besonderheiten von ihrem Nachbar zu lernen habe? und in diesem Falle sind offenbar die Deutschen den Franzosen gegenüber. Es ist Thorheit zu leugnen, daß das praktische Leben in seinen tausend und abertausend Umgangsformen sich auf eine so hohe Stufe der Perfektibilität bei den Franzosen hinaufgearbeitet hat, wie keine andere Nation vermöge ihrer Stellung in der europäischen Staatengesellschaft es vermocht hat. Es ist hieraus eine Geschmeidigkeit, eine Gedankenfügsamkeit, eine Elasticität der Bewegungen des socialen Körpers entstanden, die da bewirkt, daß gleichsam spielend sich Wort, That, Geberde und Gedanke ineinander fügt und ein lebendiges Ganze bildet, wo eine fortgesetzte Gegenwirkung der einzelnen Theile gegeneinander statt findet. Eine solche Flüssigkeit, ein solches Durcheinanderspielen,

ein so Mitsichbeschäftigtsein hat keine Nation aufzuweisen. In Deutschland hat lange Zeit das Wissen abgesondert gelebt, das Leben wieder abgesondert, die Kunst und die Poesie wieder abgesondert; nie war dies in Frankreich der Fall; was die Nation besaß, besaß auch das Individuum; geistige Schätze die das Individuum erwarb, erwarb zugleich die Nation. Auf diese Weise konnte eine so kolossale universelle Bildung entstehen, wo alle Elemente des Staatslebens oft in einem Worte zusammenfließen und in einem Ausdruck ihre erschöpfende Bezeichnung finden. Die deutsche Sprache, die deutsche Literatur kann dies der französischen nie nachmachen, weil die Basis der Volksentwickelung, der universellen Nationalbildung ihr fehlt; man gestehe also zu, daß die französische Sprache eine vortreffliche Umgangssprache ist, und den Deutschen, die sich Jahrhunderte hindurch derselben bedienten, wesentlich genützt hat, und daß die französische Literatur die Deutschen nicht allein literarisch, sondern auch politisch gereift hat. Ob sie dies jetzt noch zu thun im Stande ist, mag eine andere Frage sein, gewiß aber ist's, daß sie es einst that.

Nach dieser kleinen Abschweifung von unserm Wege, zu der die deutschen Biographen unserer Elisabeth Charlotte uns Gelegenheit gegeben haben, kehren wir wieder

zum Herzog-Regenten zurück, von dem mir noch Einiges mitzutheilen bleibt.

Elisabeth gibt genau an, wie man an der königlichen Tafel ihr, ihrem Gemahl und ihrem Sohn den Platz angewiesen habe. Dies war eine Sache von Wichtigkeit für die deutsche Fürstentochter, die sehr auf die ihrem Range schuldigen Rücksichten hielt. „Der König," schreibt sie, „saß allein an einer langen Tafel. In der Mitte, zu seiner Rechten saß der Dauphin und der Duc de Bourgogne, unten zu der linken Hand die Dauphine und der Duc de Berry, im Retour Monsieur sel. und ich, im andern mein Sohn und seine Gemahlin. Der übrige Platz war nur für die gentilhommes servants, so dem Könige und uns an der Tafel dieneten; denn wenn man dem König hier an der Tafel dienet, stehet man nicht hinter dem Stuhl, sondern vor der Tafel." —

Ueber die Geliebten ihres Sohnes schreibt sie: „Daß er große Inclination für das weibliche Geschlecht hat, kann ich nicht leugnen, aber hat er eine Sultane Reine, so ist's Madame de Parabère. Ihre Mutter, Madame de la Vieuville war Dame d'atour bei der Duchesse de Berry, da hat er sie kennen lernen. Sie ist nunmehr eine Wittwe, hat eine schöne Taille, lang und rar; das Gesicht ist braun, denn sie schminkt sich nicht, hat aber

angenehme Augen und Mund, hat wenig Verstand, ist aber ein frisch Stück Fleisch. Mein Sohn hat ein Töchterchen von der Demarez; sie hätte ihm gern noch ein anderes aufbinden wollen, aber er hat geantwortet: non, cet enfant est trop harlequin. Als sie ihn gefragt, was er dadurch verstehe, hat er geantwortet: il est de trop de pièces differentes. Hat es ihr also gelassen. Ich weiß nicht, ob sie es hernach nicht Chur-Baiern gegeben, denn er hat auch daran gearbeitet. — Mein Sohn ist weder hübsch noch häßlich, hat aber gar keine Manieren die Leute verliebt zu machen; erstlich so ist er incapable eine Passion zu haben, und ein Mensch lange zu lieben. Zum andern sind seine Manieren nicht höflich und poli genug, um sich anzustellen, als wenn er verliebt wäre; fällt allezeit mit der Stubenthür in die Kammer; zum dritten ist er gar nicht discret noch secret, erzählt Alles gleich was vorgegangen. Ich sage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug wundern kann, daß ihm die Weiber noch so nachlaufen, sollten ihn vielmehr fliehen: er lacht aber und sagt: Vous ne connaissez pas les femmes debauchées d'à présent; dire, qu'on couche avec elles, c'est leur faire plaisir. Mir ist bitter bange für meinen Sohn bei seinen Damen; er ist schon einmal übel angekommen. — Mein Sohn ist nicht delikat, wenn die Damen nur von gutem Humor

sein, brav fressen, saufen und frech sein, weiter bedürfen sie keiner Schönheit; ich habe ihm oft vorgeworfen, daß er so viele Häßliche liebt. — Mein Sohn, ob er zwar Regent ist, kommt nie zu mir, und geht nie von mir ohne mir die Hand zu küssen, ehe ich ihn embrassire, nimmt auch keine chaise von mir; im Uebrigen ist er nicht scheu und plaudert brav mit mir: wir lachen und schwatzen miteinander wie gute Freunde. — Ich soutenire meinen Sohn, daß er sein Leben nicht verliebt gewesen, und daß seine Liebe nur in Debauchen bestehet, er antwortet: il est vrai que je ne saurois être comme un héros de roman, ou passionné comme Celadon, mais j'aime à ma mode. Ich sagte: Votre mode est d'aller comme à votre chaise percée. Dann lacht er, wenn ich das sage." — Man sieht hieraus, welche Art Gespräche über sentimentale Gegenstände Mutter und Sohn miteinander zu führen pflegten. Allein Elisabeth wußte am besten, wie sie mit dem determinirten Wüstlinge zu verkehren habe, um ihn allenfalls von den schlimmsten Verirrungen abzuhalten. Predigten und ernste Vorstellungen nutzten nichts, nur derber Spott, und in diesem Spotte heilsame Wahrheit eingehüllt, führten zum Ziele.

Als der Herzog-Regent durch seine enge Verbindung mit dem Schwindler und Betrüger Law von der Nation angefeindet und sogar verfolgt wurde, litt Elisa-

beth unsäglich; stets fürchtete sie für ihn das Aergste. Auch die Verschwörung, die Alberoni im Verein mit der Maintenon gegen ihn anzettelte, brachte die Mutter in die größte Aufregung, nicht minder war ihr Dubois' wachsender Einfluß auf ihren Sohn, und die Verachtung, mit der dieser letztere überall verfolgt wurde, besonders als dieser Schurke mit dem Kardinalshut geschmückt wurde, sehr beängstigend und sie bat öfters den Sohn, sich völlig von dem Nichtswürdigen loszusagen. Dazu war aber der Regent nicht zu bewegen, denn er konnte die schändlichen Dienstleistungen, zu denen Dubois sich herabließ, nicht entbehren. Dieser Fürst der Kirche entblödete sich nicht, in eigner Person feile Dirnen aus den verrufenen Winkeln des Palais royal seinem fürstlichen Beschützer und ehemaligen Zöglinge zuzuführen und jene obscönen Feste zu veranstalten, die unter dem Namen der „adamitischen Soiréen“ in den Annalen der Wüstlinge einen so berüchtigten Platz einnehmen. — Ueber die Gefahren, denen er ausgesetzt, schreibt sie: „Nach dem verfluchten arrêt, so Law meinen Sohn hat machen lassen, ist ganz Paris schwierig. Ich bekomme unbekannte Briefe, daß ich für meine Person nichts zu fürchten hätte, allein daß man meinem Sohn mit feu und fer nach dem Leben stehen würde, daß der Complott gemacht und die Sache ganz resolvirt

sei. Anderwärts erfuhr ich, daß man Messer geschliffen, in der Intention meinen Sohn zu assassiniren. Alle Augenblicke kommen die erschrecklichsten Zeitungen von der Welt. Bis man gehört, daß das Parlament sich versammelt, eine Deputation von zweien der Vornehmsten zu meinem Sohn geschickt, die er gar wohl empfangen, und durch ihren Rath den arrêt cassirt, und also Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt, welches Paris wieder ganz calmirt und besänftigt hat, und Gottlob! meinen Sohn auch wieder mit dem Parlament vereinigt. Die Goldschmiede wollen nicht mehr arbeiten, denn sie schätzen ihre Waaren dreimal höher als sie werth sein, wegen der Billets de Banque. Ich habe oft gewünscht, daß die Billets de Banque im höllischen Feuer brennen möchten; sie geben meinem Sohne mehr Mühe als Trost. Es ist nicht zu beschreiben, was er deswegen ausgestanden; in Frankreich hat nun Niemand weder Heller noch Pfennig, aber, mit Verlaub auf gut Pfälzisch zu sagen, A—W— von Papier genug. — Mein Sohn ist geliebt gewesen, aber seitdem der verfluchte Law gekommen, ist mein Sohn je länger, je mehr gehaßt; es geht keine Woche vorbei, daß ich nicht durch die Post abscheuliche Drohschreiben bekomme, worin man meinen Sohn als den boshaftigsten Tyrannen traktirt." —

Nach dem Obigen sehen wir, daß das Verhältniß

Elisabeths zu ihrem Sohne, trotz der Liebe und der steten Entschuldigung, die das Mutterherz eingab, doch kein glückliches war. Was sie jedoch beim Sohne entschuldigte, litt sie an des Sohnes Kindern nicht. Die Tochter des Regenten heirathete den Herzog von Berry, ebenfalls gegen der Großmutter Willen, die, wie es scheint, in keiner ihrer Familienangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. Wir sehen hierin die Despotie Ludwig XIV., der wie im Staate, so in seiner Familie unumschränkt zu herrschen gewohnt war. Wenn ein Zwist in der Familie entsteht, so heißt es immer, wenn jedes andere Beruhigungsmittel fehlschlägt, man werde es dem Könige klagen, und wirklich stürzten auch drei, vier erzürnte Frauen auf einmal in das Kabinet des Königs, Eine über die Andere laute Klage führend, so daß eines der Verdienste der Maintenon darin bestand, das arme Haupt dieser ewig streitsüchtigen Familie vor täglichem, fast stündlichem Familienskandal zu bewahren. Elisabeth urtheilt von dem Manne ihrer Enkeltochter: „Es ist kein Wunder, daß der Duc de Berry keine hohen Mienen hat, er wurde bei Mad. de Maintenon und der Dauphine wie ein Kammerknecht erzogen, mußte der alten Zott bei Tafel dienen, und Nachmittags allen Damen. Sie hatten ihn abgerichtet wie einen Kammerdiener, sie duzten ihn auch und sagten: Berry, vas me

chercher mon ouvrage. — Die Duchesse von Berry rechne ich nicht mehr unter meine Kindeskinder, sie ist abgesondert, wir leben miteinander wie blutfremde Leute; sie bekümmert sich um mich nicht, so bekümmere ich mich um sie nicht. Sie hat ein gesund Fett, ihre Backen sind hart wie ein Stein; wäre sie gut erzogen worden, wäre etwas recht Gutes aus ihr geworden." —

Diese Enkeltochter starb an den Folgen ihrer Ausschweifungen, auch im Genuß der Tafelfreuden, im Juli 1719 an einer so schmerzhaften Krankheit, daß sie den Pallast mit ihren Geschrei erfüllte. An ihrem Sterbelager saß der Vater, dessen Lieblingskind sie war. Elisabeth erschien nicht. Den Grund der Vorliebe ihres Sohnes für diese Tochter gibt Elisabeth in dem Umstande an, daß sie gehorsam alle Medikamente, die der quacksalbernde Vater producirt, angenommen habe, und daß man durch nichts so sehr in die Gunst des Regenten habe gelangen können, als wenn man sich seiner Apotheke bediente. Freilich war diese Art Schmeichelei für den, der sie ausübte, gefährlich, denn der hochgestellte Pfuscher liebte es manchesmal an dem Körper seiner Patienten Experimente zu machen, deren Resultat oft ein jahrelanges, nicht zu beseitigendes Leiden war.

Mit der Gemahlin des Dauphins, die ebenfalls eine deutsche Prinzessin, und zwar auch eine Pfälzerin —

aus Pfalz-Baiern — war, lebte Elisabeth in gutem Vernehmen. Sie mußte sehen, wie diese sanfte und etwas schwache Frau unbarmherzig von dem Haß und der Verfolgung der Maintenon zu leiden hatte, ohne im Stande zu sein, ihr helfen zu können. Von der zweiten Dauphine, von der nachmaligen Königin von Spanien, erzählt Elisabeth sehr auffällige Dinge. Diese Prinzessin wuchs so wild auf und wählte ihre Beschäftigungen und Belustigungen so übel, daß man Mühe anwenden mußte, den König, ihren Vater, nichts wissen zu lassen von diesen Tollheiten und Ausschweifungen. Eine Stelle in Elisabeths Briefen, die sich auf den intimen Umgang der jungen Prinzessin mit der Maréschalle d'Etrées bezieht, lüftet den Schleier von den geheimen Verirrungen, denen sich die vornehmen Weiber der verderbten Hauptstadt hingaben. „Es ist nicht auszusprechen," schreibt sie, „was für tolle Hummeln um die Dauphine waren, als zum Beispiel eben diese Maréschalle d'Etrées. Die Maintenon ist übel bezahlt worden, dieses tolle Vieh zu der Dauphine gethan zu haben, denn sie machte, daß die Dauphine nun nicht mehr so gerne bei ihr war als vorher. Diese hatte daher keine Ruhe, bis sie erfuhr von ihr selbst wo es hebte, und sie gestand der Maintenon selbst, daß die Maréschalle d'Etrées ihr täglich sagte: Que voulez-vous faire auprès

de cette vieille? Ne soyez qu'avec des gens qui Vous divertissent mieux que cette vieille carcasse. Zu Marly lief sie des Nachts mit allen jungen Leuten herum bis drei und vier Uhr Morgens. Der König hat kein Wort davon gewußt, daß sie so herumlief." —

Elisabeth suchte sich mit dem Dauphin le père auch gut zu stellen; man hatte ihr schon in Hannover eingeschärft, daß dies nöthig sei, deshalb ließ sie sich zu manchen, ihr wahrlich nicht sehr willkommenen Freundschaftsbezeugungen herab. So schreibt sie unter Andern: „Er hatte gern, daß man ihn auf dem Nachtstuhle entretenirte, aber es ging dabei gar modest her, denn man sprach mit ihm und wandte ihm den Rücken zu. Ich habe ihn oft so entretenirt in seiner Gemahlin Kabinet; die lachte von Herzen darüber, schickte mich allezeit hin ihren Herrn zu entreteniren."

Wir können die Beziehungen übergehen, in denen Elisabeth zu ihren anderen Verwandten, die ihr weniger nahe als die eben Geschilderten standen, sich befand. Wir fügen nur noch einige charakteristische Züge bei von denjenigen Personen ihrer dienenden Umgebung, die Elisabeth mit großer Rücksicht, ja mit einer Art Freundschaft behandelte. So lebte sie zum Beispiel im engsten Vertrauen mit einer ihrer Hofdamen, von der sie komische Züge von Zerstreutheit erzählt. „Des Lord Hoadley

Frau Großtante, Madame de Gordon, ist lange Jahre meine dame d'atour gewesen. Sie war ein wunderlich Mensch und allezeit zerstreut. Einmal hat sie ihren eignen Schenkel anstatt eines Briefes im Bette versiegelt, und petschirte sich ihren eignen Schenkel und brennte sich jämmerlich. Wenn sie im Bette spielte, warf sie die Würfel auf die Erde und spie ins Bett. Sie spie einmal der ersten Kammerfrau, so eben gähnte, in den Mund; ich glaube, wenn ich nicht gewehrt hätte, meine erste Kammerfrau hätte sie geschlagen, so bös war sie. Wenn sie Abends mir die Kappe auffsetzen sollte, um nach Hof zu gehen, so nahm sie ihre Handschuh, schlenkerte sie mir ins Gesicht, und setzte sich meine Kappe selber auf. Einsmals hatte sie mit einem Capitain des Gardes von Monsieur seligen zu reden, so ein großer Mann war, und le Chevalier de Beuvron hieß. Sie hatte die Gewohnheit, wenn sie mit einem Menschen sprach, so spielte sie allezeit mit den Knöpfen an der Weste, dieser aber war so lang, daß sie nur an seine Hose gelangen konnte, und knöpfte ihm also die Hose auf. Er erschrak, sprang zurück und sagte: que me voulez-vous? Dieses gab ein großes Gelächter im Saal zu St. Cloud."

Von ihrer Tante, der Prinzessin Elisabeth, Aebtissin von Herford, erzählt sie ähnliche Züge von Zerstreutheit.

„Meine Tante hat einmal eine Maske anthun wollen, anstatt ihrer Maske fordert sie einen Kammertopf, wie sie denn allezeit sehr distrait war. Man bracht ihr den Kammertopf, sie meinte es wäre die Maske, suchte das Band um es anzustecken und sahe denn, daß es der silberne Kammertopf war. Ein anderesmal wollte sie sich auf den Nachtstuhl setzen, setzte sich ins Kamin und verbrennte sich den Hintern brav."

Um zu beweisen, daß die Lustspieldichter aus den Briefen unserer pfälzischen Prinzessin Stoffe finden können, stehe hier eine Anekdote, die Elisabeth beiläufig erzählt: „Zwei junge Duchessen haben ihre amants nicht nahe genug sehen können und deshalb etwas Possierliches erdacht. Es sind zwei Schwestern, und beide in einem Kloster, etliche Meilen von Paris, erzogen worden. In selbigem Kloster ist eine Nonne gestorben. Die Damen stellten sich als wenn ihnen gar leid wäre, und daß sie sie sehr geliebt hätten, forderten also Urlaub um der Nonne die letzte Ehre anzuthun und zu ihrem Begräbniß zu gehen. Solches wurde ihnen erlaubt, und wurden sehr gerühmt über ihr gut Naturell. Wie sie ins Kloster kamen, fanden sich bei dem Begräbniß zwei fremde Pfaffen ein, die Niemand kannte. Man fragte sie wer sie wären, sie sagten sie wären arme Priester, die Protektion nöthig hätten, und wie sie gehört, daß

die zwei Duchessen kommen würden zum Begräbniß, hätten sie sich auch dabei eingefunden, der Damen Protektion zu suchen. Die Damen sagten, sie wollten sie examiniren, sie sollten nach dem Begräbniß in ihre Kammer kommen. Die jungen Priester gingen hin, blieben aber bei den Damen bis gegen Abend. Die Aebtissin fand die Audienz zu lange, hieß die jungen Priester fortgehen. Einer hielt sich gar stämmig, der Andere aber that nichts als lachen. Dieser der Duc de Richelieu, der Andere der Chevalier de Guemenée, des Duc de Guemenée jüngster Sohn. Die Cavaliers haben diese Aventure selbst ausgesagt."

Als einen Beleg für die Verderbniß der vornehmen Frauen erzählt Elisabeth: „Die schöne Madame de Maubuisson wurde ohnmächtig, wenn Impuissants sich ihr näherten; sie konnte sie riechen, und sobald sie nahe zu ihnen kam, wurde sie gleich übel. Man erzählt von dieser Dame, daß um sich ein oeil tendre zu machen und um schmachtend auszusehen, hatte sie einen Kammerdiener, der mußte, wenn sie auf den Ball ging, in ihrem vollen Putze und aufrecht — —."

Andere Anekdoten theilt Elisabeth oft nur mit, weil sie weiß, daß sie im Geschmack derjenigen Personen sind, an die sie gerade schreibt. So liebte ihre Tante, die Churfürstin von Hannover sehr gerne Geschichtchen zu

hören, die den alten Hof betrafen, den sie selbst noch gekannt, und Elisabeth erzählt von einem Herrn von Brancas, der Chevalier d'honneur de la Reine Mère war: „Einsmals da sie in der Kirche war, vergißt Brancas, daß es seine Königin ist die da kniet, denn sie hatte einen runden Rücken, so daß, wenn sie den Kopf bückte, sahe man sie nicht recht mehr. Er hält sie für einen Prie-dieu, kniet ihr in die Schenkel, und thut seine Ellenbogen in der Königin Achseln. Die Königin war sehr verwundert ihren Chevalier d'honneur auf sich knien zu sehen, und Jedermann fing an zu lachen.“

Ebenfalls um ihre Tante zu belustigen, erzählt Elisabeth von der Königin Christine von Schweden: „Unser König sel. erzählte mir eine Historie von der Königin Christine von Schweden. Sie setzte nie eine Nachtkappe auf, sondern wickelte nur eine Serviette um den Kopf. Einsmals da sie nicht wohl schlafen konnte, ließ sie eine Musik vor ihr Bette kommen. Sie hatte alle Vorhänge um das Bette zugezogen. Wie ihr aber die Musik wohl gefiel, fuhr sie aus dem Bette, steckte den Kopf plötzlich hervor und rief überlaut: Mort-Diable! qu'il chante bien! Die Kapaunen und die Italiener, welche ohnedem die Bravsten nicht sind, erschraken hierüber und über die tolle Figur so sehr, daß sie verstummten, und die Musik mußte aufhören. Man sieht in Fontainebleau, auf dem

großen Saale noch das Blut von einem Kerl, den sie hat massakriren lassen. Sie wollte nicht, daß Alles was der Mensch von ihr wußte, herauskommen sollte, und meinte, wenn sie ihm das Leben nicht nähme, würde er es ausschwatzen; er hatte schon angefangen aus purer Jalousie, denn es war ein Anderer mehr in Gnaden kommen wie er. Sie war in allen Stücken sehr debauchirt, auch mit Weibern. Hätte sie nicht so viel Verstand gehabt, hätte sie kein Mensch leiden können. Das hat sie den Franzosen zu danken, insonderheit dem alten Bourdelot, so ein Doktor vom grand Condé war, der sie in allen Lastern gestärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauché's nur erdenken können. Die Franzosen, so sie bei sich in Stockholm gehabt, waren gar gefährliche Leute. Das hat die Königin in so große désordres gebracht.“

Andere Anekdoten, die Elisabeth erzählt, können wir, obgleich sie wie alles Andere aus ihrer Feder fließende, äußerst charakteristisch sowol für das Erzählte als für die Erzählende sind, nicht wol hier wiedergeben, weil ihr Inhalt au delà de la permission dessen sind, was man allenfalls wiedererzählen darf. Dem Prinzen Eugen, dem berühmten Ritter, stellt sie ein Zeugniß aus, das auffällig genug ist; der glorreiche Marschall von Sachsen erhält ebenfalls seinen Theil, und Alberon

hat, nach Elisabeths Erzählung, die Alles übertrifft was man an obscönen Details nur irgend erwarten mag, sein Glück einer recht seltsamen Schmeichlergabe zu danken.

Nachdem Elisabeth dreißig Jahre als Gattin und zwanzig Jahre als Wittwe des Herzog von Orleans in Frankreich zugebracht hatte, traf ihr Todestag auf den 8. October 1722. Kurz vor ihrem Tode, sie wurde siebenzig Jahr alt, schrieb sie noch an Herrn von Harling in Hannover, den Mann ihrer nunmehr verstorbenen ehemaligen Gouvernante. „Ich bin fest persuadirt, daß meine Stunde gezählt ist. Ich befehle Alles Gott dem Allmächtigen und bin weiter in keinen Sorgen, was daraus werden wird. Das wäre wol eine große Thorheit, wenn die Großen sich einbilden sollten, daß unser Herr Gott was besonderes für sie machen sollte. Ich weiß wer ich bin und lasse mich hierin nicht betrügen.“ Sie erlebte noch die feierliche Krönung Ludwig XV. in Rheims, des Urenkels des Mannes, der ihre Jugend beschützt hatte, und der Einzige gewesen war, der sie mit Liebe und Achtung in Frankreich empfangen hatte, als sie zitternd und scheu an den ihr so völlig fremden Hof kam. Den Aerzten, die sie von dieser Reise abhalten wollten, entgegnete sie: „Nein, erst will ich das liebe Kind noch in seiner irdischen Herrlichkeit sehen, und dann mit Freuden zur unvergänglichen

hinübergehen." An die Stufen des Altars, als die Krönungsceremonie im Gange war, ließ sie sich herantragen und sank auf den Marmorboden nieder. Ludwig, der lächelnde, gekrönte Knabe, sah auf diese seine älteste und geachtetste Verwandte mit einer Mischung von Staunen und Spott nieder. Der junge Hof verstand Elisabeth nicht mehr, und nach Weise der Höfe spottete er über das was er nicht verstand. „Meine Zeit ist um," sagte die alte Fürstin seufzend aber gefaßt zu ihrer Umgebung.

Wir haben schon bemerkt, daß Elisabeth zur katholischen Religion übertreten mußte, daß sie aber der lutherischen im Herzen treu blieb. Der Streit der Confessionen berührte sie übrigens nicht sehr. Der berühmte Massillon hielt jedoch für gut, in ihrer Leichenrede den Franzosen zu sagen, sie habe gewollt: « Jamais de retour sur la foi, qu'elle avoit quitté, parcequ'elle l'avoit quitté volontairement; jamais de doute sur le parti, qu'elle avoit pris, parcequ'elle l'avoit pris par conviction. »

Was die ästhetische Bildungsstufe, auf der Elisabeth stand, betrifft, so scheint diese nur niedrig gewesen zu sein, denn sie schreibt in ihren zahllosen Briefen nichts über die Leistungen der großen Talente, die Frankreich gerade damals erzeugte, als diese Deutsche seinen Boden betrat. Nichts von den erhabenen Tragödien

Corneille's und Racine's, nichts von den klassisch gewordenen Lustspielen Molière's, nichts von Lully's melodiösen Compositionen, die ganz Frankreich entzückten, nichts von la Chamelle's und Beauval's mimischen Gebilden. Obgleich sie oft das Theater besuchte, scheint sie doch nicht viel mehr in der Kunst gesehen zu haben, als ein gewöhnliches Mittel, sich von der Langeweile der Hoffeste und Repräsentationen zu erholen. Nur von Baron spricht sie und sagt, daß er ein vortrefflicher Arlequin und ein excellenter Scaramouche gewesen sei. Wahrscheinlich hat er sie durch seine grotesken Forçen zu lachen gemacht, denn es mußte Alles etwas derb sein, was der Pfälzerin gefallen sollte. Bei den Trauerspielen saß sie in ihrer Loge und schwitzte, ließ sich im Seitenkabinet frische Hemden anziehen, schwitzte wieder, langweilte sich und trollte sich endlich mit dem ganzen Hofschwarm gähnend nach Hause. Dennoch behielt sie einige Verse des Racine, wo sie gerade in ihren Kram paßten; so wendete sie sehr pikant die Strophe Phädra's:

Cet heureux temps n'est plus; tout a changé de face
Depuis que dans ces lieux les Dieux ont amené
La fille de Minos et de Pasiphaë —

auf die Maintenon an und erzürnte diese dadurch aufs heftigste.

Wir wollen zum Schlusse noch bemerken was Frau

v. Sévigné über sie sagt: «Elle ne brilloit pas par leurs charmes. Parfait contraste de la delicate Henriette elle avoit de traits fortement prononcés, une taille fournie, une santé robuste, de l'indifference, si on ne veut pas dire, de l'aversion pour la parure, l'élegance, la répresentation et les plaisirs qui exigeoient quelque contrainte.» St. Simon nennt sie eine «Princesse de l'ancien temps, fort allemande et sauvage. Elle aimoit les chiens et les chevaux passionnement, la chasse et les spectacles, et n'étoit jamais qu'en grand habit, et en perruque d'homme, et en habit de cheval et avoit plus de soixante ans que saine ou malade (et elle ne l'étoit guère) elle n'avoit jamais connu une robe de chambre.» —

Als zur Zeit der Revolution die Königsgräber zu St. Denys geöffnet wurden, öffnete man auch den Sarg, der ihre Ueberreste barg. Man fand nichts darin als Staub und Moder, da sie auf ihr ausdrückliches Begehren nicht einbalsamirt worden war. Nur ein Stück des königlichen Hermelins hatte sich erhalten. So mußte diese Frau, die den Hermelin mit so viel Ehren getragen hatte, noch in ihrem Tode die sauber bewahrte Weiße dieses kostbaren Vließes, dieses Abzeichens der Könige, vorzeigen.

Maria Therese.

Maria Therese.

Wenn wir diese Fürstin, die unstreitig zu den berühmten Frauen ihres Jahrhunderts gehört, unter der Zahl unserer Frauenbilder aufnehmen, so geschieht es mit dem Vorbehalt, daß wir nur Weniges von ihr sagen werden. Der Leser erinnert sich ohne Zweifel unserer oft wiederholten Bemerkung, daß wir keine Biographien in strengem historischen Sinne schreiben, daß es uns nur um lebhaft colorirte Bilder zu thun ist, die dem Geistesauge eine plastisch abgerundete Gestalt vorüberführen, mit all dem kleinen Aufputz, den die Mode des Jahrhunderts dem Aeußern selbst der größten und feinsten Geister aufdrückt. Bei der Fürstin, die wir hiermit dem Beschauer vorführen, ist dieses Ziel aus zwei Gründen schwer zu erreichen. Erstens hat es die östreichische Literatur in ihrer Art wenig von den vorstechenden Charakteren ihrer Fürsten- und Völkergeschichte zu ver-

öffentlichen. Man findet wol gewichtige historische Nachweise, aber nirgends umständliche Memoiren, die über die interessanten Charaktere Oestreichs Aufschluß geben. Den eingebornen Literaten hat man frühzeitig das Schweigen anempfohlen, die ausländischen machte man bei ihren Eröffnungen mit allen Mitteln, die einer mächtigen Regierung zu Gebote stehen, so dürftig in Ausbeute und Wirkung ausfallend, als nur immer möglich. Franzosen, diese Memoirenschreiber par excellence, kamen selten nach Wien, denn sie langweilten sich daselbst, und deutsche Reisende schrieben mit Vorsicht, denn es waren eben deutsche Reisende. Der zweite Grund ist, daß die so hochgepriesene Kaiserin-Königin wenig das Auge und die Phantasie Fesselndes in ihrer persönlichen Erscheinung darbietet. Sie war eine durchweg prosaische Natur, und unter den Fürsten Deutschlands völlig jenem Friedrich Wilhelm I. von Preußen gleichzustellen, der seinen Ruhm darin fand, ein deutscher Hausvater auf dem Throne zu sein. So war Maria Theresens größter Stolz eine bonne menagère ihres großen Reiches zu sein. Nur eine geniale poetische Periode zieht im Leben dieser Fürstin die Blicke auf sich, dies ist in ihrer frühen Jugend die Zeit, wo sie den angeerbten Thron durch persönlichen Muth zu vertheidigen sich entschloß. Wir spielen hier auf den merkwürdigen Landtag in Preßburg

an, auf dem sie mit ihrem Sohne auf dem Arme erschien, um sich und ihn den erbergebenen Ungarn zu empfehlen. Man hat Maria Therese oft gegen Catharina II. in Vortheil zu setzen versucht, indem man hervorhub, daß sie eine treue Gattin und eine Mutter von sechzehn Kinder gewesen sei. Wir wollen diesen Ruhm nicht antasten. Es ist Mode heutzutage geworden, auf den Thronen zugleich mit der Fürstengröße das Familienglück zu suchen, obgleich die Geschichte lehrt, daß nichts unverträglicher sei als gerade diese beiden Eigenschaften miteinander, und daß es, wenn beide als zusammen bestehend gepriesen werden, mit der einen oder mit der andern nicht richtig bestellt sei. Es ist plötzlich eine übel angebrachte Sentimentalität in die hohen Regionen gedrungen; man möchte gerne so weit gehen, eine Fürstin nach der Anzahl ihrer Wochenbetten und nach den Beweisen von Eifersucht und Zärtlichkeit, die sie ihrem Gemahl gibt, als groß und für den Thron geeignet zu preisen, während man zu gleicher Zeit einen alten gekrönten Familienvater überschwänglich lobt, weil er so vortrefflich seine Gelder anzulegen und für seine Söhne und seiner Söhne Söhne zu sorgen versteht. Alles dieses ist neu, und das achtzehnte Jahrhundert kennt diese Sentimentalität nicht. Der Fürst ist dazu da, um sein Volk groß und glücklich zu machen,

den Namen, den er trägt, mit den Segnungen und Lorberkränzen, die Klio spendet, zu krönen, ist er dabei noch ein guter Familienvater, ein edler Gatte, so ists gut, aber seinen Ruhm vermehrt dies nicht, seine Stellung wird hierdurch nicht um den geringsten Theil vollkommener und glänzender. Des Fürsten Gemahlin ist der Ruhm, seine Kinder sind die Millionen seiner Unterthanen, seine Geliebte ist das Glück seiner Staaten, sein Haus und sein Herd ist Europas Staatengeschichte. Nähme man an, daß die Fürsten bei Darlegung ihrer glücklichen Familienverhältnisse einen Zweck verfolgten, so wird dieser sicherlich nicht erreicht; denn den Völkern, so wie sie in der Wirklichkeit sind, und nicht so wie sie eine weichliche Philosophie à la Rousseau sich träumt, wird durch exclusive Fürstengröße weit mehr imponirt, als durch die Leutseligkeit und das Familienglück auf dem Throne, das die Balkons betritt und sich vor die offenen Fenster stellt um Allen sichtbar zu werden. Die furchtbare und schonungslose Kritik, die stets die Masse übt, fällt über das Familienglück auf dem Throne unbarmherzig her; ist es Schauspiel gewesen, so war's umsonst, denn es täuschte Niemand, war es Wirklichkeit, so ist's bitter grausam, denn die rührendste Heimlichkeit des Glücks, die Gattentreue und die Kindesliebe, Schätze, die jeder Privatmann mit einer gewissen keuschen Scheu

dem Auge der Oeffentlichkeit verbirgt, weil die Welt doch nicht versteht was man ihr zeigt, ist hier von einem edlen Fürsten mißverstehend und mißverstanden dem Urtheil des großen Haufens preis gegeben worden.

Aus Obigem hervorgehend ist es deutlich, daß Maria Therese als eine individuelle Erscheinung aufzufassen, sie als Frau in den Schwächen und glänzenden Eigenschaften ihres Geschlechts zu portraitiren, eine wenig lohnende Aufgabe ist, da von ihrer Persönlichkeit nicht viel zu berichten ist, und dieses Wenige, wenn der Biograph es nicht sehr behutsam anfaßt, leicht zu dem Nachtheil der großen Frau ausfallen könnte, denn diese gerühmten häuslichen Tugenden sind, wie gesagt, vorsichtig und schonend mit dem Lichte der Oeffentlichkeit zu beleuchten, wenn sie nicht gerade ihren Hauptreiz, das Geheimnißvolle und sich absichtlich Verhüllende, verlieren wollen. Wir wollen annehmen, daß Maria Therese wirklich eine so musterhafte Gattin und Mutter war, und es ist kein Grund nur irgend hieran zu zweifeln; so wollen wir gerade so wenig als möglich von diesen Tugenden sprechen, weil sie ihrer Natur nach kein Gegenstand sind, von denen man weitläufig und ruhmpreisend zu reden hat. Die andere Seite der Medaille zeigt Theresens Bild als Kaiserin-Königin, als politische Person, und da ist, um von ihr genügend zu reden, nur nöthig,

eine detailirte Aufzählung der Kriegsereignisse ihrer Zeit hinzustellen. Eine solche Aufzählung zu geben, wenn sie nicht sehr innig mit der Persönlichkeit des Gegenstandes, dessen Bild wir eben zeichnen, zusammenhängt, ist nicht unsere Absicht, und bei Maria Therese dünkt es uns, als wenn sie selbst sehr wenig betheiligt erschiene bei dem Sturm und dem Gedränge um sie her. Nicht wie Catharina erwirbt sie sich durch geniale Kühnheit einen Thron und erhält sich ihn durch fortgesetzte Thaten des grenzenlosesten Muthes, der ewigwachen Vorsicht, des politischen Hazardspiels, des prachtvollen Gepränges und der verhüllten Intrigue; sondern sie besitzt ihn mit dem ruhigen Trotz, mit dem man ein längstgewohntes Gut besitzt. Catharina ist stets selbst auf dem Theater. Während es um sie braust und stürmt, sieht man ihre fliehende Gestalt über die Bühne eilen, bald mit der Fahne, bald mit dem Schwert, bald mit dem Cruzifix bewaffnet; immer *sie* — Niemand anders als *sie* — und immer thätig, immer den Zuschauer bei stockendem Athem erhaltend durch ihr gewagtes und blendendes Spiel. Maria Therese verschwindet, nachdem sie eine einzige feurige Jugendthat vollbracht, in das Dunkel ihrer Familiengemächer, wo sie sich zur Seite eines schwachen, von ihr verhätschelten, guten Mannes setzt, und Gesetze für ihre Hauptstadt nebst Andachtbü-

chern für ihre Familie schreibt. Zwischendurch erhebt sie sich und gibt eigensinnig ihren Machtspruch ab. Ihre Minister und ihre Feldherrn kämpfen. Diese Minister — oder eigentlich dieser Minister, denn es ist immer nur Kaunitz, der sich bemerkbar macht — und diese Feldherrn sind große und bedeutende Talente: sie übernehmen die Arbeit und führen sie aus. Wir wollen diese Behauptungen durch die Darlegung der kurzgefaßten politischen Geschichte Maria Theresens zu beweisen suchen; dann wollen wir ein wenig — wir sagen ein wenig — die Persönlichkeit der Fürstin betrachten.

Das öffentliche und Staatsleben Maria Theresens fällt in drei Hauptepochen: die erste ist ihr Kampf um ihre Krone, dauert von dem Tode Carl VI. 1740 bis zum Aachner Frieden 1748; die zweite faßt den siebenjährigen Krieg in sich, schließt mit dem Hubertsburger Frieden und der Krönung Joseph II. zum römischen König 1764. Die dritte, den bairischen Erbfolgekrieg und die Theilung Polens in sich fassend, endet mit der Kaiserin Tode 1780. Diese vierzig Jahre umfassen ein ewiges Getümmel des Kriegs, ein Durcheinander von Friedensschlüssen und Kabinetstreitigkeiten, ein diplomatisches Gewirre, ein waghalsiges Kämpfen auf der einen und ein feiges politisches Schleichen auf der andern Seite, und all die Noth, das Gezänk, der Tumult endet

endlich damit, daß Alles gerade so bleibt, wie es am Anfange des Streites gewesen ist. Nur ein prachtvoller Zug Berühmtheiten geht aus dem Schutt und den Flammen der niederstürzenden Städte, der verwüsteten Saaten hervor, Fürsten, Feldherrn, Minister — alle glänzend und im Ruhm strahlend. Kein Jahrhundert ist günstiger für die Schaustellungen des Ruhms gewesen als das achtzehnte. Die Völker bluteten und starben, damit die Fürsten glänzten und siegten. Aber dieser Fürstenglanz war kein unfruchtbarer — wie es jetzt oft darzustellen beliebt wird; er verklärte und weihte den Opfertod der Völker. Mit dem strahlenden Namen des Fürsten vereinte sich der Name der Nation, und will diese in Wahrheit Ruhm und Größe, nicht blos materiellen Besitz und aufgestapelten Reichthum, so scheint mit Strömen Bluts ein so kostbarer Name, wie der Friedrich des Großen, nicht zu theuer erkauft.

Carl VI. hatte durch die bekannte pragmatische Sanction das Erbfolgerecht in weiblicher Linie festgesetzt, demnach, da er nur zwei Töchter hinterließ, erbte Maria Therese, geboren zu Wien 1717, den Thron. Sie bestieg auch sofort nach des Vaters Tode den Thron von Ungarn, Böhmen und Oestreich 1740, indem sie zugleich ihren Gemahl, den Herzog Franz Stephan von Lothringen mit sich erhob, dem sie 1736, da sie neunzehn Jahr alt

war, die Hand gereicht hatte. Somit zierte die angeerbte Krone ihr Haupt, da sie eben ihr vierundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte. Kaum war sie jedoch in Besitz ihres Erbes getreten, als von allen Seiten Protestationen einliefen. Die Gültigkeit der pragmatischen Sanction und der letzte Wille Carl's VI. wurden von einer Anzahl Bewerber zu gleicher Zeit angegriffen. Der Erste, der sich ins Erbe setzen wollte, war der Churfürst Carl Albrecht von Baiern, der von Anna, der älteren Tochter Ferdinand I. abstammte, der in seinem Testamente festgesetzt hatte, daß, im Fall die männliche Linie erlösche, die Thronfolge von Böhmen und Oestreich auf seine Töchter und deren Erben übergehen sollte; der Zweite war Philipp V., König von Spanien, der als männlicher Habsburg, vermöge der Familienverträge von 1617, Ansprüche auf den östreichischen Thron machte. Zu diesen zwei gesellten sich mit zwar geringeren, aber ebenfalls hartnäckig behaupteten Forderungen Carl Emanuel, König von Sardinien, ein Nachkomme Catharina's, zweiter Tochter Philipp II. und verlangte Mailand. Joseph I. älteste Tochter war an August III., Churfürsten von Sachsen vermählt, und aus diesem Grunde verlangte auch August Antheil am Erbe. Die Churfürsten von Cöln und Pfalz gesellten sich gleichfalls zu den Fordernden. Maria Therese war entschlossen, Kei-

nem etwas zu gewähren, sondern ihr Erbe ungeschmälert für sich zu behalten. Um diesen Entschluß zu fassen gehörte Muth dazu — oder wenn wir es näher, freilich nicht im östreichischen Sinne und nicht so schmeichelhaft für Theresien bezeichnen wollen — Unkenntniß der Gefahr. Als junge vierundzwanzigjährige Frau konnte sie auch unmöglich den ganzen Umfang ihrer bedrohten Stellung überschauen. Lobenswerth war ihr Eifer, ihr Erbe ganz für sich zu behalten, doch welcher Fürst hätte einen solchen Eifer nicht gehegt? Der Kampf begann. Der Churfürst von Baiern, den Frankreich unterstützte, ließ sofort (im Juli 1741) zwei starke Heere über den Rhein und die Maas vordringen. Friedrich II., ehe er seine Feindseligkeiten gegen Oestreich begann, hatte Theresen Vorschläge gemacht. Er hatte sich vier schlesische Fürstenthümer erbeten, und wenn er diese erhalten, versprach er die junge Königin in ihrem Rechte zu schützen und gegen ihre Feinde ein Heer zu stellen. Als er mit Stolz und Erbitterung von der Erbin abgewiesen wurde, rückte er am 23. Dec. 1740 in Schlesien ein. Maria Therese hätte vielleicht schon hier mit ein wenig Nachgibigkeit sich einen mächtigen Bundesgenossen gewonnen; sie, die gar keinen damals hatte und ganz allein stand. Man hat dieses als Muth, als edlen Stolz gepriesen; sei es; allein es scheint, daß,

wenn wir die Blätter der politischen Geschichte dieser Fürstin entfalten, wir hier zuerst auf eines treffen, auf dem sehr deutlich die Spuren von Eigensinn und Unkenntniß ihrer Lage verzeichnet sind.

Diesem Zusammentreffen Maria Theresens mit Friedrich II. suchen übrigens die östreichischen Schriftsteller einen beinah fatalistischen Charakter zu geben. Diesen Schilderungen zufolge erscheint Friedrich durch Oestreich gerettet, um später Oestreich mit Undank zu lohnen. Seckendorf, der östreichische Gesandte, wird erzählt, habe damals, als Friedrichs Vater, erzürnt über den Fluchtversuch des Sohnes, diesen zum Tode verurtheilte, um des Prinzen Leben gebeten, und der König habe ihm, die Bitte gewährend, zornig zugerufen: „Nun Oestreich wird noch sehen, welche Schlange es im Busen genährt.“ So sei denn Friedrichs Existenz unheilbringend für Oestreich geworden, und Maria habe dieses Gefühl schon empfunden, als Carl VI. sie aufgefordert, Friedrich zum Gemahl anzunehmen. Sie habe ihn nicht gemogt, und eine innere Stimme habe ihr gesagt: diesen mußt du fliehen! So erklären die sich um mystische Motive kümmernden Geschichtschreiber Oestreichs den Abscheu und beinah Haß, den die Kaiserin gegen Friedrich hegte, und die Zeit ihres Lebens hindurch gehegt hat. Die Wahrheit ist, daß jedesmal, wenn Friedrich sich ihr zu

nähern versuchte, und er versuchte es oft, sie ihn mit empörender Kälte und mit einer beleidigenden Eile zurückwies. Friedrich hatte kein Glück bei den Frauen: von Elisabeth wurde er gründlich gehaßt, von Maria zwar niemals offen, aber geheim eben so entschieden verfolgt. Nur Catharina war das einzige gekrönte Weib, das groß genug fühlte und dachte, den großen „Mann" neben sich nicht mit Neid, sondern mit Freundschaft und Bewunderung anzusehen.

Der Zurückweisung der Vorschläge Friedrichs folgten nun rasch seine Thaten: zu Ende Januar 1741 war ganz Schlesien in preußischer Gewalt. Die Schlacht bei Molwitz am 10. April, die der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau gewinnen half, vervollständigte diese Errungenschaft von Friedrichs Waffen. Während der König, seine Vortheile verfolgend, tief in Mähren eindrang, kamen die französischen Heere über den Rhein, die Baiern drangen bis Passau vor. Der Churfürst von Baiern nahm den 14. August 1741 Linz ein und ließ sich als östreichischem Erzherzog huldigen; die vereinigten Heere drangen bereits auf die Uebergabe Wiens. Hier nun erschien Therese, die sich nicht anders zu retten wußte, in Preßburg, den 11. Septbr 1741, vor dem versammelten Adel und den Ständen Ungarns und rief diese kriegerische Nation, deren Krone sie vor drei Mo-

naten feierlich in Empfang genommen, zu ihrem Retter auf. Im Königsschmuck des heiligen Stephan, mit dem Schwerte umgürtet, dabei ihren sechs Monat alten Sohn Joseph auf dem Arme, hielt die junge Frau eine feurige Rede, in der sie zeigte, wie die Tugenden ihrer großen Ahnen in ihrer Seele eingebürgert waren, und wie sie mit diesen Tugenden klug die verführerischen Reize des verlassenen und verfolgten Weibes zu verbinden wußte. In dieser einzigen Scene erschöpfte Maria Therese die ganze Poesie ihres Lebens, hier allein sehen wir sie als Individuum wirken: der volle Lichtstrahl der Geschichte fällt auf ihr Haupt; später verliert sie sich unter den Massen, und immer schieben sich ihre Minister und Generale, später ihr Sohn vor, wenn wir sie suchen. Wir müssen also großes Gewicht auf diese Einzelthat richten, und wenn ihre prüden und lächerlichen Gesetze, die sie später gab, und durch die sie zugleich mit dem Geist der Geschichte den der Menschenwürde beleidigte, uns widrig berühren, so müssen wir an diesen Auftritt denken, um uns zu vergegenwärtigen, daß doch Größe und Genialität in dieser Frau war, die später so eng bürgerlich hantirte. Die Wirkung, die jenes heldenmüthige Erscheinen hervorbrachte, war mächtig. Die ganze Nation war enthusiasmirt: die Jünglinge und Männer, ganz Flamme und zündender Wetterstrahl, schwuren der Köni-

gin Treue bis in den Tod und Errettung von ihren Feinden. Die Säbel blitzten aus den Scheiden, und wie aus einem Munde tönten die Worte: „Wir wollen sterben für Theresia, unsern König!“

Friedrich, dieser feine Menschenkenner auf dem Throne, vernahm nicht sobald die begeisterten Auftritte in Preßburg, als er nach machiavellistischen Motiven handelnd, durch glatte Klugheit und diplomatische Beredtsamkeit die Flamme des schönen Enthusiasmus, die so hoch emporloderte, zu dämpfen versuchte. Er schickte einen Gesandten nach Ungarn und ließ der Nation feurige Complimente machen; drückte sein Bedauern aus, wenn er sich gezwungen sehen würde, gegen ein Volk, das so edel sei und das er in so hohem Grade achtete, seine siegreichen Waffen zu wenden. Er bat sie bei ihrem schönen Schwur es bewenden zu lassen und nichts zu unternehmen; die Königin könne doch nicht gerettet werden. Maria erfuhr dies, und jetzt haßte sie Friedrich erst recht, da sie merkte, wie er heimlich zu vernichten strebte, was sie durch persönliche That als Weib und Fürstin errungen. Der preußische Botschafter Gotter erhielt den Befehl, innerhalb 24 Stunden Wien zu verlassen. Nun drangen alle diese phantastisch wundersamen Völkerstämme vor, die das civilisirte Europa des achtzehnten Jahrhunderts an die längstvergessenen bruta-

len Horden des Mittelalters erinnerten, nun betraten den Schauplatz des Krieges jene Cumanen, Panduren, Wallachen, Tolpatschen, die den Krieg auf gut tartarisch führten und mit derselben Taktik zu siegen sich vorsetzten, mit der Attila seine Hunnenschaaren siegen gemacht hatte. Die Franzosen erschracken entsetzlich über diese grotesken Gestalten, und es gehörte eine große Anzahl chansons und Pariser Epigramme dazu, um das Heer immer wieder ins Feld zu treiben. Eine zweite Hülfsquelle für Therese in dieser Epoche ihrer drohendsten Gefahr war die moralische Schwäche ihres Gegners, des Churfürsten von Baiern, der nicht als Feldherr und Fürst, ja nicht einmal als Mann zu handeln verstand. Statt dem kühnen Friedrich, der bis Mähren vorgedrungen war und schon in Krems und Stockerau weilte, sich sofort anzuschließen, Wien's sich zu versichern, ging der unkluge Fürst nach Prag, ließ sich dort krönen zum Könige und das Jahr darauf (den 24. Januar 1742) in Frankfurt zum Kaiser. Diese prahlenden Schritte machten ihn bei den Bundesgenossen lächerlich und verhaßt; es war als wendete sich das Glück von diesem Augenblicke unwillig von ihm, da er voreilig dessen Zeichen angenommen hatte. Georg II. von England erklärte sich jetzt entschieden, daß er als Garant der pragmatischen Sanction Mariens Rechte auf das Erbe unterstützen

werde. Ein Heer von Hannoveranern, Hessen und Briten rückte in die Niederlande ein, und eine zweite Abtheilung sollte mit den Franzosen und Baiern im Innern Deutschlands kämpfen. Die Generalstaaten gaben ihrerseits anfangs Geld, später ebenfalls Mannschaft. Nun war Hülfe da. Das Beispiel der Ungarn hatte gewirkt; alle Welt fing sich jetzt an für Therese zu interessiren. In England trug man ihr Bild in Ringen und Gürtelmedaillons; die englischen Damen unterzeichneten eine Million Gulden, die Herzogin von Marlborough allein funfzigtausend Pfund. Maria Therese, in einem sehr richtigen Stolze, nahm diese Gelder nicht an. Die Franzosen wurden nun aus ganz Oestreich vertrieben; der eben gekrönte Kaiser sogar aus seinem Erblande, Baiern, verjagt, und gezwungen in Frankfurt von einer Pension zu leben, die dem länderlosen Fürsten der Prinz von Thurn und Taxis auswarf. Friedrich willigte ein, nach der Schlacht bei Czaslau, die er gewann, Frieden zu schließen, und der Breslauer Traktat (1742) kam zu Stande. Der König erhielt Ober- und Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz.

Therese, obgleich wol fühlend, daß das Glück sie auffallend begünstigt habe, und daß die Erfolge, die sie erlangt, fast wie durch ein Wunder ihr zu Theil geworden, kam auf ihren alten Satz zurück, daß die Erbschaft

ihr ungeschmälert bleiben müsse, und daß daher Schlesien nicht verloren bleiben dürfe. Fürs Erste suchte sie Baiern als Pfand zu behaupten; Khevenhüller und Nadasdy drangen in das Churfürstenthum ein; die Franzosen und die Kaiserlichen wurden verdrängt; durch die Convention von Kloster Niederschönfeld gelangten die festen Plätze Ingolstadt, Straubing und Reichenhall in östreichische Hände und Maria Therese ließ sich feierlich huldigen im Lande ihres Vetters, der vor kurzem in ihrem Lande sich hatte huldigen lassen. Der arme Carl VII. war nun ganz gedemüthigt und sah, unmännlich und feig, seinen einzigen Trost darin, daß er seine Feindin um Gnade bitten wolle. Die Engländer erschienen ebenfalls in Deutschland, Georg II. von seinem Sohne gefolgt, von dem schönen und ritterlichen Herzog von Cumberland, und die mörderische Schlacht zu Dettingen war Theresens Sache äußerst günstig; so wurde auch neue Hoffnung und neuer Ruhm gewonnen durch des Prinzen Carl von Lothringen Uebergang über den Rhein. Diese schnell aufeinander folgenden günstigen Erwerbungen riefen die nie schlummernde Wachsamkeit Friedrichs zu schnellen Thaten. Wenn Therese so fortfuhr zu siegen und mächtige Freunde sich zu erwerben, so konnte sie mit Erfolg hoffen, Schlesien sich wieder zu erobern: Friedrich that also, was er immer zu thun

pflegte, er wartete den Angriff seiner Feinde nicht ab, sondern griff zuerst an, und so stürzte er sich auf Prag, eroberte es, während die Armeen Oestreichs und Englands am Rhein beschäftigt waren, und ließ daselbst nochmals den Schattenkaiser Carl VII. krönen. Die öſtreichischen Schriftsteller können nicht genug Uebles von diesem neuen Angriff Friedrichs sagen: sie sehen darin Treubruch und Hinterlist. Der König habe einst offen erklärt, er ergreife nur die Waffen um Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde und sein Land, und Europa die verlorene Ruhe zu geben, und jetzt erfahre man, daß der zu Frankfurt (d. 13. Mai 1744) zwischen Preußen, dem Kaiser, Ludwig XV., Churpfalz und dem Könige von Schweden (als Landgrafen von Hessen-Cassel) geschlossene Bund einen geheimen Artikel berge, demzufolge dem König, wenn es gelänge dem Kaiser die Krone zu sichern, als Ersatz für die Kriegskosten der Königsgrätzer, Leutmeritzer und Bunzlauer Kreis zu eigen fallen sollten. Friedrich, der immer nur an seinen Ruhm, an die Vergrößerung seiner Staaten dachte, machte sich aus diesen Verunglimpfungen wenig; er lachte darüber, wenn man ihm ernstlich zutraute, der Friede Europas, die Unzerstückelung des heiligen römischen Reiches, oder die Aufrechthaltung dieses oder jenes alten Uebereinkommens läge ihm irgend wie am Herzen.

Er brauchte die üblichen Phrasen, wo er sie zu seinem Nutzen anwenden konnte, er spottete über sie, wo sie ihm hinderlich waren.

Der kecke Schritt Friedrichs hatte nicht die großartigen Erfolge, die der König gehofft; die Franzosen, auf die er sich verließ, zeigten sich — wie sie sich oft und fast immer in diesem Kriege zeigten, als schwach und unzuverlässig: Friedrich mußte sich fürs Erste begnügen, den Elsaß von den Oestreichern frei zu machen, und München dem Kaiser wiederzugeben, der nun wenigstens den Trost hatte, in der Stadt seiner Väter sich ruhig niederzulegen und zu sterben. Carl VII. verschwand vom Schauplatz am 20. Januar 1745. Auch dieser Tod kam Theresen unverhofft zu statten. Sein Nachfolger Maximilian Joseph verzichtete auf jede Ansprüche, indem er sich nur ausbedang, daß seinem Vater der Kaisertitel bliebe. Maria Therese erkannte den „todten“ Kaiser bereitwillig an. Aber sie gab dieses Geschenk, völlig ohne Bedeutung, auch nicht umsonst; sie ließ sich von dem Churfürsten dafür seine Stimme zusichern für ihren Gemahl Franz bei der Kaiserwahl. Wenn diese Angelegenheit sich schon besonders ersprießlich für sie ordnete, so war drei Monate früher ein noch weit günstigerer Akt für sie ins Leben getreten: nämlich in der Quadrupelallianz zu Warschau (8. Juni 1745), in der

sich England, die Generalstaaten, der König von Polen, als Churfürst von Sachsen als Garanten der pragmatischen Sanction öffentlich bekannt hatten, und Polen und Rußland zum Beitritt veranlaßten. Nun stand die verlassene Frau mächtig da, und an Friedrich war es jetzt an seine Rettung zu denken.

Jetzt sehen wir alle Blicke Europas auf Friedrich gerichtet; jetzt beginnt der preußische Adler, dieser interessante Raubvogel, seinen Flug Wir sehen die Pfeile, die zahllos in die Luft fliegen, die Sennen seiner starken Flügel streifen, ihn zuckend niederfallen machen; wir sehen ihn den Boden mit seinem Blute färben, aber immer wieder neu sich erheben, wenn wir ihn schon getödtet wähnten. Es ist ein Unglück für Maria Therese, einen solchen Feind zu haben, der groß schon im Glück war, aber unüberwindlich wurde, wenn er geschlagen ward. Es folgen jetzt die Schlachten, an deren Zahl und Glanz das Auge des Kriegers sich ergötzt, die das Entzücken eines jungen, kühnen, aufstrebenden Volkes waren, das in jedem dieser Siege eine Berechtigung mehr sah, seinen Fürsten anbetend zu lieben, ihn aufopfernd zu bewundern: es folgen die Namen: Habelschwerdt, Hohenfriedberg, Hemersdorf, Kesselsdorf. Der Dresdner Friede 1745 schloß diesen Feldzug. Friedrich hatte aber nicht verhindern können, daß Theresens Ge-

mahl Franz zu Frankfurt zum römischen Kaiser gekrönt, und von ganz Deutschland anerkannt wurde.

Wir nähern uns hier einem Epoche machenden Factum in dem Regentenleben Maria Theresens, nämlich ihrer Verbindung mit Kaunitz. Zum erstenmal, im Frieden von Aachen, sehen wir diese anziehende und einflußreiche Gestalt zur Seite der Fürstin erscheinen, um sie bis zu ihrem Tode nie wieder zu verlassen. Kaunitz ist es, der jetzt denkt, Kaunitz ist es, der jetzt handelt; wenn der Name der Kaiserin irgendwo bei einer wichtigen Handlung steht, so ist immer der seine damit gemeint. Kaunitz ist's, der sie zu der Einwilligung in die Theilung Polens bringt, Kaunitz, der sie veranlaßt an die verhaßte Pompadour zu schreiben. Wir sehen hier das noch nie dagewesene Beispiel eines Ministers, der unbeschränkt über seine Fürstin herrscht, ohne mit ihr durch andere, als durch die Bande der Politik verbunden zu sein.

Wir dürfen den Gang der Begebenheiten nicht unterbrechen, sonst würden wir hier sogleich über diesen merkwürdigen Mann, der die Physiognomie des Jahrhunderts so scharf ausgeprägt an sich trägt, eine Schilderung einschieben; wir versparen jedoch diese bis auf den Schluß unserer Skizze.

Die erste große und wichtige Entscheidung, zu der Kaunitz die Kaiserin veranlaßte, war, ein Bündniß mit

Frankreich einzugehen. Bei dem Abschluß des Aachner Friedens hatte Oestreich Ursache gefunden nicht ganz zufrieden zu sein mit seinen Bundesgenossen, England und Holland. Die Streitigkeiten in den Niederlanden hatten dies gezeigt. Kaunitz schlug im versammelten Staatsrathe der Kaiserin vor, sich von den Seemächten völlig zu trennen und sich Frankreich entschieden zu nähern. In der Allianz mit Frankreich und Rußland, sagte er, würde Großes für Oestreich zu erreichen sein. Dieses Bündniß kam 1756 zu Stande. Jetzt erhoben sich Frankreich und Oestreich gegen England, dem sich rasch Preußen verbündete.

Kaunitz war groß, denn er erkannte Friedrichs Größe, die Maria Therese nicht erkannte, er ergriff jetzt das Mittel, ihn, dem er keinen großen Feldherrn entgegen setzen konnte, durch die Massen niederzuschmettern, und es war ihm in der That gelungen, eine ungeheure Macht, die verbündeten Oestreicher, Russen, Franzosen, die Reichsvölker, die Schweden und die Sachsen gegen Friedrich in Waffen zu bringen. Aber materielle Macht hat noch nie über den Geist gesiegt. Der Friede zu Hubertsburg ist ein Beweis mehr für diesen Satz.

Der Aachner Frieden beendet die erste Epoche in Mariens Regentenleben, er schließt den Kampf um ihre Krone und ihr Erbe ab, die beide ihr hinfort gesichert

blieben bis auf Schlesien, das verloren war und blieb, und dessen Verlust die Fürstin aus einem gewissen Antrieb der Ehre und des Eigensinns, beide Eigenschaften mischen sich oft seltsam in ihren Entschlüssen, nicht verschmerzen konnte. Sie, die als sie den Kampf begann, gewärtig sein mußte Alles zu verlieren, war, als der Kampf beendigt, nicht zufrieden mit den oft an ein Wunder grenzenden Zugeständnissen des Glücks. Sie achtete es gering, wie es scheint, daß der Kaiser ihr zur gelegensten Zeit starb, daß England sich plötzlich und so wirksam für sie entschied und dadurch die anderen Mächte, die da zögerten und unschlüssig waren, mit zu ihrem Schutze herbeizog; sie achtete ferner den gar nicht vorauszusehenden Glücksfall nicht, daß Elisabeth von Rußland, aufs Neue persönlich durch Friedrich gereizt und in Zorn gebracht, sich auf das entschiedenste für Oestreich erklärte und die ungeheuren Truppenmassen, über die sie befahl, zu Hülfe sendete. Der Aachner Frieden hätte Therese auf den Knieen sehen sollen, dem Himmel dankend, der sie auf einem Throne erhalten hatte, den fast ganz Europa ihr zu entreißen sich verbündet hatte, allein er fand sie mißvergnügt über den Verlust von Schlesien und einigen an Sardinien abgetretenen Bezirken von Mailand, Parma, Piacenza und Guastalla schmollend.

Jeder Friedensschluß enthält den Keim zu künftigen

Kriegen; so auch der Aachner Traktat, der schwankender und unbestimmter abgefaßt war, als seine nächsten Vorgänger. Ludwig XV., jetzt der Verbündete Oestreichs, war entschlossen, die spärlichen und welken Lorbern, die seine Heere bisher eingeerntet, durch neue, frische und zahlreiche zu ersetzen. Von den verbündeten Mächten fingen nun Frankreich und England offenen Krieg miteinander an, während Oestreich und Preußen im Geheim miteinander grollten. Friedrich suchte auch hier den ersten Schritt zu gewinnen, und er that dies durch die allerdings nicht zu entschuldigende Plünderung des Dresdner Archivs, dessen Repositorien dem von ihm bestochenen Kabinets-Kanzellisten Menzel offen standen. Hierdurch erfuhr er die Plane, die die verbündeten Höfe von Wien, Petersburg und Dresden gegen ihn schmiedeten. Aus diesen Schriften schuf Friedrich eine Anklage gegen die Höfe, und ohne die Antwort oder Vertheidigung der Angeklagten abzuwarten, war er schon am 29. August 1756 mit einem zahlreichen Herr in Sachsen, und durch dasselbe ziehend an der böhmischen Grenze.

Die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges sind sehr bekannt; es liegt durchaus nicht im Zwecke dieser Darstellung, Beschreibungen, die sich anderswo finden, hier wiederum einzuschalten. Wir bemerken nur,

daß die Gestalt Maria Theresens von der Schaubühne fast ganz verschwindet, und wir müssen sie in der Hofburg zu Wien aufsuchen, wo sie sich mit den Sitten ihrer Hauptstadt beschäftigt und, sich um die inneren staatlichen Einrichtungen kümmernd, Umgestaltungen und Verbesserungen anordnet, Verbesserungen, die oft keine waren.

Was den Krieg selbst betrifft, so ist's dem Ehrgeiz und dem Eigensinn der Kaiserin nicht zu verzeihen, daß sie stets die Feindseligkeiten noch weiter fortgesetzt wünschte, und daß sie die wiederholten Anträge Friedrichs, Frieden zu schließen, von der Hand wies. Sie, die als Muster frommer Fürstentugenden gepriesen wird, sie konnte es ertragen, das maaßlose Elend, das Krieg, Seuchen und Hungersnoth in allen Gauen Deutschlands, in ihren eignen Erbländern nicht minder, auf grausenvolle Weise zur Schau legten, mit ruhigen Blicken anzusehen und immer nur die Plane der Wiedereroberung des Verlorenen vor Augen zu haben. Als alle Welt schon den Frieden wollte, wollte sie ihn noch immer nicht; auf ihre Brust allein drückte nicht die schwüle, von Blutdünsten und Pesthauch geschwängerte Atmosphäre; sie beachtete in all dem Jammer, in dem Durcheinander drohender Geschicke und großer Entscheidungen nichts als sich und ihr verkürztes Erbe. Wenn dies nicht Fürstenegoismus ist, so gibt es keinen.

Im Jahre 1765 folgen nun die so oft gepriesenen Schaustellungen der Wittwentrauer. Ein Fürst stirbt, von dem die Geschichte nichts zu erzählen hat; aber er ist der Gemahl Maria Theresens, sie hat ihn mit exemplarischer Treue geliebt, und ganz Europa muß daher ihre Trauer erfahren. Das alte Schloß zu Inspruck, wo er gestorben, wird zu einer Kapelle umgewandelt und Therese stiftet ein adeliges Damenkapitel, dessen Aebtissin sie werden will, um, der Krone entsagend, ewig in Trauer und Gebet an dem Sarge des Dahingeschiedenen zu knien. Zum Glück läßt sie sich von diesem Entschluß abbringen und kehrt wieder in die Hofburg zu Wien zurück. Ein Jahr vorher (d. 24. März 1764) hat sie ihren Sohn Joseph zum Mitregenten angenommen, und den 3. April ist er zu Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden. In dieser Zeit vermählt sie auch ihren Sohn Leopold mit der Infantin von Spanien. Kurz, eine Menge Familienangelegenheiten, von denen Europa Zeuge ist; dazu kommt ein Krankenlager. Die Pocken befallen die edle Familienmutter und richten die Reste ihrer Schönheit zu Grunde. Der Arzt Van Swieten erhält bei dieser Gelegenheit europäischen Ruhm und wirkt gemüthlich, diplomatisch und in gelehrten Missionen. Er ist ein gütig behandelter Freund seiner Herrin, der er Rath gibt, und von der er gutmüthige

kleine Neckereien zu erdulden hat. Eine große Anzahl langweiliger Anekdoten dreht sich einzig um diesen Arzt Van Swieten und die Kaiserin.

Wir gehen jetzt zu der dritten Epoche über, die die Betheiligung Theresens an der Zerstückelung Polens und an dem bairischen Erbfolgekrieg enthält. Die Einwilligung zu jener Theilung gab sie, nachdem sie erst lange sich hatte von Kaunitz überreden lassen. Es ist auffällig, daß sie dennoch einwilligte. Eine Fürstin, die stets Europa gegenüber ausgesprochen hatte, daß sie ihr Recht, und nur ihr Recht wolle, daß man nicht wagen dürfe auch den geringsten Theil ihres Erbes ihr vorzuenthalten, mußte nothwendig dieselben Grundsätze auch auf die Rechte und das Besitzthum anderer Völker und Souveraine ausdehnen. Man hat angeführt, sie habe den Krieg vermeiden wollen, da Rußland und Preußen, im Fall Oestreich nicht gutwillig in jene Theilung willige, die Kriegserklärung schon bereit gehalten habe; freilich ist dies ein trefflicher Grund, man könnte aber nur dann fragen weshalb, da sie hier so schonend dachte über Menschenleben und die Noth der Länder, sie nicht auch ein wenig von dieser achtbaren Gesinnung in Anwendung brachte, als es sich um ihre eignen Interessen handelte? Bei jedem andern Fürsten wäre diese Frage aufzuwerfen müßig, denn die Politik und der Ehrgeiz,

so wie der Wunsch, sich an Macht und Länderbesitz zu vergrößern, siegen bekanntlich über manche Bedenken und Rücksichten: nur bei Theresen ist es nöthig, sich nach den Motiven näher umzusehen, da diese Fürstin als die den strengsten rechtlichen Prinzipien folgende Machthaberin geschildert wird, als die einzige Unantastbare dem Machiavellismus ihrer gekrönten Zeitgenossen gegenüber. Bei der Theilung Polens hat sie sich wenigstens als solche nicht gezeigt; oder sollen wir annehmen, daß sie schon damals sich gar nicht mehr um die Geschäfte kümmerte, daß sie völlig in Andacht und Wittwentrauer versenkt, Kaunitz unumschränkt schalten und walten ließ? Sie befahl ihrem Gesandten in Berlin eine Note zu unterzeichnen, durch welche vorerst die vollkommene Gleichheit der Antheile der drei Höfe festgesetzt ward, daraufhin wurde der 1. September 1772 zum Tage der gemeinschaftlichen Besitzergreifung erklärt. Dem Könige von Polen, diesem unglücklichen Stanislaus, dessen tragische Gestalt wir schon andern Orts näher geschildert haben, wurde eine gemeinschaftliche Erklärung über die Nothwendigkeit und Beschaffenheit dieser Theilung, und den versammelten Reichsständen Abhandlungen über die staatsrechtliche Begründung der Ansprüche der drei Reiche vorgelegt. Die östreichischen Archive mußten uralte Documente herliefern, und man ging hinauf bis zu dem

Lithauischen Jagello und die Königin Hedwig. Die Federn der Kanzelleien arbeiteten unermüdlich, und der unglückliche Reichstag in Polen war nicht minder zu bedauern, daß er diese Prachtstücke kolossaler deutscher Gelehrsamkeit durchlesen mußte, als da er auf der andern Seite die glatte aber determinirte Impertinenz des russischen Gesandten, der da befahl, ohne sich viel auf Gründe einzulassen, hinnehmen mußte.

Im Jahre 1773 willigte Therese ein, den Jesuitenorden aus ihren Staaten zu verbannen. Auch hierzu ließ sie sich lange bitten, denn sie war dem Orden gewogen und ging nur zögernd auf die Beweise ein, die man ihr über die Gefährlichkeit der Väter anführte. Der Orden, wie nicht zu leugnen ist, hat immerdar für Oestreich großen Nutzen geleistet.

Maximilian Joseph III., Sohn jenes Churfürsten, nachmaligen Kaisers Carl VII., der Theresen so viel Widerwärtigkeiten bereitete, starb ohne leibliche Erben, und es fragte sich nun, wer Baiern in Besitz nehmen sollte. Das Churhaus Pfalz, über das ein Vetter Maximilians, Carl Theodor, regierte, machte Ansprüche, die als die nächsten und begründetsten erschienen, und der Churfürst schrieb Maria Theresien „er wolle sein Vertrauen auf den Kaiserlichen Hof setzen, und mit ihm über die Erbfolgesache übereinkommen." Diese offene und freimüthige

Erklärung schmeichelte Theresen; sie sah es gern, daß man vor Allen sie zur Schiedsrichterin erklärte. Sogleich wurden wieder die Archive geöffnet, und wie damals dem polnischen Reichstag, jetzt dem Münchner Hofe eine gründliche Darlegung der Verhältnisse und Rechte zugesendet. Man unterhandelte im Stillen; den 31. December 1777 wurde mit Carl Theodor eine Convention abgeschlossen, derzufolge Oestreich jene Länderstrecken sich aneignete, die es 1426 durch die Belehnung vom Kaiser Siegmund erhalten, dazu noch den Heimfall der böhmischen Lehen in der Oberpfalz. Auch wurde mit Zuziehung des Herzogs von Zweibrücken ein Tauschprojekt unterhandelt, welches bezweckte, alle bairischen und pfälzischen Lande gegen die Niederlande einzutauschen. Auf diesen letztern Plan scheint Oestreich viel Gewicht gelegt zu haben. Kaum wurden jedoch die Verhandlungen öffentlich, als Friedrich sogleich Einspruch that und sogar dem Reichstag zu Regensburg eine förmliche Beschwerde gegen den Wiener Hof eingab. Er verlangte, daß in Baiern Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt werde. Man konnte ihm nicht anders als zurückweisend hierauf antworten, und der Krieg nahm seinen Anfang. Die Streitigkeiten dauerten jedoch nicht lang, es kam zu keiner irgend bedeutenden Schlacht. Schon den 13. Mai 1779 wurde der Friede zu Teschen

geschlossen. Oestreich erhielt den Theil Baierns, der zwischen Donau, Inn und der Salza liegt, der Churfürst die böhmischen Lehen, Sachsen, Mecklenburg, Preußen erhielt keinen Länderbesitz, sondern nur die Versicherung Oestreichs, daß dasselbe sich der Vereinigung der Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit der Primogenitur des Hauses Brandenburg nicht widersetzen wolle.

Bei diesem Kriege gestaltete sich auch der Kaiserin Verhältniß zu ihrem Sohne eigenthümlich. Man hat oft Catharina II. getadelt, daß sie ihrem Sohne durchaus keine selbständige Wirksamkeit gestattete, und Marien gepriesen, daß sie den ihrigen zum Mitregenten angenommen. Wir sehen, wie hier ein Fall eintritt, wo Maria ähnlich handelt. Allerdings hatte sie ihn zum Mitkaiser angenommen, allein sie lähmte und vernichtete seine Macht gerade da, wo der junge Fürst seinen Ruhm und Stolz suchte, diese Macht zu zeigen; so bei dem eben besprochenen bairischen Erbfolgekriege. Joseph dürstete nach der Gelegenheit, seinem bewunderten Vorbilde, dem Helden des Jahrhunderts, in Waffen gegenüber zu stehen. Die Mutter wußte dies und kannte den leidenschaftlichen und ehrgeizigen Charakter des Sohnes; sie wußte also auch, wie tief es ihn kränken, wie bitter es ihn demüthigen mußte, wenn sie ihn verhinderte, den Frieden so glänzend und für Oestreich ruhmvoll herbei-

zuführen, wie der Plan hierzu seinem Geiste vorschwebte, und wie er Muth, Kraft und Geschicklichkeit besaß, ihn in Wirklichkeit durchzusetzen. Sie schickte Befehle, die geradezu die Befehle des Sohnes durchkreuzten. Es scheint, daß es besser gewesen wäre, ihm keine Macht zu vertrauen, als sie ihm zu geben mit dem eigenwilligen Vorbehalt, sie ihm zu jeder Stunde wieder zu rauben. Der Großfürst Paul verlangte damals den Oberbefehl über die Armee, die nach Schweden ging; alle Welt erschrack über die Härte Catharinens, die ihm die Gewährung dieses Wunsches versagte: hätte sie sie ihm gewährt und ihn dann im entscheidenden Moment so machtlos gemacht, wie Therese Josephen, so, dünkt uns, wäre dies noch viel härter gewesen.

Maria Therese hatte ihr vierundsechzigstes Jahr erreicht; ihre sonst so feste Gesundheit wurde schwankend; sie hatte eine ungewöhnliche Corpulenz erlangt und diese verband sich mit einer Anlage zur Wassersucht. Eine Erkältung, die sie sich bei Gelegenheit einer Procession, von denen sie keine zu versäumen pflegte, zuzog, brachte ihr Ende herbei. Sie starb den 29. November 1780, gesegnet und aufrichtig beweint von ihrer Hauptstadt, deren zahllosen Armen sie wahrhaft eine Mutter und Helferin gewesen war. Das Verdienst frommer Wohlthätigkeit ist ihr im hohen Grade eigen gewesen,

so wie sie auch immerdar von gutem Willen durchglüht war, und, wenn das Schicksal sie nicht auf einen Thron, sondern in die Mitte einer zahlreichen und wohlgeordneten achtbaren Familie berufen hätte, wäre sie eine äußerst würdevolle und in strengster Rechtlichkeit die Ihrigen führende und leitende Hausfrau geworden. Die Künste und Wissenschaften beschützte sie nicht, denn sie verstand von keinem dieser Dinge etwas; weder hatte sie Freude an Gemälden, noch ein Ohr für Poesie, noch Geschmack für Musik. Was in Aufmunterung und Unterstützung Betreffs dieser Culturzweige geschah, geschah, wie es in monarchischen Staaten immer geschieht und wie es einmal erblicher Gebrauch ist. Dennoch hat man Maria Therese Beschützerin der Künste und Wissenschaften genannt; sie war es mit eben dem Recht, wie es hundert andere Fürsten waren und noch sind; nämlich sie ließ bestehen was einmal eingerichtet war, stiftete auch wol hier und da ein neues Kunstinstitut, und wenn die Akademien und Kunstsäle die gehörige Anzahl Produktionen, gelehrte Reden und Bücher zu Tage förderten, die sie zu Tage zu fördern einmal für allemal angewiesen waren, um ihren Namen und ihre Titel zu rechtfertigen, so war es damit gut und der Staat war mit dem versehen, was man Kunst und Wissenschaft zu nennen pflegt. Ein Fürst, der in Wahrheit die Künste

beschützt, prägt denselben einen so eigenthümlichen Charakter auf, daß nicht allein sein Land, sondern die ganze civilisirte Welt daran Theil nehmen muß, sie mag wollen oder nicht.

Was Theresens Aeußeres betrifft, so hat gewiß der Leser irgend einmal ein Portrait gesehen, sei es in einer Gemäldegalerie oder in einem Buche, das eine wohlbeleibte Matrone darstellt, mit strengfreundlichen Zügen, in Schwarz gekleidet, und er besinnt sich, daß es die Kaiserin-Königin war. Der eigenthümliche Schnitt des kleinen schwarzen Florhäubchens, das an der hohen Stirne zurückgestrichene, stark gepuderte Haar und endlich das Flortüchelchen, das eng um den Hals schließt und in zwei Spitzenenden am Busen niedergeht, der gegen die damalige Mode sehr verhüllt ist und an dem Brustpanzer von starrer Form keine Demanten und Perlen zeigt: Alles an diesem Bilde ist charakteristisch und deutet auf einen besonderen Willen hin, der absichtlich den Gesetzen der Mode entgegenarbeitet. Und so war es auch. Einst soll sie die Künste der Toilette geübt haben, versichert man, allein sie gab sie rasch auf, weil sie sie einestheils als sündlich betrachtete, anderntheils, weil sie nur ihrem Gemahl gefallen wollte und sicher war, daß sie ihm gefiel, auch in der einfachsten, in der schmucklosesten Kleidung. Gute Frauen und treue

Ehegattinnen haben diese Vernachlässigungen oft in ihrer Art. Der östreichische Plutarch sagt in respektvollen Ausdrücken: „Maria Theresia war größer als die meisten Frauen, aber die vollkommene Proportion ihrer Gestalt zeichnete sie noch mehr aus als ihre Größe. Ihr Angesicht war ein schönes Oval, belebt durch milde und doch feurige (obwol nur graue) Augen, geziert durch die herrlichste Farbe, durch die gebogene Nase der Habsburger, durch einen überaus lieblichen Mund, der die aufgeworfene burgundische Lippe nicht mehr hatte. Sie war mehr blond wie alle Habsburger, glich aber doch mehr ihrer Mutter als ihrem Vater, obwol auch von jener in manchen Zügen und im Ausdrucke ganz verschieden. Als sie älter wurde, verlor ihre Gestalt das schöne Ebenmaß. Einst so schlank, wurde sie sehr fett, und die Pocken, die sie in ihrem 49. Jahre an den Rand des Grabes gebracht hatten, entstellten vollends dieses Meisterwerk der Schöpfung. Ihr Anstand war majestätisch, ja heroisch, wie ihr Thun. Sie besaß die unschätzbare Herrschergabe nach Willkür zu erscheinen, wie jedesmal die Gelegenheit forderte: freundlich oder gebietend, ermunternd oder in Schranken haltend. Ihre Stimme war hell, die Sprache rasch, begleitet mit vieler und lebhafter Geberde, der feurigste Ausdruck in jeder Bewegung. Ihn mäßigte zwar stets die hohe königliche

Würde, aber unverkennbar schimmerte ihr Temperament, das rein sanguinische durch.“ —

Diesem Urtheil steht manches andere entgegen, das unmittelbar die Zeitgenossen gefällt haben, doch würde es uns zu weit führen, wenn wir über eine Fürstin, die eine Ehre darin suchte, keine glänzende und interessante Erscheinung nach Außen hin zu zeigen, die rigoristisch alle jene gewinnenden Künste der Anmuth und der Geisteslebendigkeit von sich verbannte und an Andern verfolgte, die nicht die leiseste Ahnung von dem Zauber hatte, den eine Frau, selbst wenn sie mit allen Kronen der Welt geschmückt wäre, nie außer Acht lassen darf, um sich der Herrschaft über die Männer zu versichern, sie zu Thaten des Muths und der grenzenlosesten Ergebenheit anzufeuern — wir sagen es würde uns zu weit führen und dabei völlig nutzlos sein, wenn wir über das Aeußere einer solchen Fürstin viel Worte verlieren wollten. Eine ihrer Töchter besaß alle jene eben bezeichneten Eigenschaften, es war jene unglückliche Marie Antoinette, berühmt durch ihre Antipathien und Sympathien, durch ihre Koketterie, durch ihre graziöse Laune, und endlich durch ihre Standhaftigkeit und Größe im Unglück; aber gerade diese Tochter war nicht der Liebling der Mutter, die ihre Vorliebe einer gravitätischen Erzherzogin schenkte, die frühzeitig Aebtissin eines Klo-

sters wurde und das Muster einer pedantischen Nonne, einer hochmüthigen, strengkalten Fürstentochter war. Auch ihr Sohn Joseph war ihr zu genial und sie hatte fortwährend an ihm zu tadeln; oft sogar in Gegenwart des Hofes gab sie ihm demüthigende Zurechtweisungen, wofür er sehr respektvoll ihr die Hand küßte.

Frau Caroline Pichler hat uns in ihren neuerdings erschienenen Denkwürdigkeiten einige anziehende Umstände aus dem häuslichen Leben der Kaiserin aufbewahrt. Frau Carolinens Mutter war Kammerfrau bei der Kaiserin, als diese schon in vorgerückten Jahren war. Wir erfahren hierdurch, daß diese Dame entsetzlich geplagt wurde, indem man sie an einen zugigen Ort zwischen zwei offenen Fenstern setzte und sie da schreiben oder lesen ließ, daß demnach die Kaiserin wenig Rücksicht auf ihre Dienerschaft nahm, und machthaberisch die anhaltendsten und erschöpfendsten Dienste forderte. Die durch diese Behandlung herbeigeführte Kränklichkeit der Jungfer Greiner war aber nicht die einzige ihr zugefügte Unbill, sondern man verhinderte das Mädchen zu heirathen, als es gerade dazu die größte Lust bezeigte. Die Kaiserin liebte nicht, daß eine Dienerin, an die sie sich einmal gewöhnt hatte, ihr durch Heirath entzogen wurde, und so gebot sie der Liebenden zu warten. An und für sich sind diese Umstände sehr wenig wichtig,

bei der bekannten Denkungsart Maria Theresens erhalten sie jedoch Bedeutung. Die Tyrannei der Kaiserin in Ehesachen wird hier zwar nur angedeutet, allein doch schon mit sehr merkbaren Zügen. Aus anderen Quellen schöpfend, wissen wir jedoch zur Genüge, wie weit diese Eingriffe in die persönliche Freiheit, in das geweihte Asyl der Familie und des Hauswesens gingen. Hier trifft Maria Therese mehr als ein gegründeter Vorwurf, ja sie erscheint mit ihrer engherzigen Sittendespotie, mit ihrer beschränkten Ansicht über die Ehe und die Stellung des Weibes, mit ihrer bis zur Grausamkeit gehenden Intoleranz und ihrem derben Eingreifen in die zartesten Verhältnisse wahrhaft Schrecken erregend, sie, die sonst so würdevoll und vertraueneinflößend erscheint. Daß sie für ihre Person nichts von den Grazien der höheren Geselligkeit wußte, daß ihr nie, auch nicht auf die entfernteste Weise, in den Sinn gekommen war, wie es der edlen Frauen Amt und Pflicht sei, das Leben, das leicht in Enge und qualvolle Schwere versinkt, durch die Anmuth graziöser Formen, durch den Hauch blühender Geistescultur und durch die tausend Reize genialer Sittlichkeit, die zugleich die höchste Schönheit, die lebendigste Wahrheit, die reinste Tugend ist, zu verherrlichen, wollen wir ihr nicht anrechnen, denn Niemand kann sich geben was ihm versagt ist; allein, daß sie sich unterfing —

sie, eine durch und durch prosaische Natur — mit wahren Keulenschlägen ihres Scepters ihre Hauptstadt zu zwingen, so und nicht anders über Geselligkeit, Familienglück und Frauenehre zu denken, wie sie dachte, das ists, was der Menschenfreund bitter tadeln muß. Und welche Mittel wandte sie an, um ihrem Ausspruch Geltung zu verschaffen! Welch eine fluchwürdige Espionage, die sich in die intimsten Verhältnisse der Familien, in die keuschesten Geheimnisse der Ehe eindrängte, wucherte unter ihrem Schutze. Wir führen nur die Machinationen an, die sich die sogenannte Keuschheitscommission zu üben erfrechte; wo edle Frauen, auf schimpfliche, in Dunkel sich hüllende Anklagen, ungehört verdammt, ihren Familien entzogen und in die Mauern eines Klosters eingekerkert wurden; wie andere zur Ehe gezwungen wurden durch alle Grade elterlicher Despotie hindurch, die als letztes Mittel den Befehl der Kaiserin vorwies. So wurden die jammervollsten Ehen geschlossen, die glücklichsten oft getrennt. Es ging so weit, daß Niemand sich mehr getraute sein Haus der geselligen Freude, den schuldlosesten Festen zu öffnen, daß alle socialen Verhältnisse unter der Geißel einer mehr als puritanischen Strenge seufzten. Wir wollen gern bekennen, daß die Kaiserin hierbei immer die beste Absicht hatte, allein genügt diese, und kann der Despotismus nicht ebenso

sich entschuldigen? Wir haben gelesen, wie die Kaiserin dem Prinzen Rohan, dem französischen Gesandten in Wien verbot, kleine Soupers zu geben, bei denen Frauen erschienen und die nach Pariser Sitte spät in der Nacht endeten. Geschah dies mit dem Gesandten, und noch dazu mit dem Gesandten der Macht, der man schmeichelte, wie mag es erst anderen Häusern ergangen sein.

Um den Vorwurf nicht auf uns zu laden, daß wir, trotz der nur flüchtigen Skizze, denn nicht mehr haben wir zu geben versprochen, irgend etwas ausgelassen haben, was zum Ruhm der Kaiserin-Königin beiträgt, wollen wir die Verbesserungen in den Verwaltungszweigen und im Heer nachzählen, wie sie uns der östreichische Plutarch vorzählt. Es kann hier natürlich nicht der Ort sein, zu untersuchen, ob und wieviel wirklich die Kaiserin hier in eignem Willen und Wissen, und aus persönlicher Anschauung und Beurtheilung der Personen und Verhältnisse, wie dies Catharina und Friedrich thaten, gehandelt hat, genug, „es geschah unter ihrer Regierung.“

Das alte Gesetzbuch, die Carolina, berüchtigt durch seine furchtbaren Strafedikte, durch die Anwendung der Tortur, die es vorschreibt, wich einem Codex in milderen Formen und zeitgemäßer geordnet. Das neue Gesetzbuch erhielt den Namen Theresiana. Aber auch hierin

noch waren empörende Martergrade vorgeschrieben, um den Leugnenden Geständnisse zu erpressen; es gelang später, die Tortur gänzlich abzuschaffen und die Todesstrafe nur den gefährlichsten Verbrechen, die die Grundlage der menschlichen Vergesellschaftung erschüttern, zuzuerkennen. Ein Mann, den rühmlich die Geschichte wie die Poesie Oestreichs nennt, der Freiherr von Sonnenfels, erwarb sich bei Wegräumung dieser mittelalterlichen Barbarei Verdienste.

Die geliebten Ungarn, diese ritterlichen Helden, die die Ersten gewesen waren, den schwankenden Thron des sechsten Carl zu stützen, fanden in Maria Therese eine höchst wohlwollende Beschützerin. Es ist ohne Zweifel ein Zug der Größe, der dem Herzen Theresens Ehre macht, daß sie jenen Beweis der Aufopferung und Treue, den sie auf dem Landtag zu Preßburg erhielt, nicht vergaß. Unter den früheren Regenten aus dem Hause Habsburg waren die Ungarn stiefmütterlich behandelt worden, sie waren demnach öfters auffässig geworden und es gab weder Vertrauen auf der einen, noch die gehörige strenge Gerechtigkeit auf der andern Seite. Maria Therese gab ihnen nicht allein ihre früheren Rechte aufs Neue beglaubigt und verbrieft zurück, sie sorgte auch, daß der Name der Ungarn in ihren Staaten immer zuerst und mit den größten Ehren genannt

wurde. Graf Ludwig Batthiany, der letzte Palatin von Ungarn, starb am Hofe, persönlich befreundet und als Rathgeber geschätzt von seiner Fürstin.

Für Illyrien und Siebenbürgen wurden gleichfalls Verbesserungen der innern Verwaltung eingeführt; das Letztere 1764 zu einem eignen Großfürstenthum erhoben.

Unter Theresiens Regierung wurde die Ritterakademie zu Kremsmünster gestiftet, eine für den Adel allerdings sehr wichtige Erziehungs- und Versorgungsanstalt, dann das Theresianum, der Savoyische und Löwenburger Convict, die orientalische Akademie, die Akademie der bildenden Künste, die Akademien zu Brüssel, Roveredo und Mantua, die Sternwarten zu Wien, Mailand und Pavia.

Wir haben eine gerechte Scheu, die große Liste Gelehrtennamen abzuschreiben, die wir, als unter der Regierung Theresens erblühte große Männer, in unserm Leitfaden angegeben finden. Es sind Namen, die fremd ins Ohr klingen, außer einigen wenigen, die auch fürs übrige Deutschland bekannt worden. Unter den Dichtern: Denis, Metastasio, Mastalier; unter den Künstlern Kempelen; ein paar Namen haben europäischen Ruf: Gluck, Hasse. —

1766 wurde ein Hofkommerzienrath gegründet, um den Geist des Handels und der Gewerbe zu heben.

Eine Anzahl neugegründeter Fabriken machte sich in den Erbstaaten bemerkbar. Von 1760 bis 1770 kam in Handel und Gewerbe ein besonders auffälliger Schwung. 1774 wurde ein neuer Zolltarif gegeben.

Außer Kaunitz, der während zwei Drittel der Regierung Theresens Eines und Alles war in Staatsgeschäften, machten sich noch Horneck, Justi, Sonnenfels, die Grafen Haugwitz, Hatzfeld und Zinzendorf bemerkbar. Sie wandten ihre Thätigkeit besonders der innern Verwaltung zu, und die Zweige der Staatswirthschaft, des Handels und der Industrie ergrünten durch ihre Vorsorge, durch ihre weise Wachsamkeit. Die Studien und gelehrten Anstalten hatten an Van Swieten einen Förderer; Bourguignon, Morlini und Riegger folgten seinem Vorgange. Was das Departement des Kriegs betrifft, so beschränkt sich Theresens Aufmerksamkeit auf die Anlegung und neue Organisirung einiger Kadettenhäuser und Militairakademien. Der Fürst Wenzel Lichtenstein, nächst ihm Rouvroy und Alfson erwarben sich Verdienste um die Verbesserung der Artillerie. In Wien, Mecheln und Antwerpen wurden Invalidenhäuser gebaut.

Von den Orden, die die Kaiserin-Königin gestiftet, ist der Theresienorden, nach der Schlacht von Collin gegründet, der im übrigen Deutschland bekannteste, nächst ihm der Elisabethorden, schon von Theresens Mutter

geschaffen, von ihr jedoch erweitert, dann der Stephansorden, den theuren Ungarn zu Liebe gegründet 1764.

Wir gehen jetzt, wie wir es versprochen haben, zu der Schilderung des Grafen, nachmaligen Fürsten Wenzel Anton Kaunitz über, der wir einige Notizen über den General Laudon beifügen wollen.

Der geistvolle Sonderling und der eminente schöpferische Kopf, von dem wir hier reden, hat, trotz dessen, daß er aus guter und selbst angesehener Familie entsprang, seinen Weg sich selbst gebahnt und Maria Therese kann sich nur rühmen, ihn später gehalten, keineswegs ihn gefunden oder gar sich heranerzogen zu haben, wie Catharina es mit ihren Ministern thun mußte. Kaunitz kam zu Oestreich, nicht zu Maria Therese; jedem andern Fürsten hätte er ebenso treu und aufopfernd seine Dienste gezollt, denn diese galten dem Lande, nicht der Person des Fürsten. In Kaunitz stellt sich das Oestreich dar, das eine Berechtigung hat, neben Preußen genannt zu werden, das Oestreich des achtzehnten Jahrhunderts. Als dieser ungewöhnliche Mann auf der Schaubühne erschien, ging ein Flüstern unter den Zuschauern; Jedermann wußte nun, daß eine große Rolle einem großen Talente zugefallen war. Unter allen der Erste, der die Begabung des neuen Ankömmlings aus seinem ersten Auftreten sogleich herausmerkte, war Friedrich.

Wie sehen wir ihn in seinem Kabinet zu Sanssouci erschrecken, und doch zugleich freudig staunen, als er zum erstenmal von diesem Grafen Wenzel Anton und seinen Reden im Staatsrath zu Wien in den geheimen Depeschen seines Gesandten liest! Auf diesen Namen lauscht er nun; wo er ihn aus dem brausenden Sturm dieser tausende von Namen, die täglich um sein Ohr toben, heraushört, wird er aufmerksam und überlegt das schon Ueberlegte nochmals. Das Schwert Daun's, über das der Pabst den Segen gesprochen, fürchtet er nicht, aber er fürchtet die Feder dieses Mannes, dem er nie im Felde begegnet, der aber doch das Mittel entdeckt hat, ihm die blutigsten Wunden zu schlagen. Als Kaunitz das Bündniß mit Frankreich, Rußland und Sachsen zusammengebracht hatte, merkte Friedrich, welche Kräfte es waren, gegen die er eigentlich sich zu waffnen habe.

Das Geschlecht der Kaunitz stammt aus Mähren, wo ihre Familienburg von Otto von Kaunitz während der Regierung des Markgrafen Conrad von Mähren gegründet ward. Wenzel Anton, von achtzehn Geschwistern der fünfte Sohn, ward früh zum geistlichen Stand bestimmt und schon in der Wiege Domicellar zu Münster. Der Tod der älteren Brüder änderte seine Laufbahn und er ging in den Staatsdienst über, nachdem er abwechselnd in Wien, Leipzig, Regensburg und Leyden

studirt hatte. Carl VI. machte ihn 1737 zum Reichshofrath, bald darauf zum Commissarius bei der permanenten Reichsversammlung zu Regensburg. Im Jahr 1741 beginnt seine diplomatische Wirksamkeit, indem ihm schnell nacheinander Sendungen nach Florenz, Rom und Turin anvertraut wurden. Dieser dreijährige Aufenthalt in Italien war äußerst bildend für den angehenden Staatsmann; er lernte hochgestellte Personen und schwierige Verhältnisse, zu deren Beilegung und Lösung er beizutragen glückliche Gelegenheit fand, kennen. Bei der Vermählung Maria Anna's, Theresens einziger Schwester, mit dem Herzog Carl Alexander von Lothringen, dem Bruder Franzens, Theresens Gemahl, nahm Kaunitz die Oberhofmeisterstelle bei dem zum Generalgouverneur der Niederlande ernannten Herzog an; mit dieser Stelle war auch der Gesandtschaftposten in Brüssel verbunden. Als die Erzherzogin Anna starb und bald darauf Brüssel von den Franzosen eingenommen wurde, bat Kaunitz ihn aus seiner Stellung zu entlassen. Maria Therese gewährte ihm diese Bitte nicht, erlaubte ihm nur in Aachen die Bäder zu brauchen. Hier in Aachen lernte er die berühmtesten Staatsmänner der streitenden Mächte kennen, da der Pacifikations-Congreß dorthin verlegt worden war. Von Aachen kam Kaunitz nach Wien, um 1747 nach London gesendet zu werden; eben-

falls eine höchst schwierige, und wenn sie gelang, äußerst dankbare Mission, denn es galt, die eigentliche Gesinnung eines bis jetzt sich schwankend zeigenden Alliirten zu erforschen.

Nach Abschluß des Aachner Friedens und nach den darauf folgenden Ereignissen, die eine Entscheidung dringend nöthig machten, kam Kaunitzens Haupt- und Lieblingsplan zu Stande, Oestreich mit Frankreich eng zu verbinden. Um diesen Plan gelingen zu sehen, setzte er seine ganze diplomatische Maschinerie in Bewegung. Es ist staunenswürdig, welche Größe, welche Entschlossenheit, welche Feinheit und welche Kenntniß der Menschen und Verhältnisse der mächtig begabte Mann hier zu Tage förderte. Im Staatsrath siegte er anfangs durch ein eigensinniges Schweigen, so daß die Kaiserin, die verwundert war, ihn tändelnd Feder schneiden zu sehen, während sie erwartete, daß er leidenschaftlich seine Meinung dem Streit der alten Minister beifüge, ihn auffordern mußte zu sprechen. Jetzt sprach er und so siegreich, mit einem solchen Schwung von edelster Gesinnung, männlichster Thatkraft durchglühter Rede, daß er die Ansicht seiner viel älteren Collegen überstimmte und die Kaiserin für sich gewann. Das Schwierigste blieb jedoch noch zu thun, er mußte dieselbe Kaiserin, deren rigoristische Sittenstrenge er kannte, deren tiefgehenden Haß

gegen gewisse Personen er in seiner ganzen Fülle zu beurtheilen verstand, dahin bewegen, diese Strenge in gefällige Nachgibigkeit, diesen Haß in schmeichelnde Freundschaftserklärung vor der Welt zu wandeln, nämlich seine Aufgabe war, Theresen zu einem Briefe an die Pompadour zu veranlassen. Er siegte auch hier: dieser weltberühmte Brief, der die Phrase enthielt, die Therese auf ihren Knien Gott später abbat, «ma chère cousine» kam zu Stande. Hätte Kaunitz zu seiner Fürstin in einem Verhältniß gestanden, ähnlich dem, in welchem Mazarin zu Anna von Oestreich stand, so wäre hier nichts zu staunen gewesen; doch er mußte allein durch die siegenden Waffen einer Politik, die ihr Feuer von der Vaterlandsliebe und dem Ehrgeiz borgte, in diesem Kampfe sich die Lorbern holen. Friedrich hat in seinen hinterlassenen Werken diesem Siege Kaunitzens volle Ehre gelassen. Das Bündniß mit Frankreich war ein staunenswerthes, nie für möglich gehaltenes Ereigniß — mit dieser That nahm Kaunitz seinen Fürstenstuhl ein. Unentbehrlich wurde er fürder Oestreich, unzertrennlich sein Name vom Glanz und der Größe des Erzhauses.

Was wir nach dieser Epoche von großen Einrichtungen im Felde des Wissens, der Kunst, des Staatsbedarfs sehen, hat ihn zum Schöpfer. Er war uner-

müdlich thätig, obgleich, wie wir eben sehen werden, es ihm beliebte einen fat, einen petit maitre öffentlich darzustellen, der die Welt zum Theil beleidigte, zum Theil lachen machte. Allein die Größe hat dies öfters an sich; sie verschwistert sich gerne mit der Bizarrerie, mit der Grimaçe, der Farçe. So sehen wir unter Catharinens Regierung den jungen Suwaroff den Narren und Possenreißer im Lager der Soldaten spielen, so übt Peter der Große Scherze aus, die er willentlich als burleske Maske, um dahinter seine tragische Würde, seine Größe und seinen Schmerz der insipiden Menge zu verbergen, vorbindet. Es ist ein psychologisches Motiv hier verborgen. Die Größe bittet der Gemeinheit fußfällig das Verbrechen ab, daß sie groß ist; denn Verbrechen ist es, groß zu sein einer Welt gegenüber, die sich in Kleinheit und Verleumdung gefällt. Schon die Götter werden als neidisch dargestellt, wie viel mehr werden es die Menschen sein, zu allen Zeiten gewesen sein, wie sie es zu allen Zeiten sein werden.

Zu den Seltsamkeiten, die der große Staatsmann der Menge wies, zählen wir jedoch nicht seine Vorliebe für französische Sitte; diese war in seiner Natur begründet; er liebte und ahmte die feinen, graziösen Formen des Umgangs nach, wie sie ihn sein längerer Aufenthalt in Paris, wo er nach Abschluß des von ihm

begründeten neuen Bündnisses mit dem Versailler Hof als Gesandter lebte, hatte kennen gelehrt. Die Wiener, die von diesen Dingen nichts wußten, an ihrem Hofe nichts der Art sahen, fanden mit schiefem Urtheil Vieles lächerlich oder sogar sündlich, was Kaunitz nur angemessen und bequem fand. Durch dieses Spotten über seine neuen Angewöhnungen wurde er in eine feindliche Stellung getrieben und ging willentlich zum Extrem über, und nun zeigten sich diese grotesken Scenen der Toilette, dieses Pudern am Morgen, wo er durch eine Colonne von Dienern, jeder mit einer Puderquaste bewaffnet, hindurchschreitet, um von diesem Puderregen die Locken seiner Perücke bestäuben zu lassen, diese affektirte Grazie, wenn er durch die Gemächer schreitet, diese parfümirten Spitzen, in die er sich hüllt, die Tänzerstellungen, die er annimmt — kurz diese Geckenhaftigkeit, die gerade an dem Hofe, wie Therese ihn um sich versammelte, doppelt auffällig sein mußte.

Der Mann der feinen Bildung, der graziösen Sitte mußte übrigens sehr empfindliche Opfer bringen; er rächte sich hier und da, indem er sich seiner Fürstin gegenüber Freiheiten herausnahm, die die altspanische Hofetikette, wie sie noch in Wien galt, gröblich verletzten; allein den Druck, der auf seiner ganzen Existenz lastete, konnte er damit doch nicht schwinden machen.

Er hätte gerne geistvolle Frauen bei sich gesehen, einen belebten Abendzirkel nach Pariser Sitte um sich versammelt, allein hinter seiner Thür, wie hinter jeder andern Thür lauschte der Beobachter, der die Scherze wog, die Reden kritisirte, die Anmuth richtete und die Blicke zählte. Von allen den Damen, die er gerne sah, blieb bald Eine nach der Andern weg und nur die Gräfin Lauzun, diese Aspasia Wiens, selbst an einem Hofe an dem Therese herrschte, blieb seine treue Freundin.

Welcher von unseren Lesern sich über diesen ausgezeichneten Minister Oestreichs Näheres in Kenntniß bringen will, verweisen wir auf eine treffliche biographische Darstellung, die der Freiherr v. Hormayr (Band 6 des Oestreichischen Plutarch) liefert. Wir halten für unsern Zweck hier genug gegeben. Eine andere, nicht minder beachtungswerthe Geschichtsquelle gibt uns ein Aufsatz, den der berühmte Historiker Ranke in seiner Zeitschrift (Historisch-politische Zeitschrift, 2. Abtheilung, Seite 668), von den Staatsmännern Oestreichs und von der Kaiserin-Königin handelnd, veröffentlicht hat. Diese Schilderung des Wiener Hofs stammt aus dem Jahre 1755 und ist der Feder des nachmaligen preußischen Justizministers, Freiherrn von Fürst, entflossen, den Friedrich zur Regulirung schlesischen Schulden- und Commerzienwesens 1752 nach Wien schickte. Mirabeau in seiner

«De la monarchie Prussienne» schöpfte aus diesen handschriftlich aufbewahrten Papieren, die den Titel führen: Lettres sur Vienne, écrites en 1755. Wir können hierbei Ranke's Namen nicht unberührt lassen, ohne eine anziehende Stelle aus seinem Raisonnement über jenes historische Fragment, das er veröffentlicht hat, hier gleichsam zum Belege für die Auffassung, der auch in diesen Skizzen gehuldigt worden, anzuführen. „Man thut sehr Unrecht," sagt er, „daß man die innere Geschichte der großen Continentalmächte so wenig mit wahrem Ernste cultivirt. In der That ist es eine unzulässige Zärtlichkeit für das Gedächtniß verstorbener Fürsten, wenn man Bedenken trägt, ihre Geschichte mit aller möglichen Wahrheit und Evidenz bekannt werden zu lassen. Gewiß, es werden dabei auch Mängel und Menschlichkeiten zum Vorschein kommen, aber sollte man dies fürchten müssen? Ein in absichtliches Dunkel gehüllter Name kann dem Menschen weder Verehrung noch Liebe abgewinnen. Die lebendige, kräftige und wohlmeinende Individualität, selbst mit ihren Fehlern, fesselt seine Bewunderung und Anhänglichkeit. Welcher bessere Besitz kann einer Nation, kann besonders einem Staate zu Theil werden, als die Geschichte seiner Regierung, die doch zuletzt seine geistige Einheit repräsentirt, von der seine Entwickelung, seine Fortschritte, seine Schicksale

abhängen, die ihm erst zeigt, was er ist, und ihn von dem unfruchtbaren Ideal in die Mitte des lebendigen Interesses fortreißt. Insofern würde die Geschichte der inneren Entwickelung der großen Mächte eine sehr politische Bedeutung bekommen."

Ueber Laudon wollen wir nur bemerken, daß sein Schicksal insofern ein außerordentliches war, indem er wider Willen in die ruhmreiche Laufbahn gestoßen wurde, die er durchmessen. Sein Wunsch war Friedrich zu dienen, und erst da dieser ihn nicht annahm, ging er nach Oestreich über. Er stammte aus einem sehr alten und ausgebreiteten Geschlechte in der Grafschaft Ayre in Schottland. Die Familie unseres Helden verließ schon gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts Schottland und begab sich nach Liefland. Laudons Oheim war Hauptmann der Leibwache Carl XI. Er zählte fünf Jahre, als durch den Nystädter Frieden sein Vaterland unter russische Herrschaft kam: er trat in russische Dienste. Da sein Wunsch, im Kriege beschäftigt zu werden, keine Gewährung fand, verließ er Rußland und kam zuerst nach Berlin, wo er Gelegenheit suchte, Friedrich vorgestellt zu werden, mit der Bemerkung, daß er sehnlichst wünsche, in preußische Dienste zu treten. Friedrich sah den jungen Mann auf einer Truppenparade, und hier mißfiel ihm sein Aeußeres; er wandte sich ab und sagte

zu seiner Umgebung: «La physiognomie de cet homme ne me revient pas!» Ein merkwürdiges Zeugniß, wie der große König sich durch äußerliche Eindrücke bestimmen ließ. Laudon war übrigens, wenn wir den Portraits, die von ihm existiren, glauben sollen, von einer ungewöhnlichen Häßlichkeit. Er hatte ein langes, schmales, mageres Gesicht, in welchem finstere, unter buschigen Brauen glühende Augen unheimlich schimmerten, brennend rothes, trotz des Puders farbig durchscheinendes Haar. In Wien, wo er nunmehr Anstellung fand, ging es ihm anfangs keineswegs gut; er hatte öfters Streit mit seinem Obersten, dem übermüthigen, habsüchtigen, grausamen Trenk, bis ihn Kaunitz gleichsam entdeckte, und bis die Einnahme von Hirschfeld 1757 Laudons kriegerisches Talent außer Zweifel setzte. Von jetzt an blieb ihm das Glück ziemlich günstig; er mußte jedoch mit Dauns Neid kämpfen, und dieser Neid zwischen den zwei bedeutendsten Feldherrn Oestreichs im siebenjährigen Kriege schwächte auch nicht wenig die Wirkung der Waffen des Kaiserstaats. Bei Kunnersdorf war er es, der Friedrich am meisten zu schaffen machte: das „unangenehme Gesicht" war hier in der That unheilbringend. Für den Sieg bei Kunnersdorf wurde er zum Feldzeugmeister erhoben. Ueberhäuft mit Ehren und Belohnungen starb er 1790, nachdem er auch von Joseph in seinen Wür-

den und Aemtern bestätigt und nach Verdienst gepriesen worden.

Schließlich wollen wir zweier künstlerischen Darstellungen des Charakters Maria Theresens Erwähnung thun, die zwei dichtende Frauen kürzlich der Lesewelt in Form eines Romans gegeben haben. Beide Darstellungen haben ihre Bewunderer gefunden und beide sind vielleicht auf gleiche Weise dem Original unähnlich. Die eine dieser poetischen Schöpfungen, von der Feder George Sand's, stellt die Kaiserin-Königin so dar, wie etwa ihre Tochter Maria Antoinette geworden wäre, wenn sie jenes Alter der Mutter erreicht hätte. Maria Therese hatte aber diese Beweglichkeit, diese Anmuth der Sitte, dieses graziös Launenhafte nie in ihrem Wesen. Die Sand ist eine äußerst begabte Charaktermalerin; allein ächt deutsche Naturen, wie diese Habsburgerin, können ihr schon aus dem Grunde nicht gelingen, weil ihr keine irgend verwandte Persönlichkeit unter den französischen Frauen nahe steht. Sie hätte an Elisabeth Charlotte von der Pfalz Studien machen können, wenn man überhaupt nach einem Buche Studien machen kann. Der Dichter muß aus unmittelbarer Anschauung schöpfen. Die zweite Romanfigur, die Kaiserin-Königin darstellend, ist uns von der Verfasserin von Godwie-Castle gegeben, und zeigt die Fürstin, deren Bild die Darstel-

lerin mit entschiedener Vorliebe betrachtet, als ein hohes Tugendmuster, an dem Alles vortrefflich, weise, groß und Respekt einflößend ist: dies ist nun ebenfalls nicht die Wahrheit. Es wäre eine dankbare Aufgabe, diese hervorragende Gestalt mit allen den Farben, die ihr eigenthümlich und die wirkungsvoll zur Genüge sind, in den Rahmen eines dichtenden Bildes zu bringen; vielleicht bringt ein östreichischer Dichter uns baldigst eine so willkommene Gabe: wir möchten Anastasius Grün als einen solchen bezeichnen, der mit dem gehörigen Freimuth — denn nur ja keine Verschönerung und Bepinselung — die Tochter Carl VI. uns darzustellen vollkommen die Begabung hat. Er hat ja schon mehre Stoffe östreichischer Geschichte behandelt, und ihm ist der Schauplatz nah und bekannt. Mit diesem Wunsch wollen wir unsere Skizze beschließen.

Anna Amalie,

Herzogin von Sachsen-Weimar.

Anna Amalie,

Herzogin von Sachsen-Weimar.

Eine äußerst liebenswürdige Persönlichkeit. Wenn es irgend ein Zweifel sein könnte, als ob deutsche Frauen mit den Französinnen nicht wetteifern dürften, wo es darauf ankömmt, den Scepter anmuthiger Sitte, liebenswürdiger geselliger Bildung, der Anregung und Beförderung genialer Geistescultur zu handhaben, so würde es, jede in Fragestellung zu beseitigen, genügen, Anna Amalie von Weimar vorzuführen. Hier ist eine deutsche Frau, die die Anmuth der Französin mit der edlen Haltung, dem sittlichen Ernst der Frauen ihrer eignen Nation gepaart zeigt, und diese deutsche Frau ist eine Fürstin, und was noch mehr sagen will, sie ist eine Fürstin zu einer Zeit, wo Deutschland an großen Fürstentalenten reich war. Wenn wir Friedrichs Hof und Lager betrachtet haben mit seiner prahlerischen Soldateska, seinem ewigen Kanonendonner der Schlachten, und dann die

Fürstenstätte Maria Theresens mit dem Gepränge der Processionen und Kaiserkrönungen, so sehen wir in Weimar einen kleinen Hof, an dem geistvolle Männer und Frauen sich versammeln, und kein anderes Mittel in Anwendung bringen die Blicke Europas auf sich zu ziehen, als daß sie sich mit der Literatur beschäftigen und die Fragen der Poesie in das Bereich ihrer Besprechungen ziehen. Es war schwer bei diesem Glanz und Ruhm der Thaten die Aufmerksamkeit nur durch Poesie und Literatur an sich zu ziehen, Anna Amalie vollbrachte es. Sie und ihre kleine Tafelrunde poetischer Paladine machten ganz Deutschland von sich sprechen. Die Nichte erwarb sich neben ihrem großen Oheim unverwelkliche Lorbern.

Es ist nicht zu sagen, wie wohlthuend es dem Blicke des Geistes ist, der im Tumult der Siege, im Gewirr der Lager, im Geschrei der Gerichtssäle und Diplomatenkammern, auf das grüne waldumnachtete Plätzchen trifft, wo eine schöne Frau, umgeben von Dichtern, am murmelnden Quell sitzt und süßen Gesängen lauscht. Ich sage, es ist unendlich wohlthuend. Wir flüchten unter diese Baumschatten, an diese murmelnde Quellen, und rufen aus: hier, hier wollen wir weilen, hier gebietet der Gott der Glücklichen und Weisen, hier und nirgends sonst ist der Friede zu finden, der die Brust

des armen Sterblichen mit dem Wonnebewußtsein des Himmels füllt! Beim Eingang des Parks von Tieffurt stehen die Worte:

Hier wohnt Stille des Herzens; goldne Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel;
Hörbar waltet am Quell der leise Fittig
Segnender Geister! —

Dieses sei das Motto, das wir unserm Bilde vorsetzen. Tretet ein in diesen Park von Tieffurt, ihr, die ihr die staubigen Heerstraßen der Welt gewandert seid; die ihr zum Ueberdruß die starre Pracht der Palläste geschaut und über den Marmorboden hingegangen seid, auf dem die ewig unzufriedene Größe gewandelt; ihr, die ihr über euerm Haupte die Fahnen habt rauschen gehört, die das Blut der Völker erkaufte und mit denen die Nationen ihren Fürsten ein beschämendes Geschenk machten — tretet ein hier — hier, wo nichts euch an die durch Entweihung und Mord erkaufte Größe der Götter dieser Erde erinnert; wo Alles Lieblichkeit, Blüthenhauch und Frühlingsgekose ist: tretet ein in diese süße, verschwiegene Loge der Natur, in dieses heimliche Waldschlößchen, wo eine Fee mit dem Lilienstengel euch Friede und Glück entgegenwinkt. Kommt, ich will euch auf die Plätze führen, wo in Morgenfrische die Dichter wandelten, ich will euch den Ort zeigen, wo sie beisammen saßen und

ihr Gespräch, prächtig und lieblich zugleich, sich wiegte, wie ein Nachen sich wiegt bis zum Rande mit Blumen gefüllt, auf glattem Gewässer dahingleitend. O ihr müßt nicht glauben, daß sie einsam waren, die Muse war immer bei ihnen. Hier ist eine Bank, hier saß Göthe, nach seiner Heimkehr aus Italien und wartete, die vollendete Dichtung seiner Iphigenie in der Hand, bis die Thür des Gartensaals sich öffnen werde und Anna Amalie hervortreten, um das Geschenk und den Geber zu empfangen. Aber hier habt ihr einen Baumstumpf, dicht am Wasser, hier soll Wieland die Verse gedichtet haben, die in seinem „Idris und Zenide" ein Erröthen auf die Wange der jungen Prinzessin von Dessau zauberten — o und auf dieser Bank — und auf jenem Rasenhügel — an jenem Altar — in dieser Grotte — und hier, und hier — und dann wieder hier! nein, die Plätze lassen sich nicht alle herzählen und beschreiben, wo Dichter weilten, und dichteten und liebten und sannen; ihr müßt den ganzen Park, den ganzen lieblichen Park von Tieffurt als Deutschlands Hesperidengarten betrachten, wo goldne Aepfel von allen Zweigen hängen. — Ich kam eines Morgens dahin — die Nebel im Thale der Ilm wehte eben ein frischer Wind hinweg und ein krystallreiner Himmel ward sichtbar, und eine Erde so voll, so grün, so belebt, so mit tausend Wonnen spie-

lend; an dem kleinen Pförtchen vom Park von Tieffurt stand eine verschleierte Gestalt: ich fragte sie nicht, wer sie wäre, ich glaube aber, daß es die Muse war, oder die Erinnerung, oder irgend eine Göttin, die über süße Geheimnisse gebietet. Wie sie mit der Hand winkte, belebten sich neu die schattigen Gänge des alten Parks. Da floß es vom Bergesabhang wie Musik nieder, es war das Flüstern der alten Fichten, gemischt mit dem Quellengemurmel, da kamen die längst verschwundenen Tage, die Tage heiterblühender Poesie wieder, die Tage, die unser Geschlecht nicht kennt. Ich hörte mit dem Gesang der Grazien die Sprüche freundlicher Weisheit ertönen, und ein Kreis blühender Frauen, ähnlich wie in den Zusammenkünften der Minnehöfe, über den Streit der Herzen und die Spiele des Geistes entscheiden. Welche Tage dies! In die ewige Bläue des Himmels erhob sich Gesang. Aus dem tiefen Dunkel der Gebüsche drangen Harfenaccorde hervor, begleitet von einer klagenden Stimme, die die Vergänglichkeit alles Schönen sang und über der Erde Leid und ihre Schmerzen trauerte. Dieser Stimme antwortete eine andere, die von einem blumenumschlossenen Hügel kam, und diese Stimme triumphirte. Wie die Hand des Knaben farbige Bälle hoch in die Luft schleudert, so warf hier eine trunkene, jauchzende Melodie hoch ihre blühenden Hoffnungen in

die Höhe. Die Klage verstummte oder sie verschmolz vielmehr ihre dunklen Harfenaccorde mit dem Kinderjubel der Flöte und dem Gelächter des Tambourin. Jetzt begann der Tanz der Nymphen. Auf der ebnen Grasfläche schlossen neun jungfräuliche Gestalten den Reigen; anfangs schwankte der Tanz, wie ein beginnendes Gedicht, in dessen erste Strophen noch nicht die Dichterader ihr wildes Feuer ergossen haben; aber wie das Gedicht sich belebt, wie die Verse sich inniger verschlingen und rascher dahin fliegen, so hier die Mädchen. Die weißen Gewänder flatterten im Morgenschein, die bekränzten Häupter wiegten sich auf den entblößten Schultern, die kleinen Füße lösten sich wie Blumen vom grünen Teppich, hierhin und dorthin sich neigend bogen sich die geschmeidigen Körper wie junge Stämme, vom Sturm geschaukelt. Alles freudevolles Leben, Liebesglänzen, harmonische Freude. Nun steigt die Sonne, die Schatten werden kürzer: Ruhe im kühlen Saal vereint die Gesellschaft. Aber kaum gebieten frischere Stunden, so zieht ein kleiner Zug, voran der Wagen, der Geräthe und Erfrischungen trägt, aufs nahe Feld, und das Erntefest theilt hier seine Freuden, seine Belohnungen aus. Während hier die Jugend sich erfreut, wandelt in den schon dunkelnden Gängen des Parks die Fürstin und der Dichter. Langsam gehen sie dahin,

denn ihre Seelen bewegt eine Fülle großer Gedanken, köstlicher Bilder. Sie empfinden nichts von dem Nachtleben der Natur um sie her. Aus der Tiefe der Gewässer steigend, zündet der Genius der Nacht den dunkelbrennenden Mohn an, er wirft in den Kelch der Lilie geheimnißvolles Leuchten, und über die düstere Grasfläche hinstreifend, streut er mit beiden Händen Lichtfunken aus, die in den Gebüschen weiterglimmen. Die Fürstin und der Dichter wandeln weiter. Nun stürzt sich der Knabe in die Fluten, läßt sie mit stärkerm Brausen durch die Finger gleiten und dann sich aufschwingend, hängt er sich an die Gipfel der Bäume und schüttelt ihre Kronen; es braust in den Lüften: die Fürstin und der Dichter wandeln weiter; endlich müde der vergeblichen Anstrengung, ruft er menschliche Kraft zu Hülfe und nun schallen ganz in der Nähe die Gesänge der heimkehrenden Schnitter, nun entzünden sich die Lichter im Gartensaal, nun irrt ein Zug suchender Frauen durch die Gänge — aber die Fürstin und der Dichter wandeln weiter. Und sie wandelten noch, da die ernste Nacht schon ihr Reich angetreten; ja die frühe Stunde des Morgens traf beide noch im Gespräch.

Solches trug sich zu im Park zu Tieffurt. —

Wenn wir diese Gebilde der Phantasie des Lesers vorgeführt, so wollten wir ihn damit auf das Erscheinen

Anna Amaliens vorbereiten. Jetzt tritt sie selbst auf. Den 24. October 1739 als Tochter des Herzogs Carl von Braunschweig-Wolfenbüttel geboren, vermählte sie sich schon in ihrem siebzehnten Jahre mit dem Herzoge Ernst August Constantin von Sachsen-Weimar. Diese Ehe dauerte nur zwei Jahre; 1758 ward die Herzogin Wittwe; eine junge, schöne Wittwe von neunzehn Jahren. Als Nichte Friedrich des Großen war sie geschaffen, gut zu machen, was der Oheim schlimm gemacht, und die grausame Ungerechtigkeit, die durch seine Kälte und Nichtbeachtung der deutschen Muse zugefügt worden, auf das genügendste zu sühnen. Sie war es, die einen Theil von Friedrichs Mission über sich nahm: er machte Deutschlands Waffen im Auslande, sie Deutschlands Musen geehrt, gefürchtet und geachtet; er gab Deutschland eine militairische Hauptstadt, sie ihm eine literarische. Weiter darf hier jedoch dieser Vergleich nicht ausgeführt werden, denn was bei Friedrich selbständiges Verdienst, eigne Größe und ruhmwürdige That war, zeigt sich bei Amalie als Geschickes Gabe: die großen Dichter wurden ihr zugesendet, sie übte nur das ächt weibliche Verdienst: zu halten, zu vereinigen, zu pflegen, was ihr Schönes und Großes überantwortet wurde. Und als ihre Kraft nachließ, war der Sohn da, der geniale Sohn, der fortbaute und fortwirkte in ihrem

Sinne. Alles dieses war Geschickes Gabe — aber Amaliens Ruhm ist darum doch ein sehr hoher, und weit entfernt, ihrer Büste den schönen Lorberkranz zu rauben, den die Mitlebenden ihr aufgesetzt, möchten wir eher, wenn dies unsere Befähigung erlaubte, diesem Kranze mehr Blätter und Blüthen hinzufügen; denn wir sind kaum auszudrücken vermögend, wie liebenswürdig uns diese Fürstin erscheint, wie sie uns Blume und reife Frucht zugleich zu sein dünkt in dem Kranze der Fürstinnen des achtzehnten Jahrhunderts, und wie gerade im Gegensatz gegen die prüde und prosaisch indifferente Maria Therese sie uns im heitersten und reinsten Lichte weiblicher Geistes- und Herzensschönheit erscheint. Lange noch nicht bekannt genug ist diese reizende und zugleich achtunggebietende Erscheinung. Herr Kanzler von Müller in Weimar hat in einer Gedächtnißrede über sie trefflich, aber freilich auch nicht ausführlich genug gesprochen. Sie selbst fing an ihr Leben zu beschreiben, allein es ist nur Fragment geblieben; so weit uns bekannt, findet sich nirgends ein biographisches Bild von ihr; denn was W. Wachsmuth in seinem „Weimars Musenhof“ von ihr sagt, ist wenig mehr als flüchtige Notiz. Göthe spricht, wie bekannt, von den fürstlichen Persönlichkeiten um ihn her nur mit jener faden diplomatischen Unbedeutenheit, deren Phraseologie so alles

Bluts und Lebens entbehrt, daß man diese frostigen Antichambre-Betrachtungen lieber gar nicht lesen sollte, als daß man sich durch sie den Gegenstand kühl und gleichgültig machen läßt. Seine Mutter, die bekannte Frau Rath (Frau Aja), spricht von Amalie schon mit mehr Farbe im Ausdruck und Leben in der Wendung. Wieland ist entzückt von ihr, er betet sie an — aber er schreibt nichts über sie; am schärfsten tritt ihr Bild dem Beschauer entgegen aus Merk's Briefen und aus Herder's gelegentlichen, aber nur kurzen Aeußerungen. Und doch lebte sie bis 1807, also Zeit genug, über sie die Akten zu sammeln und zu schließen.

Was wir hier geben, soll mehr geeignet sein, ihr Andenken neu anzuregen, als ihr Leben und ihr Wirken erschöpfend zu zergliedern. Zu dem Letztern fehlen, wie gesagt, die näheren Aufzeichnungen. Ein längerer Aufenthalt in Weimar und besonders ein oft wiederholter Spaziergang nach dem reizenden Tieffurt hat dem Schreiber dieser Zeilen jene Zeit, in der Amalie wirkte, und die ihm nach den Erzählungen derer, die das Glück hatten, sie noch persönlich gekannt zu haben, treu geschildert wurde, lebendig vor das Auge der Phantasie gebracht. Er beabsichtigte damals, diese Fürstin und ihre Zeit zum Gegenstande eines besondern Gemäldes zu machen, in das er alle jene liebgewordenen

Züge und Besonderheiten, die sich seiner Phantasie eingeprägt hatten, übertragen wollte. Vielleicht bietet sich ihm noch Realisirung dieses Planes dar; einstweilen durfte in dem Bildercyclus, der hier begonnen und vollendet worden, das Portrait dieser interessanten Fürstin durchaus nicht fehlen, und somit findet der Beschauer sie hier: nicht ganz in so gutes Licht gestellt, wie es sein sollte, weil der gegebene Raum gewissenhaft vertheilt werden mußte, aber doch, wie wir uns glauben schmeicheln zu dürfen, dem Kenner dieser Art Bilder insoweit in günstige Augennähe gebracht, daß er entscheiden kann, wie mit Liebe Auge und Hand bei der Schöpfung des Bildes thätig gewesen.

Der herzoglichen Wittwe blieb die Pflicht für die Erziehung zweier Söhne, Carl Augusts und Constantins. Der Graf Görtz war ihr bei Erfüllung dieser Pflicht behülflich; gelegentlich durch seine Verwendung, dann aber auch durch Amaliens eigne Vorliebe für die Schriften dieses Dichters, wurde Wieland 1772 nach Weimar berufen. Eine etwas seltsame pädagogisch-philosophische Schrift: „Der goldne Spiegel," die der Dichter des Oberon damals eben herausgegeben, hatte den Churmainzischen Statthalter Erfurts, wo Wieland lebte, den Freiherrn von Dalberg, auf den Dichter-Philosophen aufmerksam gemacht, und Amalie benutzte den auch von

ihm ausgehenden Wink. Wieland kam nach Weimar. Eine Erscheinung, die sich so selten in der Welt zeigt, nämlich daß der, der etwas gibt, auch gerade den findet, der das Gegebene entgegenzunehmen das rechte Verlangen und die wahre Befähigung hat, trat hier ins Leben. Wieland war lange Zeit mit seinem Päckchen Gedichte und seinen philosophischen Romanen hin und hergewandert in Deutschland, von einem Markt zum andern, und er hatte nirgends den rechten Käufer finden können. In seiner Jugend ascetisch fromm, hatte er in der Schule Bodmer's langweilige biblische Epopöen zu fertigen gelernt, plötzlich verließ er die Schweiz und die Bibel und zog in die weite Welt einer Watteau'schen Muse nach, die ihm die Mährchen Diderots und die Erzählungen Lafontaine's mittheilte, indem sie in ihrem rosenfarbenen Florkleidchen vor ihm herflatterte. So kam er nach Schwaben zurück, seinem Geburtslande, blieb dort nicht lange, weil man ihn und seine neuen Sächelchen nicht mochte, ging nach Erfurt, bestieg dort das Katheder, docirte, dichtete aber nebenbei anmuthig lüsterne Geschichtchen, so daß seine Kollegen erstaunt darüber auffuhren und man ihn von allen Seiten her verleumdete, ihm das Leben sauer machte. Da erschien Amalie und der arme Dichter, der fortwährend die Feen angerufen hatte, sah jetzt plötzlich in der Wirklich-

keit eine in sein Leben treten. Er zog mit seinem ganzen Waarenlager nach Weimar in die kühlen Schatten der Fürstengunst, vom staubigen, lärmenden Markt in die aristokratische Stille eines marmorgetäfelten Saals, an dessen Wänden die marmornen Leiber schöner Götterknaben und Göttermädchen in wollüstigem Behagen ihre weißen Glieder dehnten. Wie selig war jetzt der Dichter! in Erfurt hatte er rohe Wüstlinge, sogenannte Musensöhne, verlassen, die mit den Klappen ihrer ungeheuren Stiefeln und dem wüsten Apparat ihrer Pfeifen und Rappiere ihn schwindlich gemacht hatten, hier saß im Dämmerschein der seidenverhangenen Fenster, beim leisen Gang der Pendule, eine junge Fürstin aufhorchend da und sog seine Verse ein, wie man in heißen Tagen Sorbet schlürft. Das ist Himmelsluft für einen Poeten. Wieland fühlte sich unbeschreiblich wohl, hierher gekommen zu sein, und die junge Herzogin fühlte sich nicht minder wohl, diesen Mann ihres Herzens und ihres Geschmacks gefunden zu haben. Von allen den Dichtern, die später kamen, war ihr keiner so ganz recht, so völlig genehm, so innig sie ansprechend, so herzlich ihr vertraut als eben Wieland. Und Wieland schwärmte wieder und war bezaubert von dieser Fürstin, die alle seine Ideale ins Leben rief. Sie war Musarion, die reizende bald schalkhafte, bald weise, bald zum Entzücken liebelächelnde

junge Griechin, die die Philosophen aller Schulen zu ihren Füßen bannt, sie war Aspasia, von der Sokrates lernte, und die Perikles seine Freundin nannte, von der Aristipp seine feine weltmännische Lehre empfing. Unsere Zeit hat keinen Maaßstab für diese liebliche Poesie Wielands; wir finden, von anderen Motiven geleitet, nach einem andern Gesichtspunkt hingewendet, in seinen Gemälden ein unächtes und mit modernem Flitter überkleidetes Griechenthum, eine affektirte Grazie, eine überladene Schönheit. Sei auch immerhin Einiges von diesen Vorwürfen gegründet, so ist und bleibt der Dichter des Oberon doch eine köstliche Errungenschaft für deutsche Poesie und Sprache; man sollte dies nie bestreiten wollen.

Wielands Niederlassung in Weimar, die Begründung der Zeitschrift „Der deutsche Merkur," zu der Beiträge aus Süd- und Norddeutschland in Menge gefordert wurden und auch einliefen, brachte eine große Anzahl gefeierter Gäste zu Stadt und Hof. Gleim kam, aber er ging auch bald wieder; es scheint, daß er der Einzige von den literarischen Berühmtheiten ihrer Zeit gewesen ist, der Amalien entschieden mißfiel. Es lag dies wol in dem Wesen des Kanonikus, der derb und süßlich zugleich war und dabei sich in seinem Betragen und seinen Sitten gehen ließ; während Wieland schon frühzeitig darauf hinhorchte, was an den Höfen und

bei den Fürsten gerne gehört wurde, ohne daß er dabei ein Schmeichler war.

Unter den Einheimischen wählte die Herzogin für ihren geselligen Kreis zwei Männer aus, deren künstlerische Talente sie zu ihrer eignen Freude aufmunterte, es waren dies Herr von Einsiedel und Herr von Seckendorf. Der Erste war anfangs ein wilder, ausgelassener Page, später ein träumerischer und zerstreuter Hofmann, und als Amalie ihn mit ihrer freundschaftlichen Gunst beehrte, wurde er ihr ein treuergebener Freund, ein jovialer, dem kleinen Hofe unentbehrlicher Gesellschafter, dessen Freundesgüte und liebenswerthen Charakter Alle, die in jenem Kreise sich bewegten, nicht genug zu loben wissen. Bei den Theatervorstellungen in Ettersburg und Tieffurt war er zugleich Schauspieler, Dramendichter, Regisseur, Orchestermitglied und nebenbei Kritiker. Der Zweite glänzte als Componist. Glückliche Zeit, da die Kammerherren poetisch waren! Zu diesen Einheimischen gesellte sich frühzeitig Herr von Knebel, ein preußischer Officier, der die Langeweile des Potsdamer Garnisonlebens mit dem Musensitz zu Weimar vertauschte. Auch er war Poet, noch mehr aber glücklicher Uebersetzer der Alten. Schon mit Ramler, Nicolai und Boje in brieflichem Verkehr, trat er jetzt mit Wieland, dessen Aristipp er sich gleichsam zum Vorbild gewählt hatte, in den

engsten Freundschaftsbund. Amalie vertraute ihm die Erziehung ihres jüngeren Sohnes an.

Noch ist Musäus zu nennen, der unübertroffene Volksmährchendichter, der hier am Hofe Amaliens jedoch nicht die Stellung einnahm, die wir ihn später in der Literatur einnehmen sehen; er war hier wenig mehr als burlesker Spaßmacher, der Impromptu's erfand und poetische Lückenbüßer liefern mußte, wenn die größeren Geister feierten.

Diese eben Genannten und noch einige Andere bildeten Amaliens Hof, ehe Göthe erschien. Wir müssen bekennen, daß diese frühere Periode der Weimarischen Schöngeister etwas für sich Abgeschlossenes und anmuthig Begrenztes hat, welcher Charakter der darauf folgenden, wo die Genies auftraten, nicht anhaftet. Die Herzogin — noch jung und blühend — Wieland, noch der feine Weltmann, der noch jugendlich schaffende Dichter, die jungen Männer, die ebenso freudig der Poesie wie ihrer Dame dienten, Bertuch und Musäus, zwei treffliche Rathgeber und Ordner — alle diese Personen und Charaktere bildeten ein gefälliges Ganze. Die Heiterkeit hatte sich noch nicht in Extravaganz gewandelt, die Freiheit noch nicht in Licenz, die Kühnheit noch nicht in Roheit. Eine edle Frau herrschte. Anders in der jetzt folgenden Zeit. Der Herzog war herangewachsen; die

Mutter übergab ihm die Zügel der Regierung und trat mit ihren Freunden in den Hintergrund zurück. Jetzt erschienen die Genies — eine früher noch nie dagewesene Gattung halbwilder Menschen, die aus den Urwäldern Deutschlands hervorgegangen zu sein schienen, oder vom Monde herabgefallen, so wenig hatten sie in Sprache, Gebehrde, Sitte und Tracht Aehnlichkeit mit dem Geschlecht, das gerade auf Erden weilte. Das kleine Weimar war bestimmt, einen der Häuptlinge dieser Jungwilden in seinen Mauern einziehen zu sehen. Amaliens Sohn brachte 1775 Göthen nach Weimar.

Es ist über Göthe's verschiedene Lebens- und Literatur-Epochen so unendlich viel geschrieben worden, daß wir uns jedes weitern Wortes über jene Jugendepoche, die hier zur Sprache kommt, enthalten können. Nur so viel soll uns zu sagen gestattet sein, als unmittelbar auf Amalien Bezug hat. Unmöglich konnte der Frau sowie der Mutter das Betragen behagen, in welchem Göthe und der Herzog sich damals gefielen; allein sie schwieg klug und sah, durch eigne geistige Begabung dazu befähigt, hinter dem Widerwärtigen das künftige Treffliche und Gute hindurchschimmern. Aber es ging toll her. Der kleine Hof, die niedlichen Spiele, das trauliche Beisammensitzen — alles wurde Kopfunter Kopfüber durcheinandergeworfen und Wieland flog wie eine kleine Wä-

scherin, der ein plötzlicher Hagelschlag das feine Linnen von den Schnüren zu reißen droht, mit seinen Schätzen ängstlich von dannen. Die Herzogin mußte ihn trösten und schützen, indem sie ihrem Sohne, und durch diesen Göthen, Mäßigung gegen ihren alten Troubadour empfahl. Neben Wieland hatte auch eine Hofdame zu leiden, ein kleines verwachsenes Fräulein von Göchhausen, von Wieland die Gnomide, von der Herzogin Thusnelda genannt. Dieses Fräulein war ebenfalls ein Schöngeist, aber dabei eine komische Personnage, die gutmüthig duldete, daß man sie neckte und mystificirte. Dies geschah vom Herzog und von Göthe oft auf eine mehr als studentenhaft muthwillige Weise, und noch jetzt leben einige dieser Späße im Munde der alternden Zeitgenossen, die das Fräulein und ihre Peiniger noch persönlich gekannt. Der Herzog und Göthe schwärmten in Wald und Flur herum, badeten im Freien, jagten, tranken, abenteuerten und verschwendeten in göttlichem Leichtsinn die schönen Stunden goldner Jugend und üppiger Kraftfülle so, daß Klopstock in Hamburg in Entsetzen die Hände überm Kopf zusammenschlug und ängstliche Briefe schrieb, die zum Zweck hatten, den jungen Herzog vor Göthe zu warnen. Amalie, klüger wie der Lorbergekrönte Pedant, sah immer ruhig, fest vertrauend auf ihres Sohnes unantastbares Charaktergold, dem Treiben zu, nur

hier und da ein sanftes Wort einschaltend, einen verständigen, wohlangebrachten Rath oder Tadel. So und nicht anders wirkt eine edle Frau. Göthe selbst hat dies in seiner spätern Zeit mit Dank erkannt, und wenn er in seinem Tasso die herrlichsten Sprüche, die köstlichsten Erfahrungssätze über das Walten der Frauenmilde, der Frauensitte, der Frauenschönheit ausspricht, so ist's Amalia, die er unter dem Namen der Herzogin Eleonore von Este preist. Wahrlich, nie ist einer schönen Seele mit schönerm Lohne gedankt worden. Auch der Herzog erkannte die hohe Trefflichkeit der liebenden Mutter, die da zur rechten Stunde Vertrauen zeigte, um dann Vertrauen und Liebe wieder zu ernten für ihre ganze Lebenszeit.

Wieland zürnte nicht ewig. Eine weiche, enthusiastische Natur, wie er sie war, mit dem Bedürfniß zu bewundern begabt, vergaß er schnell die bittere Unbill, die ihm Göthe anthat, indem er sich über seine Götter und Göttinnen lustig machte und seine Nymphen verleumdete, und erklärte in allen Briefen an seine Freunde, daß er Göthe liebe, daß er in ihm einen jungen Gott sehe. Amalie hatte auch hier ihre Mitwirkung anzubringen: sie wollte ihren Hof, wie er früher bestanden, mit dem jungen Hof, wie er sich jetzt bildete, bestens vereinigen. Und es gelang ihr, denn was wäre ihr nicht gelungen.

Durch Göthe's Beitritt gewannen die poetischen Vereinigungen und die kleinen theatralischen Spiele in Tieffurt einen neuen Charakter; es war dies der Charakter der Polemik und Satyre, der früher nicht in diesen harmlosen Schöpfungen geherrscht hatte. Göthe hatte damit angefangen, Wieland anzugreifen und zu persifliren, er fuhr fort, Andere und sich selbst einem Spotte, dem es nicht an Schärfe, aber dabei auch nicht an Anmuth fehlte, preis zu geben. So ging die kleine Burleske „Die geflickte Braut" zunächst dem Werther und der durch diesen Mode gewordenen Sentimentalität zu Leibe. Der „Jahrmarkt von Plundersweiler" birgt bekanntlich ebenfalls den Schalk in sehr loser Hülle. Aber auch die rein idyllischen Stoffe ließ er nicht unbeachtet; eine poetisch angeordnete Beleuchtung des Parks fand statt, als die liebliche Dichtung „Die Fischerin" zum erstenmale in freier Natur dargestellt wurde und ungemein gefiel.

In den kleinen Abendkreisen Amaliens veranlaßte Göthe ergötzliche Auftritte, so mystificirte er Gleim, der ihn noch nicht früher von Person kannte. Gleim befand sich in der Gesellschaft bei Hof und las aus einer Gedichtsammlung einiges von seinen eignen Produktionen vor; plötzlich erscheint ein junger Mann in unscheinbarer Kleidung, bittet sich das Buch aus und liest weiter,

anfangs das wirklich im Buche Befindliche, dann aber Verse, die nicht darin stehen, improvisirte Verse voll tollen Scherzes und neckender Bezüglichkeit auf Gleim. Dieser springt entsetzt auf und ruft: „Das ist entweder der Teufel oder Göthe!"

Während ihre Dichter, zu denen sich auch Herder gesellt hatte, oft die Abende in geselligem Kreise verschönten, widmete Amalie ihre Vormittagstunden der Kunst. Sie lernte bei Oeser die Portraitmalerei und brachte es darin zu einer seltenen Fertigkeit. In der Musik war sie Meisterin und componirte selbst die Operntexte ihrer Hof- und Lieblingsdichter.

Die Gründung des „Tieffurter Journals" muß hier bemerkt werden, einer nur handschriftlich existirenden Zeitschrift, in die alle Mitglieder der poetischen Tafelrunde Beiträge, bald in Versen, bald in Prosa liefern mußten. Dieses Journal wird noch aufbewahrt und zwar in den Gemächern des fürstlichen — aber sehr einfachen — Gartenhauses, das Amalie in Tieffurt bewohnte. Man muß sich dieses Haus, das prachtvolle Baumgruppen in eine grüne Dämmerung einhüllen, nicht wie die Villen und Gartenhäuser denken, wie sie heutzutage jeder Banquier, jeder reichgewordene Krämer sich erbauen läßt, es ist eine bescheidene Wohnung von wenigen Zimmern, ohne Marmorgetäfel und Spiegel-

wände, aber ein Geist der Schönheit, des Ebenmaaßes, der gemüthlichen Wohnlichkeit waltet in diesen Räumen, der über alle käufliche Pracht erhaben ist. Römische Landschaften und Bilder nach Tischbein, Hackert und Angelika Kaufmann sieht man an den Wänden; Motive aus pompejanischen Wandgemälden sind hier und da in Möbelstickereien oder auf Ofen- und Wandschirmen angebracht; sehr wenige aber schöne Vasen stehen auf den Kaminconsolen vertheilt; nichts von dem Gold- und Flitterwerk moderner Ausstattung. Dicht an den Zimmern ihrer Fürstin und Freundin liegt das kleine Kabinet, das Louise von Göchhausen inne hatte, und die Sage geht, daß sich zuweilen in später Nachtstunde die Gestalt des kleinen buckligen Fräuleins an dem Eckfenster zeige, hinschauend auf Feld und Wald, und dazu klingt dann die Aeolsharfe im Park melancholisch, wie die klagende Stimme der Nymphe, die an längst Vergangenes mahnt. Es rauschen die Gipfel der alten Buchen und Linden, und die Wetterhähne auf den kleinen Tempeln und Mooshütten schrillen im Nachtwinde.

Das Tieffurter Journal ist nicht so interessant, als man zu glauben berechtigt ist, wenn man die Zahl seiner Mitarbeiter überschaut. Die berühmten Dichter machten es hier, wie sie es immer machen, wenn man ihnen Albumblätter oder dergleichen Privatsammlungen

vorlegt, sie geben nur Flüchtiges und Leeres, während sie ihre ächten Schätze dem Druck vorbehalten. Deshalb findet man das Beste immer in solchen Zusammenstellungen von unbekannten Talenten geliefert, ohne Namensunterschrift. Diese, die nicht für die Veröffentlichung dichten, geben willig das innerste und vollste Leben ihrer Seele hin, völlig befriedigt von dem Bewußtsein, der Freund, die Freundin werde es lesen und dabei Freude empfinden. So sind auch im Tieffurtschen Journal gerade die Fragmente, die von gefeierten Namen ausgegangen sind, durchaus nicht die anziehendsten. Ein Dichter befindet sich darin, oder eine Dichterin, man hat mir hierüber nicht Auskunft geben können, die wundersam zarte und schöne Poesien, wahre Weihegesänge einer keuschen und erhabenen Muse den Blättern des Journals anvertraut hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man unter den Bruchstücken, die kürzlich aus dem Journal abgedruckt erschienen sind, gerade diese trefflichen Gaben ausgewählt hätte, anstatt daß man unbedeutende Verseleien bedeutender Dichter wählte. In diesem Tagebuch finden sich auch die dramatischen Spiele, die kleinen Liedercompositionen und sonstiges geselliges Getändel, das im Park zu Tieffurt vor sich ging, angemerkt. Die Gesellschaft abonnirte sich auf das Journal, entwe-

der durch ein paar Goldstücke, oder durch monatliche Beiträge in Prosa oder in Versen. Es gab Viele, die lieber zahlten, als daß sie gewagt hätten, sich auf einen so glatten, gefährlichen Boden zu begeben. Ein alter, damals in Weimar sich aufhaltender Engländer bildete eine komische Figur unter den Mitarbeitern. Man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß man es lieber sehen würde, wenn er zahlte, er aber mit einer seltenen Hartnäckigkeit fuhr fort Beiträge einzusenden, und zwar bestanden diese in einer topographischen Herzählung der Londoner Straßen und Brücken, in holprige Verse gebracht. Jede Woche lief regelmäßig ein dickes Manuscript ein und der Autor drohte, wenn er mit London fertig sein würde, daß er dann auf die anderen Städte des Königreichs übergehen werde. Man mußte ihm geradezu das Journal verschließen, unwillig hierüber und empfindlich begab er sich von dannen und kehrte nicht wieder nach Weimar zurück. Aus England kam noch ein Brücken- und Straßenheft, es war das letzte, dann hörte und sah man nichts mehr von dem Verfasser.

Eine große Freude gewährte es Amalien, ihren Wieland in neuem Glanze durch das Erscheinen des Oberon (1780) zu sehen. Es hatte ihr heimlich wehe gethan, daß er in der letzten Zeit nichts Bedeutendes

hatte erscheinen lassen, und daß des jungen Göthe Ruhm den seinigen zu verdunkeln drohte. Jetzt rühmte alle Welt den Oberon und die Herzogin war über beides, über das Gedicht und dessen Wirkung auf Deutschland, entzückt. Ihren großen Oheim, der in dieser Zeit über deutsche Literatur schrieb und das bekannte wegwerfende Urtheil darüber fällte, beklagte sie, denn sie war überzeugt, hätte er den Oberon gelesen, er hätte dann anders entscheiden müssen. Göthe tröstete sich über den Tadel des Königs, Wieland war tief bekümmert und Gleim „weinte blutige Thränen.“

Amalie, nicht zufrieden sich den gründlichsten Studien im Fach der Geschichte, der Alterthumskunde, der poetischen Literatur alter und neuer Völker hingegeben zu haben, begehrte an der Quelle selbst zu schöpfen und lernte Griechisch mit einem solchen Fleiße und einem solchen intelligenten Eindringen, daß es ihr in kurzer Zeit möglich wurde, den Aristophanes, bekanntlich ein sehr schwerer Autor, zu lesen.

Unter den Besuchenden im Jahr 1784 wurden F. G. Jacobi, Georg Förster und Elise von der Recke bemerkt. Fürst Leopold Friedrich von Dessau kam oft und war stets dem jungen Herzog willkommen, weniger der junge Prinz August von Gotha, der später als re-

gierender Herzog sich zu einer so seltsamen, fast an die Caricatur streifenden Persönlichkeit ausbildete. Dieser junge Prinz beschäftigte sich auch mit der Poesie, aber mit der Poesie der modernen Franzosen, epigrammatisch, frivol und geckenhaft tändelnd, was Carl August gerade gar nicht mochte und Göthe noch weniger leiden konnte. Später ging dieser Gothaer Fürst auf ein anderes Extrem über, nämlich auf die Verehrung und Nachahmung Jean Paul's, und in diesem Geschmack componirte er selbst einige sentimentale, schwülstige Romane, von denen ein paar gedruckt sind, die größere Zahl jedoch handschriftlich in der Gothaer Bibliothek aufbewahrt wird.

Lavater machte günstigen Eindruck auf Amalien. „Wenn ich eine große Monarchin wäre," schrieb sie an Merck, „so müßte Lavater mein Premierminister werden." Ein sonderbarer Premierminister allerdings. Die Nachwelt hat ihr Urtheil über diesen Mann gefällt, der vier große Folianten mit dem unleidlichsten Unsinn anzufüllen die Dreistigkeit hatte, den er als erhabene Poesie, als eine ungeheure, tiefe, wissenschaftliche Entdeckung, als ein Beitrag zur Menschenkunde, für den die Menschheit ihm auf den Knien Dank zu sagen habe, anpries. Aber ihn und sein System zu verehren gehörte damals zur Mode, deshalb wollen wir unsere hochbegabte Fürstin

nicht tadeln, daß sie nach ächter Frauenweise auch einmal der Mode fröhnte; die Fürstin von Dessau ging noch weiter; sie verliebte sich vollkommen in den langen häßlichen Züricher Silhouettensammler, und wollte ihn gar nicht mehr von ihrem Hofe fortlassen. Zum Dank dafür erklärte Lavater, seine fürstliche Freundin sähe zu gleicher Zeit der Magdalena, der Mutter Gottes und der Kleopatra ähnlich.

Im Jahre 1787 reiste Amalie in Begleitung von Herrn von Einsiedel und dem Fräulein von Göchhausen nach Italien. Auch Herder machte einen Theil der Reise mit. 1790, bei der Rückreise der Herzogin, traf sie mit Göthe in Venedig zusammen. In Rom lernte sie Angelika Kaufmann kennen, mit der sie sich eng befreundete. Während Göthe und die Herzogin in Italien weilten, trat ein neuer Stern erster Größe an Weimars Himmel empor, der Stern Schillers. Der Dichter der „Räuber" und des „Don Carlos" kam nach Weimar.

Wir haben zweimal Amalie ihren Dichterkreis um sich neu gestalten sehen. Zuerst war sie mit Wieland, Einsiedel, Seckendorf, Musäus, Knebel, Bertuch, dann durch den Zutritt des jungen Herzogs kam er, seine Gemahlin, Göthe, Herder und Andere hinzu, zum drit-

tenmale gestaltete sich der Cirkel anders nach der Zurückkunft Amaliens und Göthe's aus Italien und nach des Herzogs Schweizerreise. Nicht mehr Tieffurt, sondern das Palais in Weimar war der Zusammenkunftsort, und jeden ersten Freitag im Monat sah hier Amalie ihre älteren und neueren Freunde. Hier erging man sich nun nicht mehr in so muthwilliger Laune, wie im Park und in der schönen Sommerresidenz, es war in die älter und kälter gewordenen Genossen Zwang und Hofetikette gedrungen. Göthe hatte sich verändert; der Herzog ebenfalls. Es wurde nicht mehr Komödie gespielt, es wurde vorgelesen. Wir finden anbemerkt, daß in diesen Zusammenkünften Göthe über das Prisma und über Cagliostro's Stammbaum las, Herder über Unsterblichkeit, Bertuch über chinesische Farben und über englische Gärten, Böttiger über das Tättowiren und über Prachtgefäße der Alten, Hufeland über die Lebensdauer des Menschen, Knebel über Wohlwollen, Meyer über sein neuestes Gemälde, Bode las ein Stück aus dem von ihm übersetzten Montaigne, und aus Jena herübergekommene Gelehrte lasen über die ihnen zustehenden Gegenstände. Amalie von Imhof und Frau v. Kalb, zwei geistvolle Frauen, die erstere Schriftstellerin, wurden von der Herzogin freundlich dem Dichterkreise zugeführt; auch

der Satyriker Falk, von Wieland vorgestellt, fand in den Gemächern der Fürstin Eintritt.

Je älter die einst so rüstig wirkende Musenfreundin wurde, desto stiller zog sie sich in Einsamkeit zurück; nur Wieland durfte sie nicht verlassen. Die neueste Weimarische Kunst- und Poesieperiode fand sie wenig empfänglich und theilnehmend. Die neuen stürmenden Geister, die beiden Schlegel, Tieck, Novalis, Schelling wurden ihr wenig oder gar nicht bekannt. Auf der Bühne ergötzte sie sich noch an der Einführung der antiken Masken in Göthe's Paläophron und Neoterpe, auch ihres frühern Jugendgenossen, Einsiedels, dem Calderon nachgebildetes Drama, „Das Leben ein Traum," sah sie zur Darstellung gelangen.

Ein schönes Ereigniß trat in ihr Leben, als ihr vergönnt wurde, den Erbgroßherzog, ihren Enkel, mit der russischen Kaisertochter vermählt zu sehen. Wieland schrieb über das Erscheinen der jungen Fürstin: „Das Unbeschreibliche muß, wie Sokrates sagt, selbst gesehen werden. Alles was ich Ihnen vor der Hand von ihr sagen kann, ist, daß unter allen Erdentöchtern ihres Alters schwerlich eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie ist über allen Ausdruck liebenswürdig. Es scheint unmöglich mehr angeborne Majestät mit einer vollkom-

menen Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, und mit allem Verstand, aller Feinheit und Schicklichkeit im Betragen gegen alle Arten Menschen, kurz mit dem Sittenzauber, den nur die größte Welt geben kann, eine reinere Unschuld der Seele, Herzensgüte und Holdseligkeit zu vereinigen. Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem zweiundsiebzigsten Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Die neue Zeit, wie sie überall anderswohin umgestaltend eintrat, verfehlte auch nicht, Weimars liebliche Dichterstätte zu zerstören. Napoleons Heere drangen über den Rhein; ganz Deutschland gerieth in Aufregung und Spannung. Der Herzog und Göthe hatten schon früher einen kriegerischen Zug miteinander unternommen, jetzt verließ der Erstere als preußischer General seine Hauptstadt. Der letzte literarische Gast vor dem Tumult des Kriegs war Frau von Staël, die sich längere Zeit in Weimar aufhielt. Ihr Urtheil über Weimar und die dortigen Notabilitäten ist bekannt. Sie sagt

wenig über Amalie und dies ist Beweis, daß die edle Fürstin damals selten Gesellschaft bei sich sah.

Die Schlacht von 1806 beugte und betrübte die Nichte Friedrich des Großen tief. Sie litt schon längere Zeit an einem Brustübel. Der 10. April 1807 war der Tag, der diesem schönen Leben, das so harmonisch und so segensreich dahingeflossen, ein Ziel setzte. Zwei Jahre früher war Schiller gestorben. Weimar verlor den Schutzgeist seiner Größe und seinen berühmtesten Dichter fast zu gleicher Zeit.

Was Anna Amaliens Aeußeres betrifft, so sind viele Portraits von ihr vorhanden, allein leider fast alle sie in späteren Jahren darstellend. Die Züge haben in diesen Auffassungen etwas scharfes, gespanntes, das ihrer Physiognomie nach dem Ausspruch derer, die sie gekannt, durchaus nicht eigen gewesen sein soll. Das Kostüm in dem sie sich malen ließ, ist jenes halb idealische, das Angelika Kaufmann so sehr ihren Portraits zu geben liebte. Sie hatte dunkle, geistsprühende Augen und ein feines Oval des Gesichts; ihr Wuchs war in vollem Ebenmaaß, ihr Gang leicht und zugleich würdevoll. Sie liebte gerne etwas in der Hand spielend zu halten, eine Blume, ein zusammengerolltes Stück Papier, einen Bleistift oder dergleichen; darin war sie Frau v. Staël ähnlich. Ihre Lebensweise war einfach; in Italien hatte sie

sich angewöhnt, ihren Nachtisch reich mit Früchten besetzen zu lassen und diese jedem andern Dessert vorzuziehen. Ihre Handschrift zeigt sich als fest und sicher; die Zeichnungen und Bilder, die von ihr existiren, geben Zeugniß, wenn auch nicht von entschiedenem Talent, doch von künstlerischer Fertigkeit und schöner Urtheils- und Geschmacksbildung. Ihr größtes Kunstwerk war ihr Leben. Sie war Tasso's Leonore, die nicht selbst dichtete, aber Dichterwerke hervorrief und Dichter schützte und begeisterte.

Gräfin Albani.

Gräfin Albani.

Es ist in der That ein Geschick ganz eigner Art, das eine deutsche Fürstentochter mit dem Abkömmling eines vertriebenen schottischen Königsgeschlechts zusammenführte und in diesem Bunde die Aufnahme eines der berühmtesten Dichter Italiens gestattete. Schlingt sich irgendwo um ein irdisches Band die Weihe der Poesie, die erhabene Tragik unheilbringender Verhältnisse, so ist es um dieses Band, das eine junge Frau knüpfte in dem unbewußten Leichtsinn der Jugend, und dessen spätere zähe Haltbarkeit sie mit den glühendsten Thränen, den erschütterndsten Klagen zu betrauern hatte. Deutschland hat viele seiner Töchter zu allen Zeiten mit schmachvollen Ehefesseln beladen, jammernd und widerstrebend in die Fremde wandern sehen, von allen diesen war jedoch vielleicht keine so sehr des innigsten Mitleids würdig, als die arme junge Frau, mit deren Bildniß wir uns jetzt beschäftigen wollen.

Zuerst etwas über das alte, berühmte Königshaus der Stuarts, dieses Geschlechts, das des Schicksals Launen in einem erschreckenden Maaße zu erdulden hatte, das bald auf den Gipfel aller Größe hinaufgehoben, bald wieder in die Tiefe eines unerhörten und unverdienten Unglücks hinabgeschleudert wurde. Die Königsburg von Holyroodhouse sah blutige Schatten in ihren Mauern wandeln. Seit Robert II. im Jahr 1370 die Krone in sein Haus brachte, zeigt das Geschlecht der Stuart eine fast ununterbrochene Reihefolge imposanter Gestalten, die Männer reich an Heldenthum, die Frauen an Liebreiz und Schönheit; allein diese edlen Güter scheinen dem Geschlechte nur gegeben, um es im Kampf mit den ewigen Anfeindungen des Geschicks glänzender und berühmter erscheinen zu lassen; seine Vorzüge weckten das Interesse der Zeitgenossen und der späteren Jahrhunderte, ohne irgendwie die Härte und die Bitterkeit der Leiden der Kämpfenden zu mildern. Die Poesie empfing von der Hand der Geschichte die blutbefleckten Körper der Gemordeten, um sie in unvergänglichen Purpur zu hüllen, sie mit nie welkenden Blumenkronen zu krönen. So bestieg der dunkle Schatten Maria's unmittelbar aus den Grabesmauern ihres Kerkers die strahlende glanzerhellte Vorhalle des Tempels des Ruhms, während Elisabeths Gestalt, im Leben vom Geschick

gehätschelt, verdunkelt und geblendet zurückblieb. Noch neuerdings haben wir es an den meisterhaften Schilderungen des schottischen Barden gesehen, welch ein poetisches Königthum dieses der Stuarts war; es kam dazu, daß diese Herrscher in einem Lande herrschten, dessen Boden, vielleicht wie kein anderer der civilisirten Erde, wir wollen den des alten Hellas ausnehmen, eine Fülle landschaftlicher Schönheit birgt, die es geeignet macht, einen würdigen Hintergrund zu bilden für die prächtigen Gestalten, die die Geschichte über diesen Boden hinführt. Mit Schottlands Namen erwacht schon in einer nur irgend befähigten Phantasie eine ganze Reihefolge romantischer Gemälde. Unsere Dichter haben es noch nicht verlernt mit Ossian zu sympathisiren; er ist der Dichter der Jugend, der Liebe, der Träumerei. Die Mondscheinnächte an der schottländischen Küste, die Einsamkeit des Meeres, das Tosen der Brandung, die grotesken Formen der Höhlen und Felsenriffe bringen bis zur Ohnmacht ein mitempfindendes, gefühlvoll schwärmendes deutsches Gemüth; nun die Haide in ihrer leblosen, weithingedehnten Fläche, über die in imposantem Zuge die Geister der Erschlagenen hinziehen, an ihrer Spitze die Barden, deren Harfen das Lied der Klage in herzzerreißenden Melodien dahinströmen — ach, welche Süßigkeit, welch eine Fülle des romantischen Schmerzes!

Es gab eine Zeit in Deutschland — es war die, wo das berühmteste deutsche Buch des achtzehnten Jahrhunderts erschien, der Werther, — wo man von Ossian träumte und wo Schottland die Heimath aller liebekranken, von dem Pfeil der Poesie empfindlich verwundeten Herzen war; dann kam eine Zeit, wo wiederum Schottland und immer nur Schottland genannt wurde, aber nicht mehr in Empfindsamkeit und Schwärmen, sondern in chevaleresken, romantischem Stürmen und Drängen. Es war die Zeit der Romane „die Braut von Lammermoor,“ „Redgauntlet,“ „Montrose,“ „das Herz von Midlothian“ und anderer. Für die neueste Zeit hat diese geweihte Stätte etwas, nicht an ihrem Reize, doch an ihrer Macht über die Gemüther und über die Phantasie des lebenden Geschlechts verloren; Irland ist an die Stelle getreten und die politischen Sympathien, die die herrschenden in unseren Tagen sind, wenden sich diesem Boden zu, über den die Armuth in ihrer scheußlichsten Gestalt schreitet, wo das sociale Elend die schreiendsten Mißlaute ausstößt. Wir aber kehren zur alten Königsburg von Holyrood zurück. Robert Burns' schöne Verse mögen hier eine Stelle finden:

— that noble, stately dome
Where Scotia's Kings of other years,
Famed heroes! had their royal home:
Alas, how chang'd the times to come!

Their royal name low in the dust!
Their hapless race wild-wand'ring roam,
Tho' rigid law cries out, 'twas just! —

Es mag geeignet erscheinen, einen Blick auf das prächtige Edinburgh zu werfen, um den Schauplatz zu bezeichnen, auf dem Carl Eduards Ahnen ihre Rollen spielten; er selbst, der unglückliche letzte Sprößling des berühmten Geschlechts, sah die Mauern der schottischen Hauptstadt nur bei flüchtigem Besuch, anfangs von einem Schimmer von Siegeshoffnungen umleuchtet, bald aber wieder in Schatten gehüllt und dann auf immer verschwindend. Wir folgen in der Schilderung, die wir hier geben, den Worten eines neueren Reisenden (des Verfassers der „römischen Briefe“), der eine sehr lebenvolle Skizze von dem alten Königssitze der Stuarts und der ihn umgebenden Stadt aus eigner Anschauung veröffentlicht hat. „Schärfer kann kaum ein Contrast sein,“ sagt der ebenbenannte Briefsteller, „als wenn man von den Gräbern jener letzten Glieder des Hauses in dem heitern, sonnigen Süden nach der Wiege des Geschlechts sich versetzt. In der verfallenen Kapelle von Holyroodhouse, welche ohne Dach dasteht, die Bogen und Fenster zertrümmert, die Wände und Pfeiler geschwärzt durch die Einflüsse der Witterung, liegen die Reste mehrer Stuarts, die auf dem Königsthron Schottlands saßen,

seit Robert II. im Jahr 1370 die Krone in sein Haus gebracht. Der größere Theil des Pallastes ist neu, denn Carl II. ließ ihn umbauen: im Quadrat umschließt er einen innern Hof, der unten offene Bogen und darüber zwei Geschosse hat, etwas schwerfällig, aber nicht ohne Wirkung, die in einem höhern Grade auch der mit alterthümlichen Rundthürmen und Zinnen, und großem Portal und darüber der kolossalen, schottischen Krone, versehenen Façade nicht fehlt. Aber der Pallast ist ausgestorben: nur einen Theil des Jahres hindurch pflegen einige schottische Adelsfamilien, denen ein solches Recht zusteht, in demselben zu wohnen, und bisweilen werden hier Gemächer Solchen eingeräumt, die sich mit ihren Gläubigern nicht verständigen können. Denn Holyrood und seine nächste Umgebung sind für solche ein Asyl, das auch in unseren Tagen schon von vornehmen Personen in Anspruch genommen worden ist. In dem großen Saale, der mit einer Sammlung von lächerlich schlechten Portraits (wenn man ja einen solchen Namen brauchen will) der Könige geziert ist, gab der Prätendent Carl Eduard Feste; viele der Gemächer sind noch so ziemlich in dem Zustande, wie sie von Carl X. bewohnt wurden, als diesen sein zweites Exil nach Holyrood führte. Vor Allem aber interessant ist der ältere, winklige Theil des Pallastes, wo man noch Maria

Stuarts Zimmer sieht: da ist ihr Schlafgemach mit dem Bette, das in dem Zustande geblieben, wie sie es verließ, die Behänge und Stickereien verblichen und durchlöchert; da ist anstoßend das enge Kabinet, in welchem die Königin mit der Herzogin von Argyle, Rizzio und einer oder zwei anderen Personen (wie sie darin Raum fanden, ist kaum zu begreifen) zu Nacht aß, als Darnley und seine Begleiter eindrangen und den Italiener mordeten; da zeigt man noch im Fußboden neben der Wand die Blutflecken."

„Im Schlosse zu Edinburgh, wo jetzt wieder die alten schottischen Kroninsignien zu sehen sind, die man auf immer bei Seite geschafft glaubte, aus Besorgniß, der Schotten Nationalgefühl möchte zu lebendig erwachen bei ihrem Anblick, wird man in die Kammer geführt, in welcher Maria ihren einzigen Sohn gebar, jenen Jacob VI., der die Krone beider Reiche vereint tragen sollte. Nur die Erinnerung und ein paar gemalte Wappen sind geblieben. Aber von der gigantischen Felsenmasse aus, auf welcher die einst so starke Burg steht, sieht man die alte Hauptstadt der Stuarts vor sich liegen — eine so eigenthümlich pittoreske, wie großartig schöne Scene. Hier, wo die Felsenwände schroff abfallen, und unersteigbar die eigentliche alte Stadt, Auld Reekie (Alt-Rauchnest), wie man sie nannte,

verworren und unregelmäßig, Häuser von zehn Stockwerken, Brücken über Straßen weg, die Burg durch die sanft ansteigende Esplanade verbunden mit der Hauptstraße, die erst als High-Street, dann als Conongate nach Holyrood führt. Dies ist das historische Edinburgh, welches uns Walter Scott so oft, und immer doch neu und anziehend geschildert hat. Hier steht die Kathedrale von St. Giles, deren Thurmspitze die Form der schottischen Krone hat, in welchem der Covenant beschworen ward, und wo der Regent, Graf von Murray, Maria's Stiefbruder, und der heldenmüthige Montrose begraben liegen; hier das ehemalige Parlamentshaus, wo vor der Union die Legislatoren saßen, jetzt die Gerichte; hier ist die Stelle, wo das „Herz von Midlothian" stand, das alte Stadtgefängniß, hier das Conongate-Gefängniß mit der seltsamen Inschrift: «sic itur ad astra.» Dort steht das baufällige Haus des leidenschaftlichen Reformpredigers, John Knox, mit seiner in grellen Farben gemalten Büste an der Ecke; dort auf geräumigem Platze, Heriots Armenhaus, von Jacob VI. Hofjuwelier gegründet, ein schloßartiger Bau mit viereckigen Seitenthürmen im Tudorstyl. Durch diese Straßen, die jetzt noch ein düsteres Ansehen haben, mit ihren himmelhohen, rauchgeschwärzten, von hundert Familien zugleich bewohnten Häusern, mit ihren überhängenden oberen Geschossen

und vorspringenden Erkern, ihren Gitterfenstern und Spitzthürmchen und ihrem schlechten Pflaster, wurde Montrose in den Kerker und zum Richtplatz geführt, wurde Capitain Porteous, durch Scotts lebenvolle Erzählung unvergeßlich, vom rasenden Volke zum Galgen geschleppt; hielten viele Herrscher, zuletzt Georg IV. und Königin Victoria, ihren festlichen Einzug. Gegenwärtig sind es beinahe nur die ärmeren Klassen, welche die alte Stadt bewohnen."

„Und nun, nördlich von jener, uns zur Linken, die neue Stadt — welcher Contrast! Von der ersten geschieden durch tiefe, jetzt in grünende Gartenanlagen umgeschaffene Gründe, in die der Blick hinabtaucht von der hohen Warte, wo die riesige Kanone liegt, welche im Mittelalter zu Mons im Hennegau gegossen worden sein soll, und daher Mons Meg heißt, dehnt sich ein langer, schmaler Hügelstreifen, der an seinem östlichen Ende stark ansteigt und dann jäh abfällt in die Ebne; regelmäßige Straßenlinien mit hohen, stattlichen Häusern überziehen ihn seiner ganzen Ausdehnung nach, die Princes-Street kehrt uns ihre glänzende Fronte zu, Gebäude im antiken Styl mit Reihen von Säulen, kolossale Broncestatuen, Kapellen im gothischen Baugeschmack zieren die Plätze. Es ist eine ganz moderne, gutgebaute, gutgepflasterte, mit breiten Trottoirs versehene Stadt,

an der die eigenthümliche Lage und die mannigfaltigsten Aussichten auf Berg und Thal das pikanteste sind, deren Straßen still und menschenleer erscheinen, namentlich wenn man aus dem geräuschvollen London kommt. Jene östliche Kuppe aber ist wie die Akropolis, und nicht Unrecht hatte, wer Edinburgh mit Athen verglich. Auf diesem Calton-Hill nun haben die großartigen Monumente Platz gefunden, in deren Einrichtung Schottland so liberal ist; da ist Nelsons Denkmal, ein runder Thurm von nicht sehr glücklicher Form, von dessen Höhe man aber eine wundervolle Aussicht hat; da ist das Monument des Philosophen Dugald Stewart, eine Copie des choragischen Denkmals des Lysikrates in Athen; das des Mathematikers Playfair; jenes des großen Dichters Robert Burns, ein korinthisches Peripteral-Tempelchen auf hohem Unterbau. Ein Nationaldenkmal zur Feier der Schlacht bei Waterloo ward begonnen: auf der höchsten Spitze des Hügels sollte es sich erheben, dem Parthenon der atheniſchen Burg nachgeahmt: aber nur die Portikus der Vorderseite steht. Nicht einmal die Fundamente des Uebrigen sind sichtbar, so eilig war man in der Errichtung der Säulen der Façade. Ich glaube nicht, daß man wohl daran thut, so viele antike Gebäude zu copiren, am wenigsten hier, wo eine gewisse Absichtlichkeit daraus hervorgeht, und wo die

unvergleichliche Lokalität und die historische Bedeutung auf die Ausbildung eines, dem Norden mehr zusagenden und eigenthümlichen Styls hinweisen. Das vollendetste und die beste Wirkung machende Gebäude im klassischen Geschmack in der Stadt ist die Hochschule am Calton-Hill, die aber unbequem liegt, und bei welcher man mehr auf die malerischen Erfordernisse, als auf die Zweckmäßigkeit gesehen hat, wie es bei der Anwendung des antiken Styls nur zu häufig geschieht. Zwei großartig kühne Felsenmassen begrenzen nach Osten die alte Stadt, eine vor die andere hingeschoben, die Salisbury-Crags, scharfkantig und mit schroffem, steilem Abfall in langer Linie, mit Brüchen röthlichen Gesteins, und dahinter, nur durch eine Schlucht getrennt, der Arthurs Seat, mehr denn 800 Fuß über das Meer sich erhebend, eine schöngeformte, nackte Kuppe, von welcher man in weitem Umkreise das ganze Land erblickt. Schweift der Blick aber von der Stelle, wo wir stehen, nördlich über die neue Stadt hinweg, die auf des Hügelrückens entgegengesetzter Seite in die Ebne sich hinabzieht, Straßen an Straßen, die beinahe bis ans Meer zu reichen scheinen, so sieht man Leith und die übrigen Hafenorte, den gewaltigen Meerbusen, den man Firth of Forth nennt, Schiffe in den Häfen liegend und hin und her segelnd, zahlreiche Dampfboote die Flut durchfurchend, gegenüber-

liegend die Küste von Fife, und landeinwärts dann sich wendend die fruchtbare, grüne, an Ortschaften und Schlössern und Landhäusern reiche Ebne Lothians bis zu den Pentland- und Lammermoor-Hügeln. Die Nebel Schottlands sind bekannt; in Edinburgh kommt der Rauch ihnen zu Hülfe, der emporsteigt aus tausend und abermal tausend hohen Schloten. Da legen sie sich dann auf die Stadt, ein weißgraues, kaltes Wolkenmeer, aus dem die Spitzen der Kirchthürme, die riesige Säule, welche Lord Melville's Bildsäule trägt, der Calton-Hügel und das Schloß wie Inseln auftauchen: hier und da zerreißt der Wind den Schleier, und hohe Häusergruppen und Brückenbogen blicken phantastisch hervor, oder die Sonne dringt durch und beleuchtet bald diesen, bald jenen Theil, während die dunklen Schieferdächer hell blitzen in ihrem Scheine. Wahrlich, die Schotten haben Recht, stolz zu sein auf ihre Hauptstadt."

Haben wir das Stammhaus Carl Eduards so ausführlich geschildert, so müssen wir auch Louisens elterliche Burg einer genauern Betrachtung für würdig erklären. Es ist eine ächt deutsche Gegend, es ist der Harz, der Thüringer Wald, der Brocken — alles Namen, an die deutsche Erinnerungen der besten und edelsten Epochen der Geschichte der Nation sich knüpfen; alles Orte, die die deutsche Muse durchwandelte, als sie

ihre erhebendsten und großartigsten Gesänge anstimmte; in deren Nähe das Städtchen und das alte Schloß Wernigerode sich erhebt, in dessen Mauern das uralte gräfliche und fürstliche Geschlecht der Stolberge emporwuchs. Das sagenreiche Thüringen und das sagenreiche Schottland reichten sich über Meere und weite Länderstrecken die Hand. Eine jungfräuliche Gestalt, im Schatten der alten Föhrenwälder, die die Kuppe des Brockens krönen, aufgeblüht, umrauscht von dem Geflüster der Najaden und Hamadryaden, die in dem tiefen Dunkel dieses mysteriösen Waldes ihr nie endendes Lied den Fittichen des nächtlichen Sturmwinds vertrauen, frühzeitig vertraut gemacht mit den uralten Mährchen, die auf diesem Boden heimisch sind, ging diese schöne Prinzessin, Deutschlands blondes Kind, um sich mit einem Enkel eines fremden Königsstammes zu vermählen, mit dem Sprößling eines durch Blut und Schrecken sich durchkämpfenden wilden, ritterlichen Geschlechts. Kaum kann man ein poetischeres Verlöbniß sich denken. Aber in der Wirklichkeit sind die Farben nicht so blühend, sie erbleichen rasch unter der zerstörenden Hand ungünstiger Geschicke. Wenn die Phantasie ihr Recht behalten, so hätte Carl Eduard Sieger über seine Feinde bleiben müssen, er hätte im Triumph die Erwählte seines Herzens die Stufen des wiedereroberten Throns heranleiten,

ihr die Krone, die er ihr im glücklichen Uebermuth so sicher versprach, in der Thal auf das Haupt setzen sollen. Allein es kam ganz anders. Die Frau, die da bestimmt schien, die Herrschaft über ein mächtiges Reich zu theilen, empfing statt dessen nur die Herrschaft über ein einziges Herz, über ein Dichterherz; allein darin herrschte sie auch unumschränkt.

Von den deutschen Lesern, die dies Buch in die Hand nehmen, hat gewiß der größere Theil den Harz besucht; es wird demnach unnütz sein, eine so ächt vaterländische Gegend, die Jedermann kennt, näher zu beschreiben. Die Einsamkeit deutscher Wälder ist bekannt. Diese Einsamkeit war vor Jahrhunderten noch so schauerlich, daß die Sage für gut fand, hierhin die Hexengelage zu verlegen, und in jeder ersten Mainacht sah man einen gespenstischen Zug von allen Gauen Deutschlands aufbrechen, um sich auf dem Brocken zu versammeln. Eine dunkle, schauerliche Poesie. Wenn es in der ersten Mainacht stürmte, wenn die Gewässer, befreit vom Eise, durch die Einöde der Föhrenwaldung tobten, wenn der Mond durch zerrissene Wolken in die schwarzen, glitzernden Wellen des Mühlbachs schaute, der unheimlich rauschte und brauste in dieser Nacht, da nahm die Müllerin ihr Kind fester in die schützenden Arme und die Familie flüchtete sich an den Herd, eng zusam-

menrückend um die Flamme desselben und den Erzählungen lauschend, die der alten Großmutter von der runzelvollen Lippe glitten. In dieser Nacht getraute sich der Jäger, der spät heimkehrte aus dem Forst, nicht hinaufzusehen in den Tumult der Wolken hoch oben am Himmel, immer fürchtend, er sähe die grauen, flatternden Leiber der Gottverfluchten, wie sie gegen den Sturm arbeitend auf ihrer entsetzenvollen Reise dahintrieben; er getraute sich nicht hinzusehen, wenn im Gipfel der Fichten die Aeste der Krone sich ächzend beugten, immer fürchtend, eine der Larven habe sich im Laubgeflecht verfangen und arbeite jetzt, ihr Gewand los zu machen. Der Fischer, der noch spät den Waldsee befuhr, kehrte heim, ohne den Widerscheinen auf dem Wasser nachzuspüren, denn ihm ahnet, daß es gespenstische Frauen sind, die ihr grünes Haar in der nächtlichen Flut baden, und dem, der ihnen nachspäht, starre Leichengesichter entgegenhalten. In einer solchen Nacht zeigt sich der Harz in seiner schauerlichen Größe; er ist umsponnen von einem ungeheuren Mährchennetz; Alles lebt, Alles regt sich in ihm, aber es ist ein Leben, ein Regen, wovor dem Sterblichen grauset. Aber diese Nacht gerade wählt der Dichter. Er geht dem Sturm entgegen, die feuchten Locken dem Brausen und Sausen hingebend, die offene Brust die Fülle der köstlichen Nachtfrische

einsaugen lassend: so geht er, oder vielmehr so fliegt er, mit Titanenschritt den Gipfel erklimmend, und oben stehend breitet er seine Arme aus, um alle Schrecken der Natur zugleich an seine Brust zu ziehen und der Nacht einen heißen, langen, wilden Kuß zu geben, ihren Athem in sich zu saugen und seine Seele mit ihren tausend und abertausend geheimnißvollen Schauern zu fühlen.

Deutsche Dichter haben diesen wundersamen Wald immer geliebt.

Man denke an den Zug der Minnesänger, die ihn durchwandelten, um den Sängerstreit auf der Wartburg zu beginnen; man denke an jene anmuthig beredte Landgräfin Sophie, die bei diesem Streit die Preise vertheilte und das Unglück hatte, ihren Liebling besiegt zu sehen, aber auch zugleich das Glück, ihn unter ihren Gewändern vor seinen Verfolgern verstecken zu können. Damals hörte der Thüringer Wald die provenzalischen süßlichen Weisen, die Madrigale und Sonette aus dem Thal der Vaucluse, allerdings wundersame Klänge in diesem Walde, der noch widerhallte von dem Schlachtgesang der alten Teutonen und dem mystischen Chor ihrer Druiden.

Aber dieser alte Dichterzug war nicht der einzige, der geschichtlich merkwürdig diese Gegenden durchzog, ein zweiter Zug in neuerer Zeit wandelte diese Straßen:

es war der Zug jener entflammten deutschen Jünglinge, die ein phantastisches Nationalfest dort feierten, wo früher die Sänger gestritten.

Man sieht daher, diese Gegend ist reich an vaterländischem Leben, in Liedern, in Sagen wie in Thaten. Ein Schloß und ein Geschlecht mitten in diese Gruppen von Erinnerungen gesetzt, auf einen so günstig gewählten Boden gestellt, wie sollte das nicht in Kraft und Bedeutung emporblühen? und so ist's denn auch mit den Stolbergen geworden. Eines der ältesten Geschlechter Deutschlands, rankt es seinen Stammbaum in gewaltige Höhe; es theilte ihn früher in die Harz- und in die Rheinlinie. Nachweisbar ist Graf Christoph, geboren 1567, gestorben 1638, der Stammvater der jetzt noch blühenden Linien. Von seinem ältesten Sohne ward die ältere Hauptlinie in zwei Aeste getheilt, die Stolberge zu Ilsenburg, die 1710 ausstarben, und die zu Wernigerode. Die Letztern erlitten eine nochmalige Theilung; die Linie wurde abermals in drei Aeste gesondert: Stolberg-Wernigerode, das noch blühende Geschlecht, dann Stolberg-Gedern, 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben, aber 1804 in männlicher Abstammung erlöschend, und endlich Stolberg-Schwarza, 1748 mit dem Stifter Heinrich August absterbend. — Johann Martin, der jüngere Sohn des Ahnherrn Christoph, stiftete die

jüngere Stolbergische Linie, deren beide Aeste Stolberg-Stolberg und Stolberg-Roßla noch blühen. Beim Absterben der Fürsten von Stolberg-Gedern kam die in der Wetterau belegene Grafschaft Gedern an das Haus Wernigerode, so daß dieses jetzt als der Haupt- und Stammsitz der Familie zu betrachten ist. Der jüngern Linie gehört die Grafschaft Stolberg in Thüringen. Diese sowol als die Hauptlinie, bekennt sich zur protestantischen Kirche, nur die Familie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der bekanntlich 1800 zur römisch-katholischen Kirche übertrat, macht von diesem herrschenden Glaubensbekenntniß eine Ausnahme.

Es ist kaum möglich, den Namen Friedrich Leopold zu Stolberg zu nennen, ohne zugleich die Schicksale dieses Mannes und die seines Bruders zu berühren. Es sei kurz derselben Erwähnung gethan, ehe wir zu Louisen übergehen. Wir haben in diesen Blättern schon öfters uns veranlaßt gesehen, von der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie sich auf poetischem Felde in Deutschland geltend machte, zu sprechen; wir müssen daher wieder dahin zurücklenken, wo wir die Karschin verließen und wo wir der Fürstin Galitzin einst begegneten. Es war der Kreis von Dichtern und Dichterlingen, die sich um Gleim in Halberstadt, um Jacobi in Pempelfort und um Sulzer und Rabener in Berlin versammelten.

Die beiden Brüder, Grafen Stolberge, wanderten von einem dieser Musensitze zum andern und ließen sich von Jacobi hätscheln, von Gleim vergöttern und küssen, von den Berlinern elegant complimentiren. Die erste Jugend der beiden Brüder fiel in die alberne teutonische Begeisterung, in die Heruskerzeit, in das affektirte Bardenthum, zu der Klopstock die Jugend Norddeutschlands hinlockte und deren Schauplatz Göttingen bildete. Ein neu erschienenes verdienstliches Buch, „Der Göttinger Hainbund," gibt von diesem seltsamen Treiben der damaligen jungen Geister Kunde. Es breitete sich eine unendliche Roheit über alle Genossen dieses Bundes. Die beiden Grafen waren mit den Rohen roh, mit den Excentrischen excentrisch; allein lange hielten sie es nicht aus, sie trennten sich vom Bunde und zogen Gedichte spendend und Liebschaften anknüpfend in Deutschland umher. So fand sie Göthe und zog mit ihnen umher. Trotz ihrer jetzigen mildern Gesittung hatten die Brüder doch noch so viel von dem Urdeutschthum beibehalten, daß sie den stillen Gegenden der Schweiz unendliches Aergerniß bereiteten, und den spießbürgerlichen Anstand auf eine betrübende Weise verletzten, wie wir in Göthe's Erinnerungsblättern sehr ergötzlich zu lesen bekommen. Endlich wurden die Brüder stille und nachdenklich; Friedrich Leopold ging in die Betkapelle zu

Münster, in deren heiligen Schatten schon die schlanke Gestalt der Fürstin Galitzin verschwunden war. Er schwor den protestantischen Glauben ab und diese That machte unbegreiflicher Weise ein nicht endendes Aufsehen in dem gesammten Deutschland. Der alte Barde Johann Heinrich Voß, ein Ueberbleibsel jenes Göttinger Bundes, ein Mann, der sich darin gefiel derb, roh und zänkisch bis an sein Ende zu bleiben, ein Mann, der mit polternden Uebersetzungen und polternden Flüchen Deutschland erfüllte, ein Bauer im Leben und ein noch viel ärgerer Bauer in der Literatur, fiel mit den ärgsten Schmähungen über den armen, katholisch gewordenen Grafen her, und er war es eigentlich, der diesen gewaltigen Lärm verursachte. Die Thatsache selbst war gar nicht so sehr wichtig.

Was die dichterischen Produktionen der beiden Brüder betrifft, so waren diese auch nicht sehr bedeutend und beschränkten sich auf Nachahmungen der Dichterweise ihrer begabteren Freunde. Man entdeckte Reminiscenzen und Anlehnungen an Hölty, Bürger, Voß, Gleim, Kleist und später Göthe. Eigenes und Eigenthümliches gibt es wenig; doch können immerhin des ältern Bruders Uebersetzung des Sophokles in fünffüßigen Jamben und die Chöre in lyrischen Sylbenmaaßen, und des jüngern Zeitgedichte als bedeutsame Erzeugnisse

beansprucht werden. Friedrich Leopold gab auch, nachdem er katholisch geworden, eine „Geschichte Jesu" heraus, die der Papst ins Italienische übersetzen ließ. Unter den Frauen des Geschlechts ist nächst Louise auch Auguste Stolberg bekannt geworden, indem auch sie das Geschick in Verkehr mit einem Dichter brachte, freilich in einen sehr kühlen, man möchte beinahe sagen frostigen von Seiten des Dichters, denn Göthe's Briefe an Auguste Stolberg sind ein Zeugniß, wie wenig der große Poet gewillt war, von seinen im Innern aufgespeicherten Schätzen nach Außen hin zu vergeben. Die Gräfin nimmt ihm dies auch nicht übel, sie scheint ihn zu betrachten, wie eine Andächtige ihren Beichtvater: ganz zufrieden, ihm in unaufhaltsam fließenden Bekenntnissen ihr Herz ausgeschüttet zu haben, begnügt sie sich gerne mit den paar undeutlich gemurmelten Worten, die aus der Tiefe des Betstuhls ihr entgegentönen. Frauen, die nicht lieben, denen es nur darauf ankommt, die Phantasie rege zu erhalten und den Geist auf der frisch bewegten Welle der Gegenwart tanzen zu lassen, denen ist es ganz Recht, wenn sie den Mann, mit dem sie verkehren, nie zu Gesichte bekommen; sie tragen auch kein Verlangen danach, mit ihm wie mit einem Individuum sich zusammengeführt zu sehen; mit Frauen, die da lieben, ist's freilich etwas Anderes: denen ist gerade die

sichtbare und faßbare Gegenwart der Person die Hauptsache, und der schönste Gedanke, das lieblichste Phantasiespiel ist ihnen nicht so viel werth, als ein einziger Blitz des Auges, ein Lächeln des Munds, ein Druck der Hand. Gräfin Auguste war ganz zufrieden mit ihrem marmornen Gott in Weimar, den sie nie von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekam; Gräfin Louise war nur glücklich, wenn sie den schönen, zwanzigjährigen Alfieri in nächster Nähe hatte.

Wir haben schon bemerkt, daß Gräfin Louise, oder Aloyse, wie sie auch genannt wurde, von der Linie der Stolberg-Gedern abstammte, die in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren. Ihr Vater war Gustav Adolph, Fürst von Stolberg-Gedern, Graf von Rochefort, Königstein und Werningerode, ihre Mutter hieß Elisabeth Philippine Claudie und war die Tochter des Fürsten Maximilian Emanuel von Horn-Montmorency. Fürst Gustav Adolph war kaiserlich königlicher Generalfeldzeugmeister und fiel in der Schlacht bei Leuthen 1757. Der letzte männliche Sproß des Geschlechts war Carl Heinrich, ebenfalls Generalfeldzeugmeister und zugleich Gouverneur der Veste Philippsburg, starb unvermählt 1804; wonach die Herrschaft Gedern, wie wir bereits bemerkt haben, an die Linie Stolberg-Werningerode überging. Die Mutter Louisens hielt sich in den östreichi-

schen Niederlanden auf und starb in Frankfurt 1826 in hohem Alter. Von den Schwestern Louisens war die ihr zunächst folgende, Caroline Auguste, zuerst mit Fitz-james Stuart, Herzog von Berwick, vermählt, nach dessen Tode mit dem Fürsten von Castelfranco; die zweite, Franziska Claudie, heirathete den Grafen von Arberg und Valengin; sie starb 1836, die jüngste, Therese Gustavine, lebte zu Brüssel als Stiftsdame und starb daselbst als die Letzte dieser Linie im Jahr 1837.

Es kann nicht wohl von einer Heirath aus Liebe die Rede sein, wenn man bedenkt, daß der Prätendent einundfunfzig Jahre zählte, als er der dreißig Jahre jüngern Fürstin seine Hand anbot, wenigstens konnte die Liebe die Schritte der Braut nicht lenken. Politik war von seiner Seite nicht das Motiv um den Bund zu schließen, denn welche Vortheile konnte es dem vertriebenen Königssohne gewähren, sein Geschick mit einem machtlosen deutschen kleinen Fürstenhause zu verbinden? aber von ihrer Seite war es nicht allein wahrscheinlich, sondern sogar ziemlich gewiß, daß Gründe selbstischer Berechnung, die die Vergrößerung der Macht ihres Hauses zum Zwecke hatten, vorwalteten. In Deutschland hielt man noch damals an dem Glauben fest, daß das Haus Hannover sich unmöglich auf dem englischen Throne werde halten können, und die Hoffnungen, die

die Partei des Prätendenten hegte, erklangen dem größern Theile der damaligen Politiker in Deutschland, die das Schwanken der Meinungen in dem Parlament beobachteten, keineswegs für chimärisch, wofür Frankreich und Italien sie nach dem letzten unglücklichen Zuge, den Carl Eduard unternommen, ansah. Es war demnach nichts natürlicher, als daß das Haus Stolberg-Gedern die Krone Englands für sich in Hoffnung stellte, als es diese Heirath veranstaltete. Louise selbst scheint zwar um diese hochherzigen Pläne ihrer Verwandten gewußt zu haben, aber sorglos und wenig sich kümmernd um die Verhältnisse um sie her, brachte sie ihren persönlichen Ehrgeiz nicht mit ins Spiel. Sie war damals Stiftsfräulein zu Mons, und diese Damen, die einer großen Freiheit genossen und in ihrem Stifte Feste gaben, gewährten der jungen Fürstin eine so heitere Existenz, wie sie sich solche nur wünschen konnte. Man darf also hier nicht von dunklen Mauern, engem Gewahrsam, lästiger Bewachung träumen, um das Verlangen Louisens, sich mit dem alten Freier zu verbinden, zu erklären. Für sie war dieser Schritt wenig mehr als ein romantisches Abenteuer; es reizte sie, ihren Freundinnen im Stift ein glänzendes und pittoreskes Schauspiel zu gewähren, zugleich schmeichelte es ihrer Eitelkeit, ihre Hand einem Manne zu geben, der die Aufmerksamkeit von

ganz Europa auf sich gelenkt hatte. Die Familie dachte ernstlich an die künftige Krone, Louise spielte nur mit ihr wie mit einem hübschen, blitzenden Spielwerk der Phantasie. Wir sagen, es scheint uns, daß sie damals so dachte, später hat sie gewiß öfters Gelegenheit gehabt, diese leichtsinnige Einwilligung in die Plane, die ein thörichter Ehrgeiz und eine gewissenlose Eigensucht entwarfen, zu bereuen.

Carl Eduard schloß diesen Bund, als er eben von seinem letzten gescheiterten Versuche, — dunkle Gerüchte sagen zwar, er habe später nochmals sein Glück versucht — zurückgekehrt war. Wir müssen von diesem letzten Versuche etwas sagen, und zugleich von den früheren Schicksalen der vertriebenen Stuarts.

Nachdem Jacob II. durch jene unblutige Revolution, von der Chateaubriand sagt, daß die Engländer sie eine nützliche nennen sollten, nicht eine glorreiche, denn an Ruhm für die Nation sei hierbei nicht wohl zu denken gewesen, den Thron verloren hatte, und nachdem der Ryswicker Friede Ludwig XIV. gezwungen hatte, Wilhelm III. anzuerkennen, erfolgte am 14. Mai 1701 die bekannte Ausschließung der katholischen Stuarts von der Thronfolge. Jacob II. überlebte diese grausame Parlamentsacte nur um wenige Monate. Er hatte heldenmüthig abgelehnt mit Wilhelm III. zu unterhandeln, fest

bei dem Grundsatze bleibend, daß sein Sohn nur von ihm die Krone erhalten könne, nicht durch einen Machtspruch des Usurpators. Im Jahre 1702 begannen die Unruhen in Schottland zu Gunsten der Jacobiten, der Prätendent, damals zwanzig Jahr alt, machte den ersten Versuch noch bei Lebzeiten der Königin Anna, den spätern im Jahr 1716, wo er bei Peterhead landete, wo sich dann wenige Monate darauf seine Sache auf das Unglücklichste für ihn entschied. Er lebte hierauf unter dem Namen des Chevalier de St. George in Frankreich, und zwar in Avignon. Auf Einladung Clemens' XI. kam er nach Rom und fand dort die gastlichste Aufnahme, zugleich erzeigte man ihm fürstliche Ehren, und man nannte ihn nicht anders als König Jacob III. Seine Vermählung mit Maria Sobieska, einer Enkelin Johanns III., Königs von Polen, kam ebenfalls durch des Papstes Vermittelung zu Stande. Im Jahre 1719 versuchte Jacob zum dritten und letzten Male die Krone seiner Väter sich zu erstreiten. Im Juni desselben Jahres sehen wir ihn wieder in Rom. Die Gunst, die Clemens XI. ihm geschenkt, verdoppelte wo möglich sein Nachfolger Clemens XII., der die Neuvermählten mit dem Pallast Sacchetti beschenkte und ihnen außerdem noch hunderttausend Scudi, außer dem Jahrgehalt von zwölftausend, das der vorige Papst gegeben und dieser

bestätigte, einhändigen ließ. Dabei wurden die königlichen Ehrenbezeigungen in gemessenster Form, nach wie vor, dem Flüchtlinge erwiesen. Jacob befand sich daher sehr wohl in Rom, und da er nicht König jenseits des Meeres sein konnte, war er zufrieden es wenigstens in Rom zu sein. 1720 wurde ihm der Sohn Carl Eduard geboren, der den Titel eines Prinzen von Wales annahm, auch unterließ Jacob nicht, die Geburt sämmtlichen Pairs seines Königsreichs in einem feierlichen Circular mitzutheilen. Der zweite Sohn, Heinrich Benedict, der spätere Cardinal, kam den 20. März 1725 zur Welt. Er nahm den Titel eines Herzogs von York und St. Albans an.

Von dem Charakter dieses Chevalier de St. George, oder dieses Jakob III. ist wenig Erhebliches zu sagen: er besaß weder den Muth, noch die Energie, noch den edeln Stolz seines Vaters, der, wie wir gesehen haben, eine wahrhaft fürstliche Gesinnung kund gab, als man ihm rieth, mit dem Prinzen von Oranien (Wilhelm III.) über die Thronfolge zu Gunsten seines Sohnes zu unterhandeln. Auch an dem Glauben seiner Väter scheint er nicht sehr fest zu halten willens gewesen zu sein, denn er gab zu verstehen, daß er sich zum Uebertritt allenfalls entschließen könne. Der Vater war auch hierin est und unerschütterlich, und darum ehrenwerth. Ein

treuloser Gatte war er ebenfalls, denn er unterhielt ziemlich öffentlich mit einer Gouvernante seiner Kinder ein anstößiges Verhältniß, das seiner Gemahlin, die ihn wahrhaft liebte, so großen Kummer verursachte, daß sie sich endlich 1727 in das Kloster Sta Cecilia in Trastevere zurückzog. Sie starb im Alter von 33 Jahren, geradezu aus Kummer und gekränktem Stolz.

Carl Eduard war dem Vater im Aeußern ziemlich unähnlich (dem Charakter nach war er ihm leider nur zu ähnlich), er war blond und hatte einen blendend weißen Teint. Das Zerwürfniß, das zwischen dem Vater und der Mutter statt fand, blieb auf den Sohn nicht ohne Einfluß; er nahm sich der Mutter an und verdarb es frühzeitig mit dem Vater, der selbst daran arbeitete, daß der Sohn aus dem Hause kam. Es gelang den jungen Mann, der anfangs Proben von Muth und Energie zu Tage legte, in eine vortheilhafte Stellung unter den Befehl des Herzogs von Liria, nachmaligen Herzog von Berwick, einen Verwandten des Hauses zu bringen, wo er den Lombardischen Feldzug mitmachte, nachdem er ein Jahr vorher im östreichisch-spanischen Kriege thätig gewesen war, und bei der Belagerung der Festung Gaeta mitgewirkt hatte. Auf diese kriegerische Epoche folgte eine Zeit der Reisen, die beide Brüder, unter dem Namen der Grafen von Albany,

miteinander machten. Diesen Namen legte Carl Eduard später nicht wieder ab.

Es begannen jetzt die Anreizungen und Prüfungen, die das Geschick dem Sohne der Stuarts zu ersparen nicht willens war. Der Chevalier de St. George hatte, wie wir gesehen haben, frühzeitig resignirt und sich in seine Lage, als Scheinkönig in Rom zu residiren, gefunden; nicht so der Sohn. Die feurigen Jahre der Jugend, die selbst bei dem unkräftigsten, energielosesten Charakter auf kurze Frist heroische Wallungen hervorzubringen pflegen, gingen auch an dem blonden Enkel Maria Stuarts nicht ganz ohne Thatäußerungen vorüber. Die Anhänger der Jacobiten, reiche und einflußreiche Familien, die beständig zwischen Rom und Paris auf der Wanderung waren, verfehlten nicht, sich der Straße anzuschließen, die die beiden Jünglinge zogen, auf deren Häupter sie ihre Hoffnung setzten. Carl Eduard bekam anonyme Schreiben, die ihm den Zustand in der Heimath schilderten, und den Boden geeignet und zubereitet nannten, um auf ihm mit Erfolg kecke Thaten zu vollbringen. Eine Landung wurde verabredet, Streitkräfte herbeigezogen, Anhänger geworben, neue Hülfswege eröffnet, an den Höfen um Beistand sollicitirt. Man erlangte vom französischen Ministerium Zusage der Hülfe. Am 9. Januar 1744 verließ endlich Carl Eduard

unter dem Namen eines Marchese Spinelli Rom, und nun sah der alternde Vater die Scenen seiner eignen Jugend vor seinen Augen sich erneuen. Frankreich, Italien und Deutschland, die alle drei auf gleiche Weise an dem Geschick dieser unglücklichen Vertriebenen Theil nahmen, sahen nun wieder einen Sprößling dieses Stammes die abenteuernden Fahrten beginnen, sahen nun von Neuem einen armen, verfolgten Flüchtling den Kahn besteigen, um sich ein Heer und ein Königreich zu erkämpfen. Aber diese drei Mächte, die sich mit dem Geschick der Stuarts beschäftigten, fingen an etwas lau zu werden. Deutschland hatte in seinen eignen Angelegenheiten gar viel zu thun: der Krieg wüthete in allen Ecken und Enden des heiligen römischen Reiches. Ein junger genialer König, und eine eigensinnige herrschgierige Kaiserin setzten alle Streitkräfte in Bewegung, und zogen Frankreich und Italien mit in ihre Händel. Das Interesse für den Roman der Stuarts, und für den Helden, der jetzt gerade darin auftrat, erlosch sichtlich. Dies fühlte Carl Eduard, und nichts demüthigte ihn so sehr, als daß sein Geschick aufhörte seinen Zeitgenossen schlaflose Nächte zu machen und aus den Augen der schönen Zeitgenossinnen Thränen zu entlocken. Es war so süß gewesen, als man noch an den Küsten Frankreichs das von Schottland herübergekommene Jacobiten-

lied «The blach bird» vernahm, und das Volk zuhorchte und der Priester segnete und schöne Frauen weinten, und nun, als der Held des Tages plötzlich unter die Gruppen zu treten, wo das Geflüster: „Das ist er! Seht, der Abkömmling eines so tapfern und so unglücklichen Geschlechts!" langsam verhallte. Der alte Chevalier hatte diese Romantik noch an sich empfunden; Carl Eduard hatte es nicht mehr so gut. Man hatte allgemein so ziemlich seine Sache für verloren gegeben und dachte nicht mehr an ihn; man wurde an sein Dasein erst erinnert, als er seine Fahrten begann: den Vater hatte man nie aus den Augen gelassen.

Ein Umstand, der günstige Erfolge versprach, war die fortwährende Unbeliebtheit, mit der das Haus Hannover auf dem englischen Throne zu kämpfen hatte. Aber man muß nur gleich hinzufügen, daß die Stuarts auch nicht erwünscht wurden, und daß die Partei in Schottland, die sich in der That mühte, die Prätendenten zu ihrem Rechte zu verhelfen, sehr klein war.

In Paris angelangt, fand Carl Eduard die Stimmung für ihn äußerst wenig Hoffnung erregend, dennoch wollte er vorwärts. Er schrieb dem Vater: „Der Würfel ist geworfen; fest steht mein Entschluß zu siegen oder zu sterben, und meine Stellung zu behaupten so lange ein Mann mir noch zur Seite bleibt." Einen Monat

hierauf landete er mit nur sieben Mann an der Küste Schottlands. Zu Glenfinnen versammelte er die hochländischen Clans um sich und erließ Proclamationen im Namen des Königs Jacob VIII., im 45. Jahre seiner Regierung. Er zog in Perth ein, dann in Edinburgh. Die Schlacht von Preston-Pans fiel günstig aus, die königlichen Truppen wurden völlig geschlagen, der Sieger rückte bis Derby, hundertunddreißig englische Meilen von London vor. Da entstand Uneinigkeit unter den Führern und rasch folgte dieser das Mißgeschick. Die gegen den General Hawley gewonnene Schlacht bei Falkirk nützte nicht viel, denn der Prätendent mußte mit seinen sehr verminderten Streitkräften tiefer in die nördlichen Gebirge sich zurückziehen. Die Schlacht von Culloden erschien nun als ein Urtheilsspruch über das Geschick der Jacobiten, ihnen alle Hoffnung raubend. Schottland wurde arg gezüchtigt, die Anhänger der Stuarts büßten mit Tod, Einkerkerung, Verbannung: ganze Familien und Stämme geriethen in Elend, fruchtbare Gegenden wurden zu Einöden. Den 10. October landete der unglückliche Flüchtling wieder an der Bretagneschen Küste: die Tragödie seines Lebens hatte nicht wie beim Vater, fünf lange Acte, sondern drängte das schauervolle Interesse in einen einzigen Act zusammen, wo Exposition, Fortgang und Schluß der Handlung

rasch aufeinander folgten. Mit dem ersten Tritt, den sein Fuß auf den Boden Frankreichs setzte, war seine Jugend, sein Heldenthum, seine Größe, sein ganzes geistiges Leben beendet und beschlossen; für die übrigen Tage, die er noch durchlebte, war er sein eigner Todtschläger, der Feind seines Selbst — denn ein Mann, von dem man erwartet, daß er siege oder sterbe, der aber statt dessen besiegt wird und ruhig weiter lebt, hat sich selbst zum unerbittlichsten Feinde. Die Welt kann dem nie verzeihen, der sie um ihre Hoffnungen betrog, und Klio verfolgt ihre ehemaligen Günstlinge, wenn sie nicht passend zu sterben wissen, mit unerbittlicher Strenge. Carl Eduard, der nichts erreicht hatte, Carl Eduard, der mit leeren Händen nach Hause kam, Carl Eduard, der jetzt, da er nicht König sein konnte, ein ehrlicher Hausvater sein wollte, an der Seite eines hübschen Weibes, umgeben von Kindern, Carl Eduard wurde jetzt seinen Zeitgenossen langweilig und lästig. Er fühlte diese giftige Luftströmung in seiner geistigen Lebensatmosphäre und wurde jetzt sehr kleinmüthig, noch viel kleinmüthiger, als es sein Vater gewesen war. Aus Frankreich entfernte man ihn gewaltsam; nach Abschluß des Aachner Friedens durfte er dort nicht länger weilen. Er zog nun in der Welt herum. In Rom begann er mit seinem Bruder zu zanken, der sich mittlerweile beim Papst

Benedict XIV. eingeschmeichelt und den Cardinalshut erhalten hatte. Von Rom ging er nach Toscana. Nirgends fand er Interesse, geschweige denn Entgegenkommen. Er kam nach Rom zurück, als er jedoch erfuhr, daß man ihm daselbst die königlichen Ehren, die sein Vater genossen, nicht gewähren wolle, ging er auch von Rom weg und siedelte sich in Florenz an. Hier war es, wo er sein Ehebündniß schloß.

Wir gehen jetzt zu dem Bilde der jungen und schönen Braut über. Die Prinzessin Stolberg-Gedern hatte, bevor sie Stiftsdame zu Mons wurde, ihre Kindheit und erste Jugend in Werningerode bei den Verwandten zugebracht; dort war ein junger Graf Stolberg, ein Vetter, ihr Gespiele gewesen, und es hatte sich ein Band jugendlicher Neigung zwischen beiden geknüpft. Dieser Liebe hatte der Tod einen tragischen Schluß bereitet: der Jüngling starb im Kriege, und Louise bewahrte ihm lange Zeit in ihrem Herzen ein rührendes und treues Angedenken. Aber die junge Dame war eitel und genußsüchtig; sie suchte die Welt auf und ließ sich von ihr zerstreuen. Kaum war sie aus den romantischen Dämmerungen des Harzwaldes, aus dem eintönigen Rauschen der dunklen Fichtenkronen herausgetreten und nach Brüssel zu ihrer Mutter gelangt, in das laute, geräuschvolle, elegante Brüssel, in das helle, mit seinen

silberglatten Kanälen, weiten Ebenen und menschenwimmelden Städten prunkende Niederland, so wich aus ihrem Sinn jene träumerische Gestalt des blonden jungen Mannes mit den blassen Wangen und der tiefen Herzwunde, aus der Blut quoll, wie sie ihn in ihren Träumen einst wachend und schlummernd stets vor sich gesehen hatte. Die Stiftsdame zu Mons hatte schon eine Menge Liebschaften. Da war der junge Prince de Ligne, damals noch nicht der unermüdliche Schwätzer und Spaßmacher, zu welchem er sich später an den Höfen ausbildete, sondern ein ritterlicher Held, der sich den Marschall von Sachsen zum Vorbild genommen, er machte Louisen den Hof und wußte die Aebtissin des Stifts, eine Prinzessin von Carignan-Delft zu seinen Gunsten zu stimmen; dann war noch ein junger Franzose da, ein Graf von Larochefoucault, dann ein Italiener, ein Vicomte von Palestrava, ein Maltheserritter, der bereit war, das Kreuz von Malta niederzulegen um die junge Stiftsdame zu heirathen, dann ein Graf Zinzendorff, ein Vetter jenes berüchtigten Frommen, der 1760 im Schooße der von ihm gegründeten frommen Sekte, die Brüdergemeine, starb. Kurz man sieht, es fehlte der schönen Dame nicht an Bewunderern. Als aber Stuart kam, nahm sie ihn und verabschiedete alle Andern. Die Ehe wurde in Macerata, am 17. April 1772,

geschlossen. Dem Stolz der Stolberge wurde gleich anfangs durch die Prägung einer Münze geschmeichelt, auf welcher die Bildnisse des neu verbundenen Paares dargestellt waren, mit der Königskrone geziert, und mit der prunkenden Inschrift umgeben: Carolus III. Magnae Brit. Rex, et Ludovica M. Brit. Regina. Was konnte man mehr wünschen? Die alte Fürstin von Stolberg-Gedern hatte jetzt eine Königin zur Tochter; daß diese Königin nicht regierte, war freilich ein Unglück, allein wer konnte behaupten, daß sie nicht einst doch noch regieren werde? Die junge Stiftsdame nahm ihre Münze, ihren Hermelinmantel, ihre hübsche blitzende Krone, packte Alles heiter zusammen und ging ganz zufrieden mit ihrem alten Mann nach Italien. Aber das Schicksal, das sich freute, die Hoffnungen der Stuarts und derer, die ihr Geschick mit diesen vereinten, zu vereiteln, machte sich auch sogleich grausam daran, der jungen Frau blühende Zukunftgebilde eines nach dem andern zu vernichten. Zuerst fing ihr Mann an sich dem Trunke zu ergeben; es war dies ein jämmerliches häusliches Mißgeschick, eine Art Unglück, dem eine anständige Frau mit aller Mühe keine nur irgend erträgliche Seite abzugewinnen, und durch diese mit ihm sich zu versöhnen vermag. Und Carl Eduard trank, wie die konischen Helden in den Smollet'schen Romanen zu trinken pflegen, die alten Hafenkapitaine

auf halbem Sold, so anhaltend und so überwältigend, und mit so groben, derben Zusätzen an Späßen und Redensarten, daß die deutsche Frau vor ihm sich entsetzte und auf keine Weise sich Rath zu schaffen wußte, wenn er seinen Anfällen unterlag. Sie hatte wol schon gehört, daß die Engländer zu Zeiten sehr die Flasche liebten, sie wußte, daß die Sitten jenes Landes den Frauen frühzeitig zur Pflicht machten, die Gesellschaft ihrer eignen Männer, Söhne und Brüder zu meiden, wenn die Nachfeier der Freuden der Tafel begannen; aber sie hatte sich nimmermehr träumen lassen, daß die Exaltation eines englischen Trinkers einen so hohen Grad erreichen könne, wie sie ihn jetzt in nächster Nähe leider zu beobachten Gelegenheit fand. Sie war untröstlich, sie ging jammernd umher und rang die Hände. Carl Eduard lachte zu ihrem Jammer, und wenn er nicht lachte, so zankte und polterte er, oder drohte, und zwar drohte er wie ein König droht, mit Einkerkerung, mit Verbannung, mit dem Blutgerüst. Wenn er nüchtern war, so war er der Graf Albani, ein Mann ohne Bedeutung, war er trunken, so war er Carl III., König der drei vereinigten Königreiche. Es war ein grausames Spiel, das der Wein mit dem Gehirn dieses Mannes trieb.

Wir kommen jetzt zu dem Momente, wo Graf

Vittorio Alfieri diesen zerrütteten Eheverhältnissen nahe trat. Zuerst einige Worte über diesen Dichter, der vielmehr das, was die Franzosen sehr bezeichnend poëte en action nennen, war, als Poet in seinen Versen. Er selbst war ein Gedicht. Wir sind in Deutschland an eine Art Dichter gewöhnt, die Alles was sie sind, der ewig arbeitenden Seidenraupe in ihrem Innern verdanken, die unermüdlich aus sich selbst das Gespinst hervorzaubert und scheinbar der Außenwelt wenig oder gar nicht bedarf. Von diesen Dichtern läßt sich, was ihr äußeres Leben betrifft, gar nichts erzählen, der allerscharfsinnigste und geschickteste Biograph findet auch nicht den kleinsten Umstand, dessen zu erwähnen sich lohnte, nicht einmal eine kleine Reise, ein Stündchen anderswo als zwischen den vier Mauern verbracht, wo dieses Individuum geboren wurde, wo es groß wuchs, wohin es sein Weib brachte, wo es seine Kinder auferzog und wo es endlich stirbt und als Leiche auf dem Schreibtisch liegt, von dem man das letzte Manuscript eben hinweggenommen hat. Nichts, nichts was einem Ereigniß ähnlich sieht, selbst auch nur der blassen Abspiegelung einer That: und öffnet man die Bücher dieses Mannes, so sieht das Auge des Lesers eine köstliche Fülle der bewunderswürdigsten Thaten in Worten darein ausgeschüttet; Gefühle und Gedanken an Thatsachen geknüpft, die eine

mächtige und gewaltige Weltanschauung verkündigen. Und doch sah dieses Auge im Leben nichts als die kahle Spitze des Kirchthurms des väterlichen Dorfes, und hörte nichts als den einförmigen Gesang der Hirten, wenn sie die Heerde heimtreiben. Wo hat er's her? O, fragt das nicht; es ist eben das Genie — es ist eben der geborne Dichter. Diese Gattung Dichter blüht besonders in Deutschland, eine andere Art gedeiht in Italien. Da sehen wir Poeten, die ihre köstlichen Reime unter dem beständigen Lärm der Waffen entstehen lassen, die auf der Flucht begriffen, im Gebirge, zur Nachtzeit, plötzlich in irgend einer dunkeln Schlucht einen Goldregen prächtiger Verse niedergleiten lassen, oder wie Blumen sie aus dem verwirrten Haar schütteln. Hier sehen wir Dichter, die zugleich blutige Wunden und schöne Bücher vorzuzeigen haben. Wir sehen Dante aus den Thoren von Florenz sich flüchten, mitten in einem Heerhaufen wilder Krieger geschlossen, von kriegerischem Lärm der Schwerter, dem Tönen der Fanfaren, dem Flattern der Fahnen umgeben. Wir sehen Tasso am Hofe zu Ferrara eine gewagte, kecke Rolle spielen; halb Abenteurer, halb herrschender Günstling, immer durch seine Verse wieder gutmachend, was seine Degenspitze verbrach. Unter diesen Dichtern gibt es einige, die ihre Verse nicht niederschreiben, die sie nur erleben.

Unter den Neueren war Byron ein Poet en action in der vollsten Bedeutung des Wortes, und er war es in dem Grade, daß er viel stärker durch sein Leben wie durch seine Schriften seine Zeitgenossen poetisch angeregt und beschäftigt hat. Byron ohne seine Liebesabenteuer, ohne seine wilden Reisen, ohne seinen Streit mit der Geistlichkeit, ohne seine Flucht aus dem Vaterlande, und ohne seine Betheiligung an dem griechischen Kampfe, hätte lange nicht diese ausgeprägte Gestalt in dem Spiegel der Zeit erhalten. Mit Byron sehr große Aehnlichkeit zeigend, steht nun Graf Vittorio Alfieri vor uns, ebenfalls als ein Dichter, der eben so sehr durch sein Leben wie durch seine Dichtungen, oder eigentlich mehr durch sein Leben als durch seine Dichtungen Interesse einflößt. Die Dichtungen sind kalt, gemessen, oft sogar frostig und starr, das Leben ist wild, bewegt, leidenschaftlich und ewig in den raschesten Schwingungen pulsirend. Wenn es irgendwo nöthig ist, den Dichter aus seinen Erlebnissen zu deuten und zu erklären, so ist's bei diesem ungewöhnlichen Manne, der die Größe der Gesinnung eines attischen Weisen mit dem Heldentrotz und der Heldenkühnheit eines Römers aus der guten Zeit der Republik in sich einte, zugleich aber dieser Größe die Kleinheit eines eitlen Poeten des achtzehnten Jahrhunderts hinzufügte. Er war ein Aristokrat und

verachtete die Fürsten, liebte aber die Völker doch nicht in dem Maaße, daß er im Stande gewesen wäre, auf die Herrschaft zu verzichten, wenn sie ihm wäre in die Hände gegeben worden. Innerlich Despot, schalt er auf Despotie, weil er sie nicht auszuüben berechtigt worden. Die Freiheitsliebe Alfieri's ist gerade wie die Byrons. Beide waren herrschsüchtige, monarchische Naturen, die nur Freiheit predigten, weil sie Niemand andern als sich selbst die unbedingte Gewalt gönnten. Abgesehen von diesem Motiv, wirkte die Eitelkeit in Beiden gleich stark; es war Ruhm und Glanz dabei zu gewinnen und eine Märtyrerkrone, die beide eitle Dichter lockte. Wer in der That der Freiheit dient, dient ihr in Demuth und Selbstverleugnung: wie jedes Werk der Liebe, fordert dieses — vielleicht höchste Werk der Liebe — der innigsten und heiligsten Nächstenliebe — die völlige Veräußerung unserer selbstischen Natur; wo wäre aber ein Dichter wie Alfieri und Byron je im Stande, eine solche Selbsttödtung an sich vorzunehmen. Es soll dies kein Tadel sein: eine Natur ist anders wie die andere, und beide können doch an ihrer Stelle Großes wirken. Nimmt man dem Dichter die Eitelkeit und die Ruhmbegierde, sowürde man seinen Versen ihre Wirkung nehmen. Gleichviel, aus welcher Quelle diese Wirkung entspringt, wollen wir uns freuen, daß sie überhaupt

da ist. Nebenbei wird Heil für das Ganze hervorgebracht, nicht allein durch das, was große Geister thun, sondern auch durch das, und sehr oft nur durch das, was sie unterlassen. In die sichtbar und bewußt gewordene Lücke drängt sich dann rasch ein anderes Talent, welchem fehlt, was jenem in allzugroßer Fülle gegeben war.

Nachdem er, ein wilder Knabe, in dem Jesuitencollegium, wohin ihn die Verwandten gethan, kaum zu bändigen gewesen war, entschlüpfte Alfieri frühzeitig diesem Zwange und ging nun in die weite Welt. Reich und von angesehener Familie konnte es ihm nicht fehlen, daß man ihm mit Aufmerksamkeiten und Dienstbeflissenheit entgegenkam; allein der scheue Wildfang ging jeder ehrbaren Gesellschaft aus dem Wege und trieb sich mit seinen Pferden und Hunden, deren er immer eine große Anzahl bei sich führte, auf gut Glück in der Irre umher. Er gerieth Abenteurern in die Hände, die ihn betrogen, er fiel leichtfertigen Weibern anheim, die ihn plünderten und krank machten. Von einem Lande ging es in das andere, von einer Stadt in die andere, immer müßig, immer unruhig und in wüster Gedankenlosigkeit fortstürmend. Er hat diesen beklagenswerthen Zustand selbst beschrieben, und man muß gestehen, es gibt nicht leicht ein vortrefflicheres Bild von diesem vagabondiren-

den Jugendleben einer an sich edeln und kräftigen, aber noch nicht zum Bewußtsein ihres Berufes und ihrer Lebensstellung gelangten Natur. Er war nahe daran unterzugehen. Eine Liebschaft in England endigt so demüthigend für ihn, daß der stolze Jüngling die Versuchung fühlt, sich ein Leben zu nehmen, auf welchem, wie er glaubt, jetzt ein untilgbarer Makel haftet. Er will nun keine Frau mehr kennen lernen; er verachtet das Geschlecht: in Brüssel jedoch sehen wir ihn wieder verliebt. Diesmal wird er nicht so arg betrogen, aber er findet doch noch lange nicht das edle, warme Herz, das er sucht. Mittlerweile erwacht der ihm beigegebene Genius der Poesie aus dem Schlummer und er fängt an zu lesen und sogar hier und da einen Vers zu machen. Aber bald wirft er diese Versuche wieder bei Seite und schwärmt weiter. In Paris, wo er sich anfangs langweilt, dann ärgert, entdeckt er zuerst Spuren jenes glühenden Tyrannenhasses, den Gott, wie er meint, ganz ausschließlich als Mittel, die Welt zu reinigen, in seinen Busen niedergelegt hat. Er glaubt nun berufen zu sein, die Menschheit von einer ihrer drückendsten und beschämendsten Fesseln zu befreien. Wenn diese Entschlüsse auch zu weiter nichts führen, so führen sie doch dahin, daß er jetzt die Schriften der alten Rhetoren und Philosophen liest, die ihn auf der Schule angewidert

hatten, weil er mit ihrem Inhalte nichts anzufangen wußte. Der knabenhafte Trotz verwandelt sich jetzt in einen männlichen, und der unbeugsame Eigenwille erhält jetzt eine wissenschaftliche Berechtigung, indem große Muster von Helden und Staatsmännern nachweisbar ebenfalls mit jenem unbeugsamen Eigenwillen anfingen und ihn später zu jener männlichen Energie ausbildeten, vor derem Auftreten die Welt sich zu beugen hat. Wäre es Alfieri vergönnt gewesen Thaten zu verüben, so wäre die Anlage ursprünglicher Größe, die in ihm lag, zur Entwickelung gediehen; allein als der Bürger eines kleinen italienischen Fürstenthums, ohne Macht und ohne Stimme, hatte er kein Vaterland, das seiner bedurft hätte, und ein fremdes wollte er sich nicht wählen. In dieser mißlichen Lage, eine Welt voll Thaten im Kopfe, einen Himmel voll Ruhm im Geiste, war er dem Wahnsinn nah, wenn er bedachte, daß das Schicksal ihn zwänge, ein unbedeutender Mann zu sein und zu bleiben. Da, in seiner Verzweiflung, griff er wieder zur Poesie, und weit entfernt, das Verlangen zu hegen, sich zu einem Dichter auszubilden, legte er nur die großen Gedanken und die kühnen Bilder der Poeten an sein Herz, damit sie es kühlen und beruhigen sollten. Unversehens wuchsen ihm ähnliche Gebilde unter den Händen empor: er dichtete sein erstes Trauerspiel „Philipp.“

Jetzt hatte er einen Halt, eine Stütze; die Nebel, die seinen Lebenspfad auf eine oft so schauerliche Weise eingehüllt hatten, theilten sich; er hatte Hoffnung, daß doch irgend eine Frucht dem Boden, den er für verflucht gehalten, entkeimen werde. Nun endlich kam etwas Ruhe in sein Leben; das rastlose Hin- und Herschweifen hörte auf, und der Beobachter, der dieses stürmische Leben an sich vorbeigehen läßt, empfindet ein köstliches Wohlbehagen, wenn er an jene Kapitel gelangt, die die Ueberschrift führen: „Wirkliche Befreiung,“ „Studien,“ „Ruhe.“ Um zu zeigen, wie heftig dieser Mann liebte, wie er gleichsam wüthete, stehe hier die Stelle, wo er die dritte „unwürdige“ Liebe beschreibt, der er unterlag und die ihm grausam mitspielte. „Dieser dritte Liebesrausch war wahrhaft schändlich und dauerte nur zu lange. Der Gegenstand meiner neuen Glut war eine Dame, ausgezeichnet von Geburt, aber von nicht allzugutem Namen in der galanten Welt, auch nicht mehr jung, das heißt neun bis zehn Jahr älter als ich. Eine flüchtige Freundschaft hatte zwischen uns schon stattgehabt bei meinem allerersten Eintritt in die Welt, als ich noch in der ersten Abtheilung auf der Akademie war. Da ich nun sechs und mehr Jahre nachher ihr gerade gegenüber wohnte, mich von ihr sehr begünstigt sah, ein Müßiggänger war, und vielleicht zu den Gei-

stern gehörte, von denen Petrarca mit so vielem Gefühl sagt:

So di che poco canape si allaccia
Un' anima gentil, quand' ella è sola,
E non è chi per lei difesa faccia!

und da mein guter Vater Apoll vielleicht auf diesem außerordentlichen Wege mich zu sich rufen wollte; geschah es, wiewol ich sie anfangs nicht liebte und nie schätzte und selbst an ihrer nicht gewöhnlichen Schönheit kein Gefallen fand, daß ich bei dem Allen, weil ich wie ein Verrückter an ihre unendlichen Liebe zu mir glaubte, nach und nach sie wirklich liebte und bis an die Ohren in diese Liebe versank. Es gab für mich weder Lustbarkeiten noch Freude mehr; selbst die vielgeliebten Pferde wurden von mir vernachlässigt. Von früh acht Uhr bis zwölf Uhr Abends ununterbrochen bei ihr, mißvergnügt da zu sein, und doch unfähig nicht da zu sein; bizarrer und peinlicher Zustand, in welchem ich dennoch ungefähr von der Mitte des Jahres 1773 bis zum Ende Februars 1775 lebte, oder vielmehr vegetirte. Da ich während der langen Dauer dieses Umgangs von früh bis spät wüthete, mußte meine Gesundheit leiden, und wirklich befiel mich zu Ende des Jahres 1773 eine zwar nicht anhaltende, aber so heftige und außerordentliche Krankheit, daß die boshaften Schöngeister, an denen

es in Turin nicht fehlt, witziger Weise sagten, ich hätte sie ausschließlich für mich erfunden. Ich fing damit an, daß ich mich wol sechsunddreißig Stunden hintereinander erbrach, und da keine Flüssigkeit mehr da war, löste sich das Erbrechen in einen gewaltsamen Krampf in der Gurgel auf, verbunden mit einem fürchterlichen Zucken des Zwerchfells, das mir nicht erlaubte auch die kleinsten Portionen Wasser zu mir zu nehmen. Die Aerzte, welche eine Entzündung fürchteten, ließen mir am Fuß zur Ader, und augenblicklich ließ der Zwang nach, dagegen aber ergriff mich eine so starke und allgemeine Convulsion und Erschütterung aller Nerven, daß ich, wenn ich nicht gehalten wurde, in den fürchterlichsten Zuckungen bald mit dem Kopfe gegen die Bettwand, bald mit den Händen gegen Alles stieß, was sich in meiner Nähe befand. Am sechsten Tage ließ endlich der Krampf nach, mittelst eines sehr heißen Bades, halb aus Oel und halb aus Wasser, in welchem ich den Tag fünf bis sechs Stunden zubrachte. Die Länge des Fastens und die Anstrengungen des Erbrechens waren so groß gewesen, daß in der Bauchgabel, zwischen den beiden Knochen, welche sie bilden, eine solche Lücke entstanden war, daß sie ein Ei von mittler Größe fassen konnte. Die Wuth, die Scham und der Schmerz, worin diese unwürdige Liebe mich unaufhörlich leben ließ, hatten mir diese selt-

same Krankheit zugezogen, und da ich keinen Weg für mich sah, diesem schändlichen Labyrinth zu entkommen, so hoffte und wünschte ich zu sterben. Am fünften Tage der Krankheit, als die Aerzte sehr fürchteten ich möchte nicht wieder aufkommen, ward ein würdiger Edelmann, der mein Freund, aber beträchtlich älter war als ich, zu mir gelassen um mich zu veranlassen zu beichten und mein Testament zu machen. Ich kam ihm zuvor, indem ich beides verlangte, und meine Seele war dabei gar nicht beunruhigt. — Nach überstandener Krankheit nahm ich unseliger Weise meine Liebesketten wieder auf. — Im Januar 1774 geschah es, daß meine Dame krank wurde; ich konnte vielleicht daran Schuld sein, wiewol ich es nicht ganz glaubte. Da ihre Krankheit die vollkommenste Ruhe und Stillschweigen forderte, saß ich treulich am Fuß ihres Bettes, sie zu bedienen, und hier brachte ich von früh bis spät zu, ohne nur den Mund zu öffnen, um ihr nicht zu schaden, wenn ich sie zum Sprechen nöthigte. In einer dieser gewiß wenig unterhaltenden Sitzungen nahm ich aus Langeweile fünf oder sechs Bogen Papier, die mir zur Hand lagen, und fing an, so ganz ohne Plan, eine Scene, ich weiß nicht soll ich sagen von einem Lust- oder Trauerspiele, von einem, oder von fünf, oder zehn Acten hinzukritzeln.“ —

Wir brechen hier ab, denn unsere Absicht ist es

nur, die Leidenschaftlichkeit, die ihn befiel, mit des Dichters eignen Worten zu schildern. Und hier war es eine unwürdige Liebe — wie mußte eine wahrhaft würdige Liebe, wie er die nennt, zu deren Schilderung wir jetzt sogleich übergehen wollen, sein ganzes Wesen erschüttern, es umgestalten, es vergeistigen und seine Kraft erhöhen! Es war im Jahre 1777, als Alfieri zu Florenz die Bekanntschaft der Gräfin Albani machte, die demnach fünf Jahre schon in kinderloser Ehe lebte und vierundzwanzig Jahr alt war. Was ihr Aeußeres betrifft, so wollen wir zuerst einen Zeitgenossen sprechen lassen, der sie öfters in Florenz sah und unparteiischer beobachtete als der Dichter; später wollen wir auch diesen hören. Dutens, der Verfasser der «Mémoires d'un voyageur qui se repose,» gibt folgendes Bild von ihr: „Die Gräfin war durch ihr Aeußeres, ihr Benehmen, ihren Geist und ihre Schicksale die interessanteste Frau. Sie war mittler Größe, aber de taille bien prise, und von sehr weißem Teint; sie hatte sehr schöne Augen, vollkommen schöne Zähne, eine edle und einnehmende Miene, eine einfache, elegante und bescheidene Haltung. Ihr durch die Lectüre der besten Schriftsteller genährter Geist hatte aus ihnen das Vermögen geschöpft, scharf und richtig zu unterscheiden, und die Leichtigkeit erlangt, Menschen wie Werke des Geschmacks gut zu beurtheilen.

Der Graf Alfieri, ein Piemontese von Geburt, ein genialer Mann, großer Dichter und von vortheilhaftem Aeußern, hatte die Gräfin Albani kennen gelernt und empfand ihren ganzen Werth. Ernst gestimmt und abhold dem Getöse der großen Welt, hatte er sich ganz ihrer Gesellschaft gewidmet. Sie lebte sehr zurückgezogen, da die Launen ihres Mannes sie in Allem hinderten. Alfieri hatte Letzterm sich angenehm zu machen gewußt und theilte seine Zeit zwischen seinen Studien und der Gesellschaft der Gräfin, deren unerfreuliches Leben er durch seine Freundschaft und die Annehmlichkeit seines Umgangs erheiterte."

Alfieri selbst sagt von diesem ersten Bekanntwerden: „In dem Sommer, den ich, wie gesagt, ganz in Florenz zugebracht hatte, war mir, ohne daß ich es gewollt, mehrmals eine herrliche und schöne Dame vor Augen gekommen, welche, da sie ebenfalls fremd und von hohem Range war, unmöglich ungesehen und unbemerkt bleiben konnte; und noch unmöglicher war es, daß sie, gesehen und bemerkt, nicht Jedem aufs Höchste gefallen mußte. Aber obwol ein großer Theil der adeligen Herren von Florenz, und alle Fremden von Auszeichnung bei ihr Zutritt hatten, so hatte ich dennoch, versenkt in meine Studien und in Melancholie, abstoßend und ungesellig von Natur und immer bedacht von dem schönen Ge-

schlechte diejenigen am meisten zu fliehen, die mir anmuthiger und schöner erschienen, aus diesen Gründen mich im vorigen Sommer nicht in ihr Haus einführen lassen; dagegen hatte ich sie im Theater und auf Spaziergängen häufig gesehen. Der erste Eindruck war mir auf das süßeste in den Augen und im Herzen zurückgeblieben. Eine sanfte Glut in den schwarzen Augen, die, was höchst selten ist, mit der weißesten Haut und blonden Haaren vereinigt waren, gaben ihrer Schönheit einen Glanz, daß es schwer war nicht davon getroffen und gefesselt zu werden. Ein Alter von fünfundzwanzig Jahren, viel Neigung zu den schönen Künsten und Wissenschaften, köstliche Herzensgaben, und trotz des Reichthums, den sie im Ueberfluß besaß, drückende und lästige häusliche Verhältnisse, die sie nicht, wie sie sollte, glücklich und zufrieden sein ließen; zu groß waren diese Vorzüge, um ihnen zu widerstehen. Da mir nun in diesem Herbste von einem Bekannten mehrmals angetragen wurde, mich einzuführen, und ich mich für stark genug hielt, wagte ich's mich ihr zu nähern; aber ich ging nicht weit, als ich mich gleichsam unvermerkt gefangen sah. Schwankend zwischen dem Ja und Nein dieser neuen Flamme, machte ich im December eine Ausflucht nach Rom mit der Post zu Pferde; eine thörichte und höchst beschwerliche Reise, die mir weiter

nichts eintrug, als das Sonett von Rom gemacht zu haben, während ich in einer Schenke von Baccano übernachtete, wo es mir nicht gelang auch nur ein Auge zuthun zu können. Hinreise, Aufenthalt und Rückreise dauerten ungefähr zwölf Tage. Auf beiden Durchreisen durch Siena sah ich meinen Freund Gori, der mir von diesen neuen Banden nicht abrieth, von denen ich schon mehr als halb umwunden war, und so legte mir die Rückkehr nach Florenz sie mir bald auf immer an. Aber die Annäherung dieses, meines vierten Herzensfiebers äußerte sich glücklicher Weise für mich mit Symptomen, die von den drei ersten sehr verschieden waren. In jenen hatte ich mich noch nicht von einer Leidenschaft des Verstandes bewegt gefühlt, welche, jener des Herzens das Gleichgewicht haltend und in sie übergehend (um mich mit dem Dichter auszudrücken), eine unbekannte, unbestimmte Mischung hervorbrachte, die zwar etwas minder ungestüm und glühend, aber dennoch tiefer, inniger und dauernder wurde. So war die Flamme, die sich seit der Zeit an die Spitze aller meiner Leidenschaften und Gedanken stellte, und die nicht anders als mit dem Leben wieder in mir erlöschen wird. Da ich nach zwei Monaten sah, daß dies meine wahre Dame sei, weil ich statt, wie bei allen gewöhnlichen Frauen, in ihr ein Hinderniß des literarischen Ruhms, eine Störung

in nützlichen Beschäftigungen, und ich möchte sagen, eine Verminderung der Ideen zu finden, hier einen Sporn und Antrieb und ein Vorbild zu jedem guten Unternehmen fand: so ergab ich mich ihr, sobald ich den köstlichen Schatz erkannt und gewürdigt hatte, auf das unbegrenzteste. Und ich irrte gewiß nicht, da ich nach mehr als zwölf Jahren, indem ich dieses niederschreibe, eingetreten bereits in die unwillkommene Zeit, wo der Zauber des Lebens schwindet, mich immer mehr an ihr entzünde, je mehr nach den Gesetzen der Zeit jene flüchtigen, unwesentlichen Vorzüge der vergänglichen Schönheit schwinden. Aber mein Herz erhebt, mildert, bessert sich durch sie von Tag zu Tage, und ich wage ein Gleiches von ihr zu sagen und zu glauben, die vielleicht auch ihr Herz an mir aufrichtet und stärkt."

Wir richten uns in diesen Auszügen nach einer Uebersetzung, die leider nicht sonderlich gut gerathen ist, wie der Leser am Styl und Periodenbau bemerken wird. Alfieri schrieb eine meisterhaft schöne Prosa.

Ein solches Zeugniß, das ein bedeutender Mann dem Gegenstand seiner Neigung gibt, hebt natürlich den Werth desselben ungemein. Wir hören hier die Stimme ernster Selbstprüfung sprechen, der es darum zu thun, von sich selbst wie von seiner Umgebung, so weit es menschlichen Kräften gestattet ist, die Nebel der Täuschung

zu entfernen. Mit wenig Worten ist hier der volle Werth der schönen, ausgezeichneten Frau angegeben; ihr Bild, eben so anmuthig als geistig hochgestellt, tritt dem Beschauer mit Klarheit entgegen. Wie sehr gönnen wir dem ewig in der Irre umgetriebenen Dichter eine bleibende Stätte wie er sie hier gefunden, an einem Herzen, das groß fühlt und rein empfindet. Jetzt erst ist er seinem guten Genius anvertraut; jetzt können Poesie, Grazie, Schönheit und Wahrheit ihm nahe treten, ohne zu fürchten, von den dämonischen Masken wilder und zerstörender Leidenschaften hinweggescheucht zu werden.

Er sagt an einer andern Stelle: „In diesem Sommer (1778) schrieb ich einige Liebesverse, theils um meine Dame zu preisen, theils um die großen Beängstigungen auszulassen, in denen ich wegen ihrer häuslichen Verhältnisse manche Stunde zubringen mußte. Meine Gedichte auf sie beginnen (unter den von mir herausgegebenen) von dem Sonette, welches anfängt:

Negri, vivaci, in dolce fuoco ardenti —
Du schwarzes Aug' entbrannt in süßem Feuer —

alle verliebten Verse, welche demselben folgen, beziehen sich alle auf sie und gehören ihr, und ihr allein, denn gewiß nie werde ich von einer andern Frau singen. Und mir scheint, sie mögen nun mit mehr oder weniger

Glück und Zierlichkeit aufgefaßt und versificirt sein, daß in ihnen am meisten jener unendliche Affekt durchschimmern müsse, der mich zwang sie zu schreiben, und den ich mit jedem Tage für sie zunehmen fühlte; und das läßt sich, wie ich glaube, am meisten in den Versen wahrnehmen, die ich dichtete, wenn ich lange von ihr getrennt war."

Den weitern Verlauf der Geschicke der Liebenden finden wir nur fragmentarisch in den Aufzeichnungen Alfieri's; mit jenen obigen Andeutungen hat er so ziemlich Alles beendet, was er glaubt, der Welt gegenüber, von der Dame seines Herzens sagen zu dürfen. Es ist hier die Zartheit und Ritterlichkeit seines Charakters sichtbar, zugleich die Scheu, die einem edlen Gemüthe inne wohnt, die Menge, die nie recht versteht oder verstehen will, was man ihr an höheren Offenbarungen anvertraut, nicht zur Theilnehmerin dessen zu machen, was unser eigenstes Besitzthum, unser köstlichster Schatz ist. Wir müssen ihn hierin nur loben. Wir würden einige der Sonette, auf die der Dichter anspielt, hier mitthei len, wenn es uns gelungen wäre, gute Uebersetzungen von diesen meisterhaften Versen zu Gesicht zu bekommen, so jedoch — da wir nicht Seitenlang italienische Strophen hinschreiben wollen — müssen wir den Leser, der sich hierfür interessirt, auf die von ihm selbst besorgte

Ausgabe seiner poetischen Werke verweisen. Mit dem Petrarca'schen Sonett dürfen sie nicht in dieselbe Linie gestellt werden. Die blühende Heiterkeit des wahren Dichters, diese — wir wollen sie Schöpfungsfreudigkeit nennen — die selbst über den ernstesten Gegenstand ausgegossen wird, mangelt Alfieri, oder wenigstens besitzt er sie nur in einem sehr geringen Grade. Mehre seiner Tragödien sind daher kaum genießbar mehr, und sind frühzeitig dem antiquarischen und gelehrten Schatze der Nation verfallen, wo der Dichter sie wahrlich nicht hinhaben wollte. Auch in den Sonetten geht ein, wenn auch schwacher, doch sehr merkbarer Zug von Pedanterie hindurch; ein bei der Liebe und ihren Gegenständen ganz gehässiges Element.

Der Verfasser der schon erwähnten «Mémoires d'un voyageur qui se repose» spricht von dem fernern Verlauf des Geschicks Alfieri's und der Gemahlin Carl Eduards. „Es war" so sagt er, „zwischen der Gräfin und Alfieri verabredet worden, daß Erstere das Haus ihres Gemahls verlassen sollte: die Zustimmung des Großherzogs (Leopold I.) war erlangt, eine Freundin, Madame Orlandini, die aus der Familie des Marquis von Ormonde stammte, und deren Anbeter, ein irländischer Edelmann, Namens Gehegan, waren ins Geheimniß gezogen. Die Schwierigkeit bestand darin, ein Mittel

zu ersinnen, um die Wachsamkeit des Grafen zu täuschen, der sie nie allein ließ und sie förmlich einsperrte, wenn er genöthigt war ohne sie auszugehen. Beim Spazierengehen, bei der Messe, überall wohin sie sich begeben wollte, begleitete er sie. Nachdem der Plan verabredet worden, kam Madame Orlandini zum Frühstück bei der Gräfin: nach dem Frühstück machte sie den Vorschlag nach dem Kloster der Bianchetti zu gehen, um einige Arbeiten der Nonnen, die für große Künstlerinnen galten, anzusehen. Die Gräfin nimmt den Vorschlag an, wenn ihr Gemahl seine Zustimmung nicht versage; der Graf willigt ein und die Gesellschaft begibt sich auf den Weg. Man erreicht das Kloster, wo, wie durch Zufall, Mr. Gehegan ihnen begegnet. Die Gräfin steigt mit Madame Orlandini aus, und voraufgehend sind sie bald oben auf der Treppe: man öffnet ihnen rasch die Thüre und verschließt sie wieder, ehe der Graf sie erreicht hat. Mr. Gehegan, der den Damen die Hand gegeben, sagt zu Letzterm, den er athemlos anlangen sieht: Herr Graf, diese Nonnen sind ein Muster von Unhöflichkeit, sie haben mir die Thüre vor der Nase zugeschlagen und mich nicht mit den Damen einlassen wollen. Ich werde sie schon zum Oeffnen nöthigen, entgegnet der Graf und pochte lange, ehe Jemand erschien. Endlich kam die Aebtissin ans Gitter und

erklärte ihm, seine Gemahlin habe dieses Haus als Asyl gewählt und werde dort bleiben unter dem Schutze der Frau Großherzogin. Der Graf von Albani, überrascht und wüthend, war genöthigt nach Hause zu gehen und seinen Groll zu verbeißen. Unterdessen schrieb die Gräfin, welche keine Lust hatte ihr Leben in einem Kloster zu verbringen, an ihren Schwager, den Cardinal von York, und wußte ihn dergestalt in ihr Interesse zu ziehen, daß Se. Eminenz ihr vorschlug zu ihm nach Rom zu kommen, und den Papst (Pius VI.) veranlaßte, ihr seinen Schutz zu gewähren. Nur fürchtete man, der Graf von Albani werde seine Gemahlin unterwegs aufhalten lassen, wenn er von dem Plane höre; deshalb wurde der Wagen von bewaffneten Reitern escortirt und der Graf Alfieri und Mr. Gehegan, verkleidet und gut bewaffnet, nahmen den Kutschersitz ein, bis man eine gute Strecke von Florenz entfernt war. So wäre es schwer gewesen, die Gräfin zu entführen. Sie erreichte Rom in vollkommener Sicherheit und wurde auf die freundlichste und ehrenvollste Weise von dem Cardinal aufgenommen, der ihr eine Pension anwies und in seinem Hause ein ihrem Range entsprechendes Etablissement bereitete. Sie schrieb an die Königin von Frankreich um ein Jahrgehalt anzusprechen, welches man ihrem Gemahl bei seiner Verheirathung angeboten, und erhielt

sechzigtausend Livres jährlich. Der Papst gab ihr fünfundzwanzigtausend, so daß sie in gewissermaßen glänzenden Verhältnissen sich befand. Ihr Glück zu vollenden kam der Graf Alfieri nach Rom, und da er Mittel fand, dem Cardinal zu gefallen, wie einst dessen Bruder, so hatte er Gelegenheit die Gräfin zu besuchen, so oft er wollte, ungeachtet der Vorstellungen des Grafen Albani, welcher oft dem Cardinal schrieb, um gegen das, was er einen Mißbrauch nannte, zu reclamiren."

Wir wollen nun hinzufügen, was Alfieri selbst über dies auffallende Ereigniß sagt: „Es sei mir genug zu sagen, daß ich meine Dame von der Tyrannei jenes unvernünftigen und stets trunkenen Gebieters befreite, ohne daß auch im allergeringsten ihre Ehre gekränkt, noch auf die entfernteste Weise der Anstand überhaupt verletzt worden wäre. Ein Jeder, der die besonderen Umstände der höchst drückenden Gefangenschaft, in welcher sie langsam hinstarb, gewußt und in der Nähe gesehen hat, wird der Meinung sein, daß es nicht leicht war, sich gehörig zu benehmen und die Sache, wie es geschah, zu einem guten Ende zu führen. Zuerst ging sie in ein Kloster in Florenz. Ihr Gemahl selbst führte sie dahin, unter dem Schein den Ort zu sehen, und mußte sie dann, zu seiner nicht geringen Befremdung, auf den Befehl und die Veranstaltungen des damaligen Macht-

habers in Florenz daselbst zurücklassen. Nach einigen Tagen wurde sie von ihrem Schwager nach Rom berufen, wo derselbe wohnte, und hier zog sie sich in ein anderes Kloster zurück. Die Ursachen dieses Bruchs zwischen ihr und ihrem Gemahl waren so vielfach und so offenbar, daß die Trennung allgemein gebilligt wurde."

„Nachdem sie gegen Ende Decembers nach Rom abgereist war, blieb ich wie eine verlassene Waise in Florenz zurück; und jetzt überzeugte ich mich deutlich im Innersten meiner Seele und meines Herzens, daß ich ohne sie nur ein halber Mensch sei, denn ich fand mich zu jeder Geistesthätigkeit und jedem Werke der Kunst schlechterdings unfähig und war weder um den so glühend gewünschten Ruhm, noch um mich selber im geringsten bekümmert. Ich hatte also in dieser Sache so eifrig gearbeitet zu ihrem Vortheil und meinem Verderben; denn nie konnte mich ein größeres Unglück treffen, als sie gar nicht zu sehen. Schicklicherweise durfte ich ihr nicht sobald nach Rom folgen; auf der andern Seite war es mir nicht möglich länger in Florenz zu leben. (1781.) Ich blieb noch den ganzen Januar da, und diese Wochen schienen mir Jahre; ich konnte keine Arbeit, keine Lectüre, noch sonst etwas fortsetzen; ich ergriff daher den Ausweg nach Neapel zu gehen, und ich wählte, wie Jeder leicht sieht, ausdrücklich Neapel, weil der Weg

dahin über Rom führt. — Ich kam an, ich sah sie, o Gott! mir bricht noch das Herz, wenn ich daran denke, ich sah sie gefangen hinter einem Gitter, zwar minder gemißhandelt wie in Florenz, aber ich sah sie, aus anderen Gründen, nicht minder unglücklich. Mit einem Worte, wir waren getrennt, und wer konnte wissen auf wie lange wir es sein würden? Aber ich frohlockte unter Thränen, daß sie wenigstens nach und nach ihre Gesundheit wieder erlangen könne, und als ich bedachte, daß sie doch eine freiere Luft einathmen, ruhig ihren Schlaf hinschlummern, nicht stets zittern vor dem unzertrennlichen zornigen Schatten ihres trunkenen Gemahls, kurz, daß sie leben dürfe; schienen mir alsbald die schrecklichen Tage der Entfernung, denen ich mich zu unterwerfen gezwungen war, minder grausam und minder lang. Wenige Tage nur hielt ich mich in Rom auf, und in diesen bewog mich die Liebe zu unendlichen Gunstbewerbungen und Kunstgriffen, die ich nicht um die Herrschaft der Welt ins Werk gesetzt haben würde; Gunstbewerbungen, die ich zu unternehmen heftig verweigerte, als ich auf der Schwelle des Tempels des Ruhms erschien, und, wiewol ich ungewiß war, ob ich Zutritt erlangen möchte, doch niemals Diejenigen durch Schmeicheleien oder Opfer gewinnen wollte, die ihn bewachen, oder zu bewachen vermeinen. Ich fügte mich

damals Visiten, ja den Hof ihrem Schwager zu machen, von dem allein noch ihre künftige völlige Freiheit abhing, mit der wir uns Beide schmeichelten. Ich will mich nicht eben über die Personen dieser beiden Brüder verbreiten, denn sie waren damals allgemein bekannt; und wenngleich wahrscheinlich die Zeit sie in gänzliche Vergessenheit begraben haben mag, so erwarte man nicht von mir, daß ich sie daraus hervorziehe, denn loben kann ich sie nicht und tadeln will ich sie nicht. Der Umstand indessen, daß ich meinen Stolz vor ihnen demüthigte, kann für einen hinreichenden Beweis meiner Liebe gelten. — — Die Angelegenheiten meiner Dame wurden indeß etwas leichter: gegen Ende des März hatte sie vom Papst die Erlaubniß erhalten, das Kloster zu verlassen, und, gleichsam stillschweigend von ihrem Manne getrennt, sich in einer Wohnung aufhalten zu dürfen, die ihr Schwager ihr in seinem Pallaste in der Stadt überließ. Ich hätte nach Rom zurückkehren mögen und fühlte doch vollkommen wohl, daß es für jetzt nicht anging. Die Kämpfe, die ein zartes, ehrliebendes Herz zwischen Liebe und Pflicht erfährt, sind die fürchterlichsten und tödtendsten Gefühle, die ein Mensch jemals bestehen kann. Ich zögerte den ganzen April und auch den ganzen Mai hatte ich mir vorgenommen so hinzuschleppen, aber gegen den zwölften desselben war

ich, gleichsam ohne es zu wissen, in Rom. Kaum war ich angekommen, als ich von der Nothwendigkeit und Liebe unterrichtet und angefeuert, den schon begonnenen Lauf höfischer Bewerbungen und Gewandtheiten fortsetzte und vollendete, um nur dieselbe Stadt bewohnen und die theure Geliebte daselbst sehen zu können. So war ich denn nach so vielen Schwärmereien, Bemühungen und Anstrengungen, mich frei zu machen, auf einmal in einen Visiten abstattenden, Ehrfurcht bezeigenden, die Straßen Roms durchmessenden Menschen verwandelt, als wäre ich ein Candidat, der eine Beförderung zur Prälatur nachsuchte. Alles that ich, in Alles fügte ich mich und blieb in Rom, geduldet von jenen Gewaltigen und selbst von den Geistlichen begünstigt, die bei den Angelegenheiten meiner Dame die Hand im Spiele hatten oder sich einmischten. Aber gut für sie war es, daß sie von ihrem Schwager und seinem elenden Anhange nur in den Dingen der bloßen Convenienz, keineswegs in ihrer Subsistenz abhing, die sie im Ueberfluß und auf eine sehr ehrenvolle und vor der Hand sichere Weise wo andersher hatte."

Bei diesen betrübenden Vorfällen ist allerdings Einiges noch besonders herauszustellen. Die Art, wie der arme Ehemann um den Besitz seiner Gattin gleichsam, oder vielmehr nicht gleichsam, sondern ganz offenbar

betrogen wurde, hat etwas das Gefühl tief Verletzendes, mag man immerhin anführen, daß es kaum ein anderes Mittel gab, die unglückliche Frau in Freiheit zu setzen. Der Besuch im Kloster, dann die Entführungsreise nach Rom und dabei alle jene Anstalten, die von einer Perfidie und Geschicklichkeit zeugen, die einem italienischen Bravo Ehre machen würden, werfen kein günstiges Licht auf die Verbündeten und lassen Carl Eduard, der sonst unbedingt die öffentliche Stimme gegen sich hat, verzeihlich erscheinen, wenn er sich gegen Verrath und niedre Treulosigkeit beklagt; denn er hatte Alfieri gastfreundlich und vertrauend in sein Haus aufgenommen. Im Uebrigen können wir jedoch dem Verfasser der „römischen Briefe" nicht beipflichten, wenn er meint, der Dichter habe sich der unehrerbietigsten Ausdrücke und des lautesten Tadels gegen den Mann seiner Dame bedient; die obige Stelle zeigt, wie Alfieri mit Maaß und Schonung über ihn spricht: „Da ich ihn nicht loben kann und nicht tadeln mag, so will ich über ihn schweigen," sagt er, und diese Aeußerung ist milde und rücksichtsvoll, wie man sie in solchen Verhältnissen nur immer verlangen mag.

In Rom lebten die Liebenden nun vereint, wie es scheint, auf eine freie und ungezwungene Weise. Die Gräfin lebte im Pallaste des Cardinals, Alfieri, der die

Villa Strozzi zu seinem Wohnorte gewählt hatte, besuchte sie täglich, und in einem Kreise von Freunden und Gleichgesinnten wurden einige Tragödien des Dichters aufgeführt, namentlich seine Antigone. Später brachen jedoch Klatschereien aller Art aus und Alfieri mußte Rom verlassen. Auch die Gräfin schied 1784 aus dieser Stadt und erst nach sechzehnmonatlicher Trennung sahen sich beide in Colmar im Elsaß wieder.

Mittlerweile war der Graf von Albani 1783 heftig erkrankt, jedoch wieder genesen; allein seine völlig zu Grunde gerichtete Gesundheit ließ keine sehr lange Lebensdauer mehr hoffen. Im Jahr 1785 begab er sich zu seinem Bruder nach Rom. Hier hatte er eine natürliche Tochter bei sich, die er Gräfin Albani nannte und die die Frucht einer Verbindung mit einer Engländerin, Miß Walkinshaw war*). Sein Tod fällt ins Jahr 1788; er wurde 68 Jahr alt und starb in Rom. In der Kirche zu Frascati ward er zur Ruhe gebracht; eine pomphafte Inschrift und die vereinigten Kronen der drei Königreiche zieren die Stätte, wo man ihn bin-

*) Neuerdings ist in England eine Schrift publicirt worden, die sich «Tales of the Century» betitelt und in der von zwei angeblichen Abkömmlingen, Enkeln Carl Eduards, die Rede ist, welche auf den Thron Englands ihre Rechte geltend machen. Diese Mittheilungen tragen das Gepräge der Abenteuerlichkeit.

bettete, diesen Unglücklichen, dessen Unglück nicht einmal mehr Interesse einzuflößen im Stande war, so weit weg war die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen von ihm und seinem Geschlecht abgelenkt.

Unsere schöne Gräfin, denn schön war sie jetzt noch immer und blieb es auch — wenn wir dem von Fabre gemalten Bilde in Florenz Glauben schenken wollen, bis in ihr spätestes Alter, war nun frei und konnte nun ihrer Neigung folgen. Diese trieb sie, den Mann ihrer Wahl nicht länger der grausamen Prüfung auszusetzen, seine Tage in Einsamkeit und getrennt von ihr hinbringen zu müssen. Im Jahr 1787, also schon vor dem Ableben des Grafen, befand sie sich in Paris, Alfieri begab sich ebenfalls dahin, obgleich ihm die Stadt, wegen des Hasses, den er auf die Franzosen und ihre Zustände geworfen, höchst zuwider war. Nach dem Tode des Grafen lebten beide, fürder nicht mehr getrennt, in einem Hause, und Jedermann sah die Ehe zwischen beiden für geschlossen an, obgleich öffentlich hierüber keine Bekanntmachung ins Publikum gelangte. Ueber die Einwirkung der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls auf die Gräfin sagt Alfieri: „Wiewol dieser Tod wegen der wiederholten Zufälle, die seit mehren Monaten ihn betroffen hatten, schon seit geraumer Zeit vorherzusehen war, und wiewol die Wittwe dadurch völlig unabhängig

wurde und sie in ihrem Gemahl keinen Freund verloren hatte; so war ich bei dem allen zu meinem Erstaunen Augenzeuge, daß sie darüber von einem gewiß nicht verstellten noch vergrößerten Schmerze tief durchdrungen ward; denn keine Verstellung kam je in dieses reine, unvergleichliche Gemüth. Und zuverlässig hätte ihr Gemahl, ungeachtet der großen Ungleichheit der Jahre, in ihr die beste Gefährtin, und wenn auch nicht ein liebendes Weib, doch eine Freundin gefunden, wenn er sie nicht unaufhörlich durch sein rauhes, grobes und trunkenes Benehmen erbittert hätte. Ich war dieses Zeugniß der reinen Wahrheit schuldig."

Bei dem Beginn der Unruhen in Paris machten die Gräfin und Alfieri Pläne die Stadt zu verlassen; sie schwankten jedoch so lange, wohin sie sich wenden sollten; daß der ausbrechende Sturm sie noch immer am Platze fand und sie nunmehr ihre Flucht nur mit großer Gefahr bewerkstelligen konnten. Die Beschreibung dieser eiligen Abreise ist mit so lebendigen Farben gemalt, daß wir uns nicht versagen mögen, hier einen kleinen Auszug einzuschalten; sie lautet: „Am Sonnabend den 18. nach Mittag reisten wir ab. Kaum waren wir an die Barrière Blanche gekommen, welches für uns der nächste Ausweg war, um auf dem Wege von St. Denys nach Calais zu gehen, wohin wir uns

aufmachten, um auf das schnellste aus diesem unseligen Lande zu kommen, als wir daselbst drei oder vier einzelne Soldaten von der Nationalgarde fanden mit einem Officier, der, nachdem er unsere Pässe gesehen, sich entschloß, uns das Gitter dieses ungeheuren Gefängnisses zu öffnen und uns unseres Weges ziehen zu lassen. Aber neben der Barriere war eine Kneipe, aus welcher sich auf einmal ein dreißig vielleicht von jenen Henkern des Pöbels hervorstürzten, nackt, betrunken und rasend. Diese, sobald sie zwei Kutschen sahen, beschwert mit Koffern und Mantelsäcken, und ein Gefolge von zwei weiblichen und drei männlichen Domestiken, erhoben ein Geschrei, daß alle Reichen aus Paris entfliehen, alle ihre Schätze mitnehmen und sie im Elende und Weh zurücklassen wollten. Darauf begann ein Zank zwischen den wenigen und armseligen Garden und jenen vielen und schändlichen Bösewichtern, da jene uns hinauslassen, diese uns zurückhalten wollten. Ich sprang aus dem Wagen, mitten unter den Schwarm, alle sieben Pässe in der Hand, und zankte und schrie und tobte noch ärger als sie; ein Mittel, wodurch man immer mit den Franzosen fertig wird. Sie lasen Einer nach dem Andern die Beschreibungen unserer Personen und ließen sie sich vorlesen von denen, die lesen konnten. Zornig und wüthend nahm ich, ohne in diesem Augenblick die ent-

setzliche Gefahr zu kennen, in der wir schwebten, oder in der Leidenschaft zu achten, wol dreimal meinen Paß in die Hand und schrie mit lauter Stimme: da seht! hört! Alfieri ist mein Name; ein Italiener, kein Franzose; groß, hager, blaß, rothes Haar! bin ich das? seht mich an! der Paß ist mein; wir haben ihn auf gesetzmäßige Weise von Demjenigen erhalten, der ihn ertheilen kann! Wir wollen zum Thore hinaus und bei Gott! wir werden hinauskommen! — Länger als eine halbe Stunde dauerte dieser Auftritt auf der Gasse, ich zeigte gute Fassung und das rettete uns. Es hatten sich indessen mehr Menschen um die beiden Kutschen versammelt und Viele schrieen: wir wollen die Wagen verbrennen! Andere: wir wollen sie mit Steinen werfen; Andere: sie fliehen; es sind Adlige und Reiche, wir wollen sie zurückführen aufs Stadthaus, damit Gericht über sie gehalten werde. — Doch kurz, die schwache Hülfe der vier Nationalgarden, die auch etwas für uns sagten, und mein wildes Toben, mein Schreien mit einer wahren Ausruferstimme, mein Zeigen der Reisepässe, und mehr als Alles, die halbe Stunde Zeit und darüber, in welcher die Affentieger des Zankens müde geworden waren, erschlaffte ihre Zudringlichkeit. Die Wachen gaben mir einen Wink in den Wagen zu steigen, in welchem ich meine Dame gelassen hatte, man kann denken

in welchem Zustande; ich stieg daher ein, die Postilione setzten sich zu Pferde, man öffnete den Schlagbaum und in vollem Jagen ging's hinaus, verfolgt von den Schimpfreden, Schmähungen und Verwünschungen dieses Gesindels. Nachdem wir dieser Hölle entgangen waren, kamen wir in zwei und einem halben Tage nach Calais, während welcher Zeit wir wol vierzigmal unsere Pässe vorzeigten. Wir erfuhren nachher, daß wir die ersten Fremden gewesen waren, die nach der Katastrophe des zehnten August aus Paris und aus dem Lande gingen. Auch sagte man uns, daß am 20. August, den ich glücklicher Weise um zwei Tage anticipirt hatte, dieselbe Section, die uns die Pässe gegeben hatte (welche Dummheit und Narrheit!), in Pleno gekommen sei, um die Dame zu verhaften und ins Gefängniß zu führen. Es begreift sich, weil sie adlig, reich und untadelhaft war. Mir, der ich immer weniger gegolten als sie, erwies man damals diese Ehre nicht. Da sie uns nicht fanden, hatten sie unsere Pferde, Möbeln, Bücher und Alles confiscirt, dann unsere Einkünfte sequestrirt und uns Beide für Emigranten erklärt." —

Die Fliehenden begaben sich zuerst nach Brüssel, von dort im Herbste durch das südliche Deutschland über die Alpen nach Toscana. Am Lungarno zu Florenz erkaufte der Dichter eines der Häuser der Familie Gian-

figliazzi, das eine schöne Aussicht nach den Bosketts des untern Flußufers und den Marmorbergen Seravezzas und Cararas gewährt. Hier wohnten er und die Wittwe Carl Eduards bis an ihr Lebensende. Als die Franzosen in Florenz erschienen, flüchtete der alternde Dichter, der den Anblick dieser ihm so verhaßten Nation nicht ertragen konnte, aus der Stadt und bewog seine Freundin, mit ihm zugleich eine Villa zu beziehen; sie kamen Beide jedoch bald wieder in die Stadt zurück. Da Beide große Verluste an ihrem Vermögen gelitten hatten, zudem Alfieri's zunehmende Kränklichkeit ihn noch abstoßender und verschlossener gegen die Gesellschaft stimmte, sahen sie wenig Leute bei sich und lebten in einer Einsamkeit, die der ähnlich war, in der die Gräfin an der Seite ihres Gemahls damals geschmachtet hatte. Hier war jedoch die treueste Freundschaft, die zärtlichste und bis ans Ende unveränderte Liebe die versüßende Zugabe dieser Einsamkeit. Im Sommer 1802 erkrankte Alfieri ernstlich, am 14. Mai 1803 beendete er seine Selbstbiographie und am 8. October desselben Jahres nahm ihn der Tod hinweg. Seine treue Gefährtin, stets besorgt, sein edler Name könne nicht rein und erhaben genug auf die Nachwelt kommen, nahm den Genius Canova's in Anspruch, um die Stätte, wo die irdische Hülle des Freundes ruhte, den kommenden Ge-

schlechtern durch den Pomp und den Glanz der künstlerischen Schöpfung eines gefeierten Meißels bezeichnen zu lassen. Seltsamer Weise hatte beim Ableben Carl Eduards ebenfalls Canova einen Auftrag erhalten, ein Grabmonument für diesen zu fertigen. In der Kirche Sta. Croce, zwischen den Gräbern Michel Angelo's und Machiavelli's erhielt der Dichter seine Stätte. Er hatte schon etwa zehn Jahr vor seinem Tode, bei Anlaß einer sehr heftigen und dauernden Krankheit sich selbst eine Grabschrift und auch eine für seine Dame gesetzt, diese selbstgewählte Schrift nahm man jetzt nicht, statt ihrer die von der Gräfin angegebenen Worte:

Victorio Alfierio Astensi
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniae Comitissa.

Wie schon bemerkt, malte François-Xavier Fabre aus Montpellier das Bild der Gräfin und Alfieri; beide Bildnisse sind in der Galerie der Ufficien, im Saale, der der französischen Schule eingeräumt ist, aufgestellt. Wir entsinnen uns eines andern Bildes der jungen Prinzessin Stolberg, das wir im Schloß zu Werningerode gesehen haben, das jedoch jetzt nicht mehr daselbst befindlich ist, und demzufolge sie von einer seltenen Schönheit und Anmuth, besonders in dieser ihrer ersten Jugendblüthe, gewesen sein muß. Aus dem Charakterbilde,

das wir eben entworfen haben, zeigt sich jedoch, daß die Schönheit ihrer Seele die des Körpers noch überwogen hat. Eine seltene Frau war sie jedenfalls und vollkommen des Ruhms würdig, dessen sie bei ihren Zeitgenossen genoß und den willig ihr die Nachwelt spendet.

Sie lebte, da der Genosse ihrer schönsten Jahre von ihr genommen worden war, in einem kleinen Kreise auserwählter Freunde in Florenz. Der Andrang sie zu sehen — die Frau eines Königsenkels, die Geliebte eines Dichters — war groß, doch nur Wenigen öffneten sich ihre Gemächer. Lady Morgan, unverschämt und zudringlich wie immer, stets in brüsker Ungenirtheit in jedes Asyl ihre klatschhafte Feder tragend, durchbrach auch die Schranken, die die einsame Frau in ihrem stillen Schmerz um einen geliebten Todten um sich gezogen, und die vagabondirende gelehrte Dame hatte die Grausamkeit, ein frivoles Witzwort in diesen Räumen, in denen der Athem trüber und großer Geschicke geweht hatte, ertönen zu lassen. Sie nannte die Gräfin: Grande reine; und zwar dies in Beziehung auf den damals gerade statt findenden Tod Georg III. Man konnte nicht boshafter auf die vereitelten Hoffnungen der Stuarts und zugleich auf die der Familie Stolberg anspielen, wenn diese je solche gehegt hatten.

Die Gräfin Albani starb zu Florenz in einem Alter

von 72 Jahren, am 29. Januar 1824. Der Freund des Hauses, jener obengenannte Künstler, Herr Fabre, errichtete ihr Denkmal in der Sakramentskapelle von Sta. Croce. Die Wappen Großbritanniens und Frankreichs sind darauf angebracht. Die Inschrift ist dieselbe, die Alfieri entworfen, nur hat man die Zeile weggelassen, die von seiner Liebe Zeugniß gibt, sie lautet:

Hic sita est
Aloysia e principibus Stolbergiis
Albaniae Comitissa
Genere forma moribus
Incomparabili animi candore
Praeclarissima
Hannoniae Montibus nata
V. a. LXXII m. IV d. IX.
Ob. Florentiae d. XXIX m. Januarii
A. D. MDCCCXXIV
Grati animi et devotae reverentiae
monumentum.

Die von Alfieri componirte Inschrift lautete:

Hic sita est
Aloysia E. Stolbergis
Albaniae Comitissa
Incomparabili animi Candore
Praeclarissima
A. Victorio Alferio
Juxta. quem. Sarcophago. Uno
Tumulata est
Annorum — Spatio

Ultra. Res. Omnes. Dilecta
Et. Quasi. Mortale. Numen. Ab
Ipso. Constanter. Habita. Et — Ob
Servata
Vixit. Annos — Menses — Dies —
In — Hannoniae. Montibus. Nata
Obiit — Die — Mensis —
Anno. Domini. MDCCC —

Wenn der Dichter hätte ahnen können, daß man gerade das aus der Grabschrift hinwegließ, was als Aeußerung dessen diente, worauf er den ganzen Werth, wenigstens den schönsten Inhalt seines Lebens setzte, er hätte bitter sich beklagt über den Mangel an Achtung, dem man seinem letzten Willen gezollt; aber Herr Fabre ließ die Inschrift eingraviren, und Herr Fabre war selbst in die Gräfin verliebt, er hatte sich sogar um ihre Hand beworben, und das Gerücht hatte sich verbreitet, als habe sie ihm ihre Zusage gegeben; es war also ganz im Sinne des Ueberlebenden, diese kleine Kritik, die zugleich eine Rache war, an diesem Theile der Werke des Dichters zu üben. So gefährlich ist es, einem unglücklichen Liebhaber es zu überlassen, die Inschrift auf dem Grabe seines glücklichen Rivalen zu setzen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reumont:

Die Gräfin v. Albany,
Berl 1860
Lady Morgan's Memoirs

—

Fuchs

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander von

Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts In Bildnissen zusammengestellt

Bd.: 2

Leipzig (1848)

Biogr.c. 308 i-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071019-7